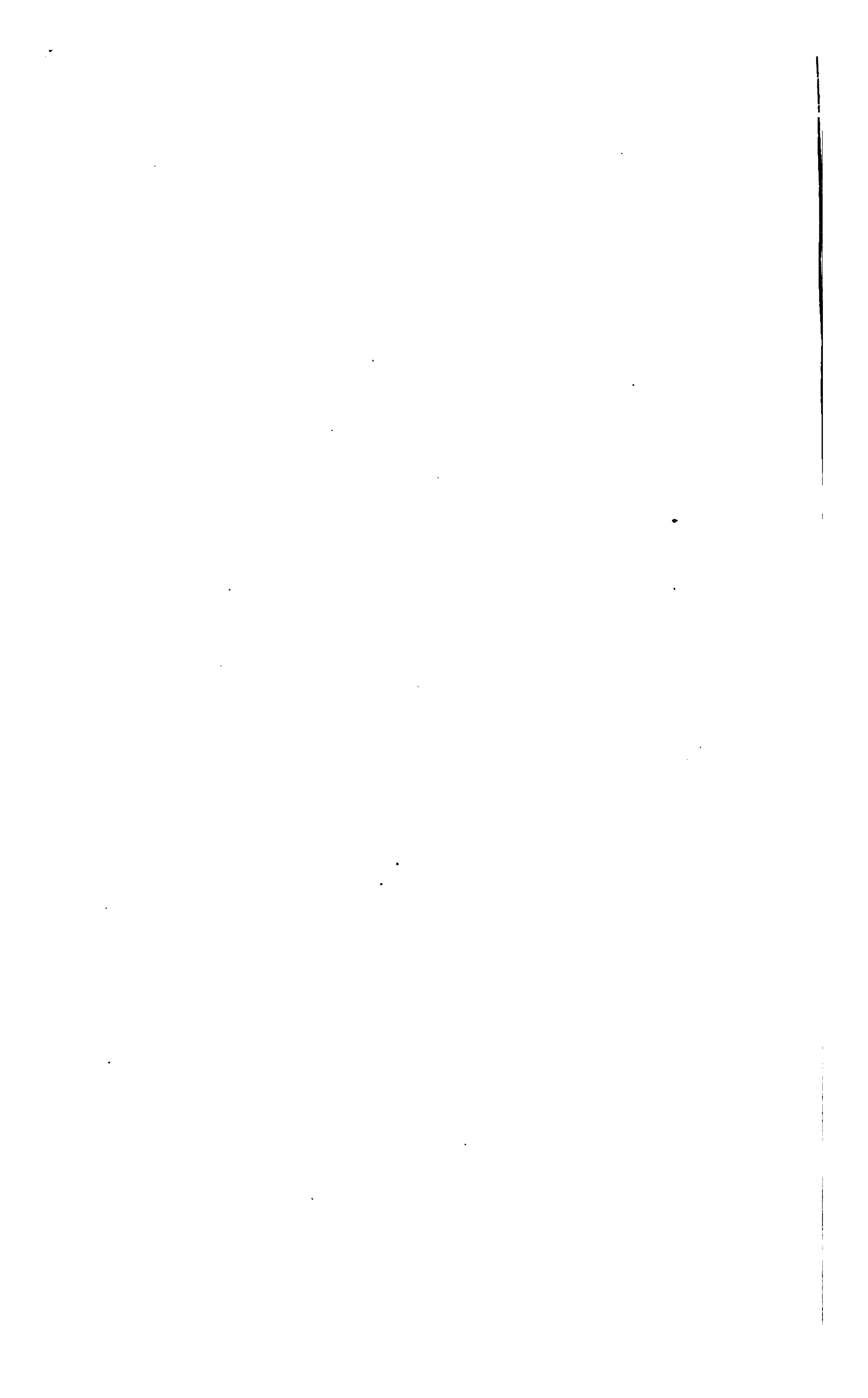
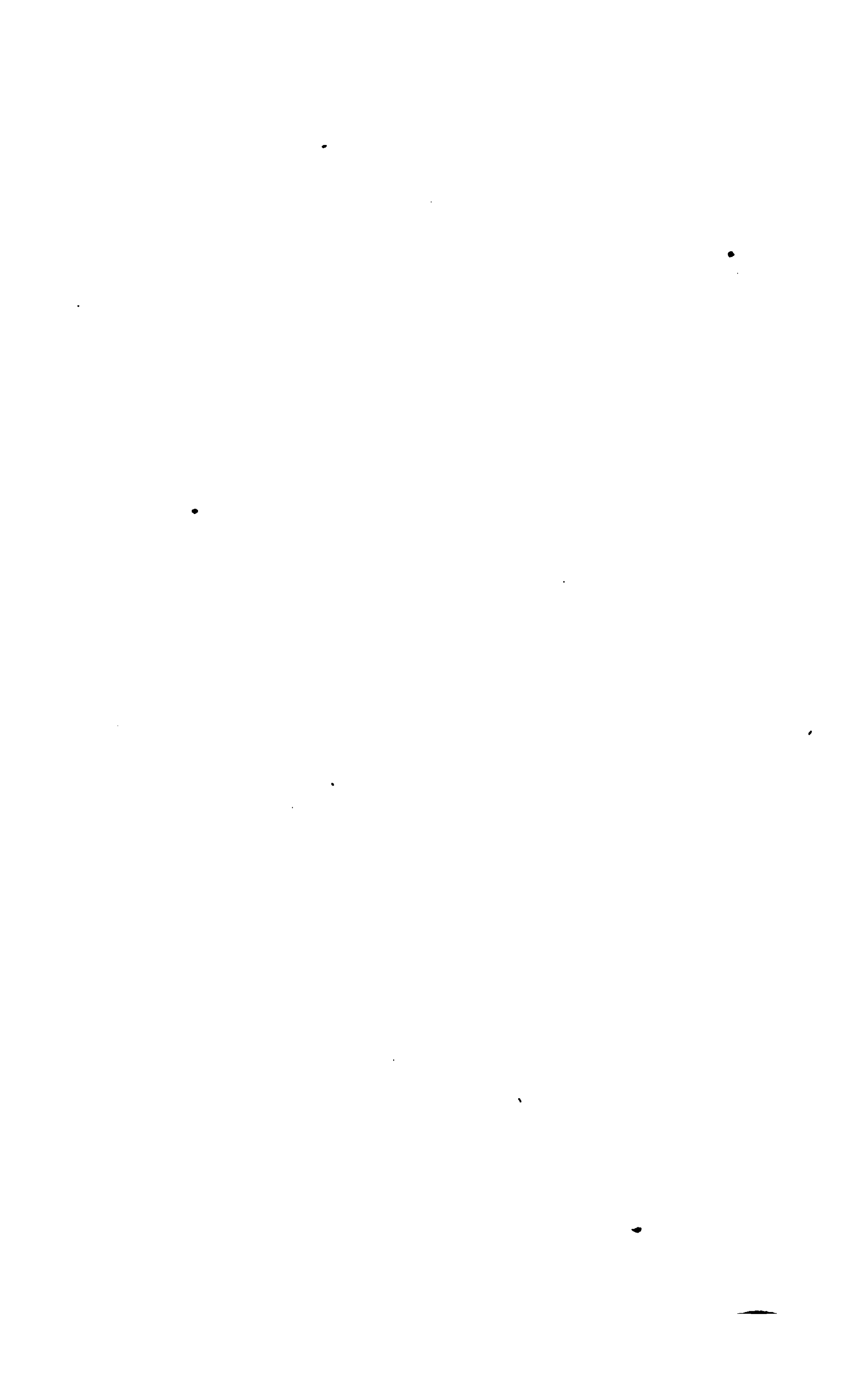








Vorrede.

Einer Einleitung kann die vorliegende Arbeit, so klein sie ist, nicht entrathen. Ihre Veranlassung und ihr Zweck sind so spezieller Natur, daß es nicht dem Leser überlassen werden darf, sich dieselben nach eignem Ermessen zu konstruieren, und gerade weil wir mit besonderer Absichtlichkeit die Kritik heraus zu fordern wünschen, müssen wir dafür besorgt sein ihr den richtigen Maßstab in die Hand zu geben, damit wir nicht unsres Zweckes theilweise verlustig gehen.

Es galt zunächst den Mitarbeitern und andern Freunden des im Werden begriffenen Stalder Redivivus das vielfach begehrte Lebenszeichen zu geben, aus welchem sie nicht bloß sich überzeugen sollten, daß ihre daran gewendete Mühe und Theilnahme nicht in einen bodenlosen Schlund auf Nimmerwiedersehen gefallen sei, sondern auch die Veranlassung bekämen sich ein Urtheil über die Befähigung der zunächst bethätigten Personen zu bilden.

Der geradeste Weg wäre nun allerdings ein Probebogen aus dem Idiotikon selber gewesen; allein das Stadium, in welchem sich die Vorarbeit leider zur Stunde noch befindet, macht denselben einstweilen zur Unmöglichkeit, da mit einem so lückenhaften Muster wir die Sache und uns selber in ein schiefes Licht gestellt hätten, was weder unserer eigenen Absicht, noch dem Verlangen unserer Gönner entsprechen würde. Daß gerade von Denjenigen der „Probebogen“ am Lautesten verlangt wird, welche selber noch

keine Feder für das Idiotikon angesetzt haben, ist begreiflich, da sie sich eben die Gelegenheit sich von den unglaublich großen Schwierigkeiten und Erfordernissen zu überzeugen nicht verschafft haben. Zur Stunde entbehren wir nicht bloß aus den Kantonen Basel Stadt, Schaffhausen (Stein zählen wir zur Thurgauer Mundart), Solothurn aller und jeder direkten Beiträge, sondern auch aus vielen andern liegen dieselben nur spärlich vor; namentlich darf, so lange die äußerst wichtigen Mundarten von Graubünden und Uri nicht reichlicher ausgebeutet sein werden, an eine abschließende Ausarbeitung nicht gedacht werden.

Somit waren wir für einmal auf eine Form der Behandlung gewiesen, bei welcher die berührten Mängel wenigstens nicht als wesentliche erschienen; und sobald durch das Verzichten auf den „Probebogen" auch die Wahl des Gegenstandes frei wurde, war es gegeben den Geschmack der Mehrzahl unsrer Freunde zu berücksichtigen. Wir zählen darunter nur wenige Sprachkenner, noch weniger Sprachforscher und Grammatiker. Etymologische und grammatikalische Untersuchungen, auf die es doch hauptsächlich ankam, durften daher, wenn anders sie gelesen werden sollten, mehr nur das Beiwerk bilden.

Wir glaubten das allgemeinste Interesse zu befriedigen durch einen antiquarisch-culturgeschichtlichen Stoff; und zwar bietet der gewählte, wie kaum ein anderer, Gelegenheit nicht bloß zur Vorführung einer Fülle von idiotischen Artikeln, sondern auch zur Darlegung aller Seiten des Idiotikons, so daß er auch uns hinwieder den praktischen Erfolg eintragen wird, unsern künftig noch handanlegenden Mitarbeitern auf die oft aufgeworfene Frage, was denn eigentlich in den Bereich der Aufzeichnungen falle, eine konkrete Antwort ertheilt, auch die Wichtigkeit sorgfältiger Lautbezeichnung, namentlich derjenigen der Quantitätsverhältnisse, begreiflich gemacht und nebenbei den Beweis geleistet zu haben, daß ein Idiotikon, welches mit Umgehung älterer Quellen sich bloß mit der Sammlung der gegenwärtigen noch erhaltenen Volkssprache begnügen wollte, nur einen beschränkten Werth hätte, der Wissenschaft nur sekundär dienen könnte.

Auch das Publikum, welches dem Idiotikon entgegensieht, kann sich darnach eine ungefähre Vorstellung machen, was es in demselben erwarten

dürfe. Natürlich wird die Form für dieses eine durchaus andre sein: was in der vorliegenden Arbeit mit aller Behaglichkeit breit getreten wurde, wird dort nur im Resultate registriert, andere Punkte dagegen sich dort ausgeführt und komplet finden, von denen hier nur Skizze oder Stückwerk am Platze war.

Auf der andern Seite aber legten wir uns gerade damit, daß wir uns an einen gewissen Stoff und an die Rücksicht auf unsre Mitarbeiter banden, eine Fessel an, die uns hinderte, den Sprachgelehrten, welche ein Interesse an unsrer Mundart nehmen, in dem Maße gerecht zu werden, wie uns selber lieb gewesen wäre. Solche haben nunmehr nicht bloß das ihnen Dienliche aus einem großen Ballaste anderweitiger Notizen, da der Zusammenhang der Arbeit erfordert, daß wir nicht bloß Neues und Eigenes geben, herauszulesen; sondern die populäre Behandlung auch der Partieen von rein sprachlicher Natur, welche für uns geboten war, zieht eine Menge von Mittheilungen nach sich, welche zum ABC der Sprachkunde gehören. Umgekehrt werden die selben Manches vermissen, was wir wieder aus Rücksicht für den größern Leserkreis bei Seite lassen und dem Idiotikon aufbehalten mußten, so namentlich die Quellenangaben. Indem wir ihnen aber an diesem Orte zumuthen, sich uns auf Treue und Glauben zu ergeben, versprechen wir die nachträgliche Beibringung der Belege, auch der Beweise für so manche in aller Nacktheit eingestreute Behauptung, zu seiner Zeit, glauben übrigens, daß man sich inzwischen leicht von unserer Gewissenhaftigkeit werde überzeugen können, sowie davon, daß in den wichtigern Fällen wir uns nicht mit dem Abschreiben von Referaten begnügten, sondern die Citate an den Quellen schöpften, weshalb wir zuweilen in die Lage kamen, von den verbreiteten Ansichten abzuweichen. Um unsere Leser nicht unnöthig zu ermüden, wurde häufig auch die Angabe der Fundorte der Idiotismen, welche später das Idiotikon sich wird angelegen sein lassen, verabsäumt, selbst auf die Gefahr hin, daß der Einzelne, dessen persönliche Mundart den betreffenden Idiotism nicht oder anders übt, uns von seinem beschränkteren Gesichtspunkte aus des Irrthums zeihe.

Hinwiederum aber hat die fortwährende Rücksicht auf das in Arbeit genommene Idiotikon und seine Bedürfnisse auch den hier zur Abhandlung gewählten Gegenstand beeinträchtigt. Wir mußten denselben einerseits be-

lasten mit sprachwissenschaftlichen Einschiebungen, welche den Fluß des Gedankens unterbrechen und den Umfang schwellen, ohne zur Erläuterung des Themas beizutragen, da er, der reich genug ist, um für sich abgehandelt zu werden, uns gewissermaßen nur zum Gestelle diente, um unsern mundartlichen Kram daran zu hängen. Anderseits durften wir wegen der Beschränkung, welche wir uns gemäß dem Titel dieser Arbeit auferlegen mußten, den Gegenstand, auch so weit wir das Zeug dazu besaßen, nicht von ferne erschöpfen. Wir mußten — um nur vom Conkreten zu sprechen — so manchen zur Forschung reizenden Ausdruck (z. B. Tellerbrot[1]), für den uns keine schweizerischen Belege zu Gebote standen, aus dem selben Grunde so manches zutreffende Sprichwort u. s. w. am Wege liegen lassen, und erlaubten uns sogar nur in beschränktem Maße die Unterstützung und Beweiskraft, welche die parallelen Erscheinungen anderer Dialekte gewähren, zu benützen[2].

Zu diesen Schwierigkeiten gesellt sich, daß uns, von einer ganz kleinen Skizze von Elsässer Gebäckenamen in Frommann's Zeitschrift abgesehen, keinerlei Vorarbeiten zu Gebote standen, wir vielmehr als Material, dessen wir bedurften, mit unverhältnißmäßiger Mühe Stück um Stück zusammenlesen mußten. K. Müller's Aufsatz über die ethische Bedeutung des Namens Brot ist uns nur dem Namen nach bekannt. Dafür standen uns einige bewährte Freunde mit der oft bewiesenen Freudigkeit zu; andere lernten wir

[1] Nur beiläufig die kurze Mittheilung, daß der Widerspruch zwischen den alten Überlieferungen über die Bedeutung dieses Ausdruckes und den Erklärungsversuchen der Gelehrten als gelöst zu betrachten ist, Dank unserem Landsmanne, Staatsarchivar Hotz, welcher gewiß eben so richtig als genial die vorliegende Form auf T e l l e, Feudalleistung, zurückführt.

Auch der Ausdruck halpbrôt gehört nicht in die vorliegende Sammlung, so sehr er, da die angebotenen Erklärungen desselben nicht befriedigen, zur Nachforschung reizt. In jener Stelle des Gregorius, wo ein ranft von halbem brôte unde ein trunc eines brunnen den Genügsamen sättigt, wird das bescheidene Quantum durch den Ranft bedeutet; in halb muß daher ein neues Moment stecken, und dieses kann nur dasjenige der Qualität sein. Dazu vgl. den Ausdruck Halbbier.

[2] Da wir aber ausländischen Gutes doch nicht durchaus entrathen konnten, so diene dem Leser, daß, was der Schweiz (wenn auch nicht durchweg als Sondergut) angehört, durch gesperrte Schrift ausgezeichnet worden ist. Antiqua soll das buchstäbliche Citat kennzeichnen.

bei diesem gegebenen Anlasse zum ersten Male kennen. Außer den Herren Präfekt Betschart in Schwyz, Prof. Hürbin in Muri, Subregens Lütolf in Solothurn und Pfarrer M. Tscheinen auf Grächen, von denen [1] wir wohl sagen dürfen, daß sie das Idiotikon mit uns auf die Schultern genommen haben, unterstützten uns mit Beiträgen speziell zu dieser Arbeit die Herren Reallehrer Altherr in Herisau, Seminarlehrer Huber von Silenen, Direktor Kilias in Chur, Rektor Leuzinger in Glarus, Dekan Pupikofer in Frauenfeld, Domherr Ruppen in Sitten, Pfarrer Zwicky auf Obstalden; ja wir verdanken wesentliche Förderung den Beiträgen der Frau Dr. Zehnder-Moser in Zürich und des Gymnasiasten A. Kägi von Bauma. Die Herren Prof. Hofmeister und Dr. Schauberg in Zürich, Staatsschreiber v. Stürler in Bern und Rathschreiber Zollikofer in St. Gallen haben sich durch freundliche Dienstleistung um das Zustandekommen unserer Arbeit ebenfalls sehr verdient gemacht. Den Antheil, welchen deutsche Gelehrsamkeit an der vorliegenden Arbeit hat, im einzelnen Falle zu bekennen, wäre für den Germanisten überflüssig und dem Laien lästig gewesen. Die Kenner der trefflichen Wörterbücher von Weigand mögen erachten, daß hier zu viel daraus reproduciert sei; allein es drängte uns, die Gelegenheit zu benutzen, um jene Bücher einem größeren Kreise ans Herz zu legen und einige Resultate derselben populär zu machen. Was man an der persönlichen Leistung des Verfassers billigen mag, davon gibt er mit Freuden die Ehre seinem theuren Lehrer und Landsmann Heinrich Schweizer-Sidler, dessen Unterrichte und Umgang er sowohl die Lust als den Muth zu diesen Studien zu danken hat.

Hinter solcher thätigen Theilnahme ist, was wir zu Wege gebracht haben, vielleicht allzuweit zurückgeblieben. Gewiß ist, daß wir [2] mehr Fragen,

---

[1] Das selbe gilt von Professor Dr. L. Tobler in Bern, Lehrer J. Frei von Ehrendingen, Lehrer J. Brunner auf dem Hörnli und drei Männern, die leider, noch bevor sie die Frucht ihres erstaunlichen Fleißes mit leiblichem Auge sehen konnten, dahingeschieden sind, Kaplan Matthys in Dallenwyl, Provisor Sulger in Stein und Pfarrer Zwingli in Dättlikon. Den fertigen Spezialidiotiken der Herren Pf. ImObersteg in Eggiwyl und Erziehungsrath Ineichen in Ballwyl wird an geeigneter Stelle die verdiente Auszeichnung zu Theil werden.

[2] Das gilt besonders von den Festgebäcken, welche ein zweites Heft nachholen wird, falls die Verhältnisse es gestatten.

als uns lieb ist, mußten unerledigt lassen, und solchen gegenüber müssen wir uns mit dem kleinen Troste begnügen, daß schon die bloße mit dem beharrlichen Streben nach Vollständigkeit vollzogene Sammlung der Wissenschaft ein Dienst ist, und werden uns freuen, wenn wir gelehrtere Leute zur weiteren Forschung gereizt haben.

Nach diesen nothwendigen, weil sich nicht von selbst verstehenden Erläuterungen, gewärtigen wir nun die Kritik sowohl über diese spezielle Abhandlung als über die Grundsätze, welche sich aus derselben für die Bearbeitung des Idiotikons ermessen lassen. Möchten uns recht viele Recensenten zu Theil werden, denen die Förderung der Sache am Herzen liegt, und möchte die Oberflächlichkeit, welche zwar — wir fühlen es selber — an mancher Stelle von der durch das Streben nach Kürze verschuldeten Schwerfälligkeit unseres Stiles zum Mitsprechen, und da sie unsere Worte nicht genugsam urgieren wird, zum Mißverständniß verlockt ist, diesmal lieber das Gold als das Silber wählen. In diesem Sinne bitten wir sogar um die Kritik und um eine rückhaltlose, so wahr als uns die Ehre des Vaterlandes, in deren Dienst wir uns und unsere Arbeit gestellt haben, höher steht als persönlicher Schein.

Zürich, im Frühjahr 1868.

Im Auftrage der Commission für das schweizerische Idiotikon:

Fritz Staub.

Inhaltsübersicht.

X. Exkurse S. 158—182

Obwohl das Brot begreiflicher Weise von unsern Mundarten keinen Sondernamen erfahren hat, so erfordert doch schon die Ehrfurcht vor dem Alter und vor der Bedeutung, welche die Sprache diesem Gebäcke, dem „König und Haupte aller Speisen“, wie Claud. Deobat es betitelt, oder in biblischer Rede, „dem Stabe des Lebens“, beilegt, daß in einer Abhandlung über Gebäckenamen dasselbe zum Ausgangspunkte genommen werde.

Brot vertritt die unabsehbare Masse der Spezialitäten, welche, um mit dem seligen Häffliger im Volkston zu reden, dem Menschen Lyb und Seel hübsch z'sämme binde; es bedeutet die Nahrung, den Lebensunterhalt überhaupt. Hundert Sprichwörter stützen sich auf diesen Sprachgebrauch. Daß vorg'gesse Brod fûli Werchlüt (Arbeiter) macht, sowie, daß vorg'gesse Brod nit b'schüßt (nicht ergiebig ist), ist leider richtig, auch wenn es Fleisch war. Frömd Brod g'schmöckt wohl, erwahrt sich zwar buchstäblich an unsern Kindern, mit Bezug auf welche es auch heißt: Frömd Brod g'schmöckt besser as 's eigi; und im Revers: An andrer Lüte Chinde und a frömde Hünde hät man 's Brod verlore; um so unzweifelhafter ist die Figürlichkeit des Wortes in dem Widerspiel zu dem eben genannten Sprichwort: Frömd Brod macht d' Baggen roth; dem beruhigend zur Seite geht: An andren Orten (oder allenthalben) ist au guet Brod essen; und, die Consequenz bis zur Unmoralität ausgesponnen: G'stole Brod g'schmöckt au wol. Eine dem letztern parallele Deutung würde zwar der Wortlaut von ung'gunne Brod, das nach unsern Mundarten „ung'wunnen (un-g'unnen) d. i. ungewonnen“ heißen kann, wohl gestatten; aber gewinnen (schweiz. g'wünnen, günnen) hat in denselben niemals den Sinn des Erwerbes durch Arbeit. Es meint vielmehr das Sprichwort in diesem Falle das homonyme ungegunnen, d. i. mißgönnt, und Ung'gunne Brod wird

au g'gessen, oder trüejet au an[1], soll ein Hohn oder ein Trost gegen den Neid sein.

Brot ist identisch gesetzt mit Leben, wie Herd (Erde) das Grab, den Tod bedeutet in der sich die Miene der Sachkenntniß und des Ernstes gebenden Scherzrede, womit z. B. über einen Husten der im Grunde Nichts sagende Spruch gethan wird: So ein Wueste[2] mueß Brod hän oder Herd.

Es ist nur Consequenz, wenn die Zufahrt des Lebensunterhaltes überhaupt, der Mund, bei uns Brodlaube[3], in Deutschland Brotloch[4], Brotmühle, Brotlade (Kärnthen), Brottasche (im alten Fasnachtspiel)[5],

---

[1] Trüejen, gedeihen, das engl. to thrive (jenes mit j, dieses mit w als Silbentrenner); Trüeter, eine Pflanze, welche am Spaliere gezogen ist und in Folge davon besonders reichliche Frucht abwirft. Wer sich für die übrige Sippschaft des Wortes interessiert, erhält reichliche Belehrung durch K. Regel in Kuhn's Z. f. V. Spr. X, 137.

[2] Auch ags. hvôsta.

[3] Ueber die eigentliche Bedeutung der Brotlaube vergl. den Exkurs im Anhange.

[4] Wie sehr es die bäurische Anthropologie, die wesentlich eine Antrologie ist, liebte, den Mund als Loch zu fassen, zeigt schon die bekannte Räthsel- und Scherzrede von den 7 Löchern im Kopf. Gewiß geht auch der Appenzeller Ausdruck Guetloch für eine Person, die sich durch süße Reden angenehm zu machen sucht, auf den Mund, den wir (und die Kärnthner) ebenfalls als Organ der Produktivität von mehr geistlicher Anschauung aus aber eben deshalb um so anstößiger auch Vaterunserloch betiteln. Der Mund ist nicht bloß receptiv. Die Volkssprache, welche ihn individualisiert und ihm als letztem Empfänger anrechnet, was er im Dienste eines größern Organismus zu verarbeiten bekommt, wird ihm doch wieder gerecht, indem sie auf der andern Seite die aus dem Munde hervorgehende Rede als dessen Gegenleistung acceptiert. Von einem Zungenfertigen heißt es, er gebe „sînem Mûl nit vergeben z'essen". Ja in der Abrechnung zwischen Soll und Haben kommt der Mund ordentlich glimpflich weg, denn es wird im Sprichwort zugestanden, daß es besser sei, „Alles zu essen als Alles zu tätschen (schwatzen)", und man verzichtet großmüthig auf den Rechnungssaldo, indem altväterische Tischzucht dem vorlauten kindlichen „Schnäbelchen" zuruft: „Schwyg und gib dem Mûl z'esse!" Ueberhaupt wird die produktive Thätigkeit desselben seinem Herrn leichter lästig. So sagt der Volkswitz als Schalksnarr: „Me verschnäpft si (verschnappt, vergallopiert sich) mit Nüt so wie mit dem Mûl. Me müeßt vil Pappe hā, wenn men alle Lüte wellt' d' Müler verschoppe." Der Mund ist nicht bloß Brotlaube, er ist auch Redhûs. Wer geläufig oder mit vorzüglicher Stimme spricht, hat ein gutes Redhûs — welcher Ausdruck eigentlich von klösterlicher Einrichtung stammt, wo er die zur Conversation zwischen den Laien und den in der Clausur Lebenden angewiesene Räumlichkeit bezeichnet, in der übergetragenen Verwendung aber wohl mehr an den Ausdruck Kopfhüsli (der oberste Theil des Gehäuses einer Wanduhr, wo das Uhrwerk sich befindet und das Zifferblatt durch eine Glasscheibe herausschaut; figürlich, das Haupt des Menschen, welches das Gehirnwerk und die Augenfensterchen trägt) sich anlehnte.

[5] Gerade wie in der Sprache der englischen Boxer breadbasket.

Brotraffe (Schlesien) und, da in der bildlichen Rede das **Mueß** als uralte **Speise ziemlich** den selben Rang einnimmt wie das Brot, Bernerisch der **Schlund** **Muesbüchel**[1] genannt wird. Analog heißt auch der Zahn **Brotschroter**, die Gurgel **Brotdrossel**.

Auf dem selben Sprachgebrauch beruht es, daß der, welcher, obwohl **unverheirathet**, eigenen Rauch führt, bei uns wie in Schwaben **Eigenbrötler** geheißen wird, oder wie unsere Offnungen es ausdrücken: **Welle (welcher) syn bsunder brott isset, der soll dem weibel ze wienacht ein Fladen gäben**; und: **Wer** (wäre es) **ouch, das dry oder vier by einer fürstatt weren, der jegklicher sin sunderbrot essi etc.** In der Offnung von Flaach sind die **yer** (ihr) **eygens brott essen** den Besitzern von „Zügen" d. i. Wagen und Zugvieh, gegenübergestellt. Das Ausscheiden aus gemeinsamem Haushalte wird bezeichnet mit **wa geschwustergitt** (Geschwister) **mit einandern teilent und iegklichs sin eigen brott ysset etc.**[2]

In Unterwalden nennt man spöttisch **Einmüeßler** den für sich „allein" haushaltenden Junggesellen, da überhaupt, wie schon gesagt, der Ausdruck **Mueß** dem Brote den Rang streitig macht als alterthümliche Bezeichnung des Lebensunterhaltes, oder wenigstens zu demselben die Ergänzung bildet; so in der Redensart, mit welcher das Erreichen des selbständigen Alters bezeichnet wird, **zû sinen tagen kommen und mues und brot gewinnen mögen.** So auch **i ds Vaters Mueß und Brod si**, d. i. noch im väterlichen Haushalte leben. Das Kinderlied (Rochh. Nr. 312) „**Nimm e Stückli Brod i Sack Und Habermehl i Ranze**" verbindet ebenfalls Beide als die materiellen Requisiten, welche der in Fröhlichkeit aufgehenden Seele genügen.

Was für ein tieferer Sinn sich übrigens gelegentlich hinter dem Ausdrucke „eigen Brot" auch noch berge, werden wir in der Folge sehen.

Um das Brot dreht sich, trotz dem Stoßseufzer des Pädagogus: **Schuelbrod für Brod**, das irdische Trachten des Menschen. **Nod sucht Brod**; darum bricht sie auch Eisen. Erst das Grab deckt diesen Hunger

[1] Ueber das Wort **Düchel** vergl. den Exkurs Nr. 2.

[2] Das Kloster Allerheiligen bezog den ganzen Nachlaß von solchen Eigenen, die **ihr besunder Brod hand und usgesundert sind, also dass sie mit Niemand weder Theil noch Gemein habend, und antragende Hände, an etlichen Enden Hagestolz, genennet werden.** Anderwärts begegnen uns die Namen Losjünger, Einläufige (d. i. für sich allein laufend), Sunderlüte. Sämmtliche Ausdrücke sind zweideutig, indem sie, je nach dem ins Auge genommenen Gegensatze, auch die Leibeigenen gegenüber den ansässigen oder den zur Genossenschaft verbundenen Freien bedeuten konnten.

zu; darum ist g'nueg Brod hän ein Euphemismus für todt sein[1], **Einem vom Brod helfen** für Einen vom Leben zum Tode bringen, und so steckt hinter der lächelnden Maske des (siebenbürg.) „Brotsparers" Niemand anders als der grause Sensenmann. Mit ähnlichem Humor betitelt denselben unser Maaler als den Juppenleerer.

Das Brot ist um so mehr befugt alle Nahrung zu vertreten, weil nach seinem Preise der Werth der Lebensmittel gemessen wird. In versteckter Weise geschieht Letzteres in dem Satze: Wann d' Narren kein Brod äßen, was würden wir für wohlfeile Zeiten haben!

Zuweilen spitzt sich die Sprache schalkhaft auf den Wortlaut fast bis zur Räthselrede. Men mueß um 's Brod arbeiten, eh men zum Fleisch chunnt (kommt). Er ist am eignen Brod wider guet worden, oder 's mueß Jede bi sym Brod wider z'friden werden, beschreibt sinnig das Gesunden des grollenden Herzens aus eigner Kraft, indem damit nicht bloß das Fernbleiben fremder Einmischung betont, sondern auch angespielt wird auf die heilende Wirksamkeit der Zeit und der sie erfüllenden schlichten Alltäglichkeit[2].

Dem Nidelbrod, das als solches kein Gebäck, sondern eher ein Geköch ist (daher anderwärts Gäbelisuppe genannt), wurde der Name allerdings nach dem solideren seiner Bestandtheile, dem in den siedenden Rahm eingeschnittenen und so gebratenen Brote ertheilt[3], so wie dem von den Schulkindern als Naschwerk, von armen Leuten in Ermangelung eines bessern genossenen Nußbrod, d. i. dem nach dem Auspressen der Nußkerne, und dem etwa zum Schmalzen der Erdäpfel, oder als Düngung, auch zum Verdrusse des Metzgers, als Mastung benutzten Ölbrod, d. i. dem nach Auspressung des Ölsamens (Raps) zurückbleibenden Kuchen wegen seiner Ähnlichkeit mit dem Brotlaibe. Dagegen ist der Anhaltspunkt für den Namen ein rein innerlicher beim Herrgottenbrod oder Herrgottensüppli; es ist dieß bei uns jenes zarte, große Strecken im lichten Walde bedeckende weißgraue Blümchen, das mit seinen drei zierlich zurückgeschlagenen, säuerlichen Blättchen genossen werden kann[4];

---

[1] In Bremen bezeichnet man einen abgelebten Menschen durch die Redensart, er habe sein Brot bis auf den Knauft, die letzte Rinde, gegessen.

[2] Es ist ein ähnlicher Sprachgebrauch, wenn der Prophet das Brot der Angst verheißt, womit er eine angstvolle Zeit, ein angstvolles Leben meint.

[3] Das Detail über diesen Leckerbissen der Sennen in den Vierwaldstätten, Zug, Glarus u. Appenzell siehe bei Scheuchzer u. Sulzer Bd. I, 63 und in Steinmüller's Schweiz. Alpen- u. Landw. I, 137. II, 179.

[4] L. Oxalis acetosella. In Würtenberg u. Baiern wird die ebenfalls von den Kindern genaschte rothe Blume des Klees mit gleichem Fuge so genannt.

wenn schon alle Nahrung, welche die schöne Erde uns schenkt, im Grunde **Herrgottenbrod** ist, so macht doch dieses Pflänzlein in besonderer Art den Eindruck eines ohne jegliches menschliche Zuthun gewonnenen Genusses, eines Fundes, wie sonst auch die milden Spenden geistlicher Stiftung Gottesbrote hießen; es ist das Manna der Kinder im Walde; heißt darum auch an manchen Orten Halleluja (an andern freilich sehr materialistisch Käs und Brot); in Kärnthen Muetergottesbrot oder Himmelbrot. Der alte Zürcher Lexikograph aber erklärt, den Bibelübersetzungen folgend, das letztere Wort mit manna, das ja die Speise der im Himmel wohnenden Engel ist (Ps. 78, 25), und auf dieser Bedeutung fußt die vergeistigende Umdeutung, welche ein Lied aus der Reformationszeit mit Anlehnung an Joh. 6, 32 versucht: dass wir | darin (in der Wüste) so lang sind gangen irr, | Da durch kumen in grosse not, | gibst du uns iez das himelbrot. Es lag daher nahe genug, die Hostie und das Nachtmahlbrot, das Symbol des heiligsten Pfandes, welches die im irdischen Brote verlorene Menschheit rettet, Himmelbrot zu nennen, und es thut der Tiefe dieser Beziehung keinen Eintrag, wenn dieselbe in alten kirchlichen Ceremonien eine rein äußerliche Darstellung erfuhr.[1]

Wenn noch andre Pflanzen Brötchen genannt werden, so sind die Vergleichungspunkte mehr und weniger äußerlicher Natur. So heißt die Samenkapsel des Habermarks, nachdem es verblüht hat, Haberbrötli.

Aus dem Blüthenstaube backen die Bienchen das Brot für ihren kleinen Haushalt, indem sie ihn in den wächsernen Backtrögen anfeuchten; wie der fleißige Arbeiter sich sein Gläschen und sein Stück Brot schmecken läßt, verzehren die Bienen ihr Immenbrod (welches glücklicherweise der habgierige Herr der Schöpfung nicht zu brauchen weiß) und trinken ein wenig Honig zu dem trockenen Zeug.

Daß auch die Cyklame einem Brote verglichen wird, ist neben den bisher aufgezählten Pflanzennamen nichts Absonderliches, und zwar scheint speziell die Wurzel damit gemeint zu sein, denn ein tessinischer Name ist pan terreno. Aber in denselben Gegenden gilt auch die Bezeichnung pamporzino, das genau unserm Sau- oder Schwînbrod entspricht. Dieser Name nun müßte allerdings frappieren, wäre er ernsthaft gemeint; denn von aller Kreatur darf am allerwenigsten das Schwein an der vom Herrn der Schöpfung monopolisierten Nahrung Theil haben, und wenn wir im Verlaufe dieser Abhandlung bei gewissen Veranlassungen Brot auch an die

[1] Am Auffahrtsfest — erzählt Seb. Frank in seinem Weltbuch von 1534 — zeucht man das erstanden bild zuo dem gewelb hinein. Daruff wirfft man oblat von hymel herab, zuo bedeüten das hymel brot.

X. Exkurse S. 158—182.

Obwohl das Brot begreiflicher Weise von unsern Mundarten keinen Sondernamen erfahren hat, so erfordert doch schon die Ehrfurcht vor dem Alter und vor der Bedeutung, welche die Sprache diesem Gebäcke, dem „König und Haupte aller Speisen", wie Claud. Deobat es betitelt, oder in biblischer Rede, „dem Stabe des Lebens", beilegt, daß in einer Abhandlung über Gebäckenamen dasselbe zum Ausgangspunkte genommen werde.

Brot vertritt die unabsehbare Masse der Spezialitäten, welche, um mit dem seligen Häffliger im Volkston zu reden, dem Menschen Lyb und Seel hübsch z'sämme binde; es bedeutet die Nahrung, den Lebensunterhalt überhaupt. Hundert Sprichwörter stützen sich auf diesen Sprachgebrauch. Daß vorg'gesse Brod fûli Werchlût (Arbeiter) macht, sowie, daß vorg'gesse Brod nit b'schüßt (nicht ergiebig ist), ist leider richtig, auch wenn es Fleisch war. Frömd Brod g'schmöckt wohl, erwahrt sich zwar buchstäblich an unsern Kindern, mit Bezug auf welche es auch heißt: Frömd Brod g'schmöckt besser as 's eigi; und im Revers: An andrer Lüte Chinde und a frömde Hünde hät man 's Brod verlore; um so unzweifelhafter ist die Figürlichkeit des Wortes in dem Widerspiel zu dem eben genannten Sprichwort: Frömd Brod macht d' Baggen roth; dem beruhigend zur Seite geht: An andren Orten (oder allenthalben) ist au guet Brod essen; und, die Consequenz bis zur Unmoralität ausgesponnen: G'stole Brod g'schmöckt au wol. Eine dem letztern parallele Deutung würde zwar der Wortlaut von ung'gunne Brod, das nach unsern Mundarten „ung'wunnen (un-g'unnen) d. i. ungewonnen" heißen kann, wohl gestatten; aber gewinnen (schweiz. g'wünnen, günnen) hat in denselben niemals den Sinn des Erwerbes durch Arbeit. Es meint vielmehr das Sprichwort in diesem Falle das homonyme ungegunnen, d. i. mißgönnt, und Ung'gunne Brod wird

au g'gessen, oder trüejet au an[1], soll ein Hohn oder ein Trost gegen den Neid sein.

Brot ist identisch gesetzt mit Leben, wie Herd (Erde) das Grab, den Tod bedeutet in der sich die Miene der Sachkenntniß und des Ernstes gebenden Scherzrede, womit z. B. über einen Husten der im Grunde Nichts sagende Spruch gethan wird: So ein Wueste[2] mueß Brod hän oder Herd.

Es ist nur Consequenz, wenn die Zufahrt des Lebensunterhaltes überhaupt, der Mund, bei uns Brodlaube[3], in Deutschland Brotloch[4], Brotmühle, Brotlade (Kärnthen), Brottasche (im alten Fasnachtspiel)[5],

---

[1] Trüejen, gedeihen, das engl. to thrive (jenes mit j, dieses mit w als Silbentrenner); Trüeter, eine Pflanze, welche am Spaliere gezogen ist und in Folge davon besonders reichliche Frucht abwirft. Wer sich für die übrige Sippschaft des Wortes interessiert, erhält reichliche Belehrung durch K. Regel in Kuhn's Z. f. V. Spr. X, 137.

[2] Auch ags. hvôsta.

[3] Ueber die eigentliche Bedeutung der Brotlaube vergl. den Exkurs im Anhange.

[4] Wie sehr es die bäurische Anthropologie, die wesentlich eine Antrologie ist, liebte, den Mund als Loch zu fassen, zeigt schon die bekannte Räthsel- und Scherzrede von den 7 Löchern im Kopf. Gewiß geht auch der Appenzeller Ausdruck Guetloch für eine Person, die sich durch süße Reden angenehm zu machen sucht, auf den Mund, den wir (und die Kärnthner) ebenfalls als Organ der Produktivität von mehr geistlicher Anschauung aus aber eben deshalb um so anstößiger auch Vaterunserloch betiteln. Der Mund ist nicht bloß receptiv. Die Volkssprache, welche ihn individualisiert und ihm als letztem Empfänger anrechnet, was er im Dienste eines größern Organismus zu verarbeiten bekommt, wird ihm doch wieder gerecht, indem sie auf der andern Seite die aus dem Munde hervorgehende Rede als dessen Gegenleistung acceptiert. Von einem Zungenfertigen heißt es, er gebe „sinem Mûl nit vergeben z'essen". Ja in der Abrechnung zwischen Soll und Haben kommt der Mund ordentlich glimpflich weg, denn es wird im Sprichwort zugestanden, daß es besser sei, „Alles zu essen als Alles zu tätschen (schwatzen)", und man verzichtet großmüthig auf den Rechnungssaldo, indem altväterische Tischzucht dem vorlauten kindlichen „Schnäbelchen" zuruft: „Schwyg und gib dem Mûl z'esse!" Ueberhaupt wird die produktive Thätigkeit desselben seinem Herrn leichter lästig. So sagt der Volkswitz als Schalksnarr: „Me verschnäpft si (verschnappt, vergallopiert sich) mit Nüt so wie mit dem Mûl. Me müeßt vil Pappe hä, wenn men alle Lüte wellt' d' Müler verschoppe." Der Mund ist nicht bloß Brotlaube, er ist auch Redhûs. Wer geläufig oder mit vorzüglicher Stimme spricht, hat ein gutes Redhûs — welcher Ausdruck eigentlich von klösterlicher Einrichtung stammt, wo er die zur Conversation zwischen den Laien und den in der Clausur Lebenden angewiesene Räumlichkeit bezeichnet, in der übergetragenen Verwendung aber wohl mehr an den Ausdruck Kopfhüsli (der oberste Theil des Gehäuses einer Wanduhr, wo das Uhrwerk sich befindet und das Zifferblatt durch eine Glasscheibe herausschaut; figürlich, das Haupt des Menschen, welches das Gehirnwerk und die Augenfensterchen trägt) sich anlehnte.

[5] Gerade wie in der Sprache der englischen Boxer breadbasket.

Brotraffe (Schlesien) und, da in der bildlichen Rede das Mueß als uralte Speise ziemlich den selben Rang einnimmt wie das Brot, Bernerisch der Schlund Mueßdüchel[1] genannt wird. Analog heißt auch der Zahn Brotschroter, die Gurgel Brotdrossel.

Auf dem selben Sprachgebrauch beruht es, daß der, welcher, obwohl unverheirathet, eigenen Rauch führt, bei uns wie in Schwaben Eigenbrötler geheißen wird, oder wie unsere Offnungen es ausdrücken: Welle (welcher) syn bsunder brott isset, der soll dem weibel ze wienacht ein Fladen gäben; und: Wer (wäre es) ouch, das dry oder vier by einer fürstatt weren, der jegklicher sin sunderbrot essi etc. In der Offnung von Flaach sind die yer (ihr) eygens brott essen den Besitzern von „Zügen" d. i. Wagen und Zugvieh, gegenübergestellt. Das Ausscheiden aus gemeinsamem Haushalte wird bezeichnet mit wa geschwustergitt (Geschwister) mit einandern teilent und iegklichs sin eigen brott ysset etc.[2]

In Unterwalden nennt man spöttisch Einmüeßler den für sich „allein" haushaltenden Junggesellen, da überhaupt, wie schon gesagt, der Ausdruck Mueß dem Brote den Rang streitig macht als alterthümliche Bezeichnung des Lebensunterhaltes, oder wenigstens zu demselben die Ergänzung bildet; so in der Redensart, mit welcher das Erreichen des selbständigen Alters bezeichnet wird, zü sînen tagen kommen und mues und brot gewinnen mögen. So auch i ds Vaters Mueß und Brod si, d. i. noch im väterlichen Haushalte leben. Das Kinderlied (Rochh. Nr. 312) „Nimm e Stückli Brod i Sack Und Habermehl i Ranze" verbindet ebenfalls Beide als die materiellen Requisiten, welche der in Fröhlichkeit aufgehenden Seele genügen.

Was für ein tieferer Sinn sich übrigens gelegentlich hinter dem Ausdrucke „eigen Brot" auch noch berge, werden wir in der Folge sehen.

Um das Brot dreht sich, trotz dem Stoßseufzer des Pädagogus: Schuelbrod für Brod, das irdische Trachten des Menschen. Nod sucht Brod; darum bricht sie auch Eisen. Erst das Grab deckt diesen Hunger

[1] Ueber das Wort Düchel vergl. den Exkurs Nr. 2.

[2] Das Kloster Allerheiligen bezog den ganzen Nachlaß von solchen Eigenen, die ihr besunder Brod hand und ussgesundert sind, also dass sie mit Niemand weder Theil noch Gemein habend, und antragende Hände, an etlichen Enden Hagestolz, genennet werden. Anderwärts begegnen uns die Namen Losjünger, Einläufige (d. i. für sich allein laufend), Sunderlüte. Sämmtliche Ausdrücke sind zweideutig, indem sie, je nach dem ins Auge genommenen Gegensatze, auch die Leibeigenen gegenüber den ansässigen oder den zur Genossenschaft verbundenen Freien bedeuten konnten.

zu; darum ist g'nueg Brod hän ein Euphemismus für todt sein [1], Einem vom Brod helfen für Einen vom Leben zum Tode bringen, und so steckt hinter der lächelnden Maske des (siebenbürg.) „Brotsparers" Niemand anders als der grause Sensenmann. Mit ähnlichem Humor betitelt denselben unser Maaler als den Juppenleerer.

Das Brot ist um so mehr befugt alle Nahrung zu vertreten, weil nach seinem Preise der Werth der Lebensmittel gemessen wird. In versteckter Weise geschieht Letzteres in dem Satze: Wann d' Narren kein Brod äßen, was würden wir für wohlfeile Zeiten haben!

Zuweilen spitzt sich die Sprache schalkhaft auf den Wortlaut fast bis zur Räthselrede. Men mueß um 's Brod arbeiten, eh men zum Fleisch chunnt (kommt). Er ist am eignen Brod wider guet worden, oder 's mueß Jede bi shm Brod wider z'friden werden, beschreibt sinnig das Gesunden des grollenden Herzens aus eigner Kraft, indem damit nicht bloß das Fernbleiben fremder Einmischung betont, sondern auch angespielt wird auf die heilende Wirksamkeit der Zeit und der sie erfüllenden schlichten Alltäglichkeit [2].

Dem Nidelbrod, das als solches kein Gebäck, sondern eher ein Geköch ist (daher anderwärts Gäbelisuppe genannt), wurde der Name allerdings nach dem solideren seiner Bestandtheile, dem in den siedenden Rahm eingeschnittenen und so gebratenen Brote ertheilt [3], so wie dem von den Schulkindern als Naschwerk, von armen Leuten in Ermangelung eines bessern genossenen Nußbrod, d. i. dem nach dem Auspressen der Nußkerne, und dem etwa zum Schmalzen der Erdäpfel, oder als Düngung, auch zum Verdrusse des Metzgers, als Mastung benutzten Ölbrod, d. i. dem nach Auspressung des Ölsamens (Raps) zurückbleibenden Kuchen wegen seiner Ähnlichkeit mit dem Brotlaibe. Dagegen ist der Anhaltspunkt für den Namen ein rein innerlicher beim Herrgottenbrod oder Herrgottensüppli; es ist dieß bei uns jenes zarte, große Strecken im lichten Walde bedeckende weißgraue Blümchen, das mit seinen drei zierlich zurückgeschlagenen, säuerlichen Blättchen genossen werden kann [4];

[1] In Bremen bezeichnet man einen abgelebten Menschen durch die Redensart, er habe sein Brot bis auf den Knaust, die letzte Rinde, gegessen.

[2] Es ist ein ähnlicher Sprachgebrauch, wenn der Prophet das Brot der Angst verheißt, womit er eine angstvolle Zeit, ein angstvolles Leben meint.

[3] Das Detail über diesen Leckerbissen der Sennen in den Vierwaldstätten, Zug, Glarus u. Appenzell siehe bei Scheuchzer u. Sulzer Bd. I, 63 und in Steinmüller's Schweiz. Alpen- u. Landw. I, 137. II, 179.

[4] L. Oxalis acetosella. In Würtenberg u. Baiern wird die ebenfalls von den Kindern genaschte rothe Blume des Klees mit gleichem Fuge so genannt.

wenn schon alle Nahrung, welche die schöne Erde uns schenkt, im Grunde Herrgottenbrod ist, so macht doch dieses Pflänzlein in besonderer Art den Eindruck eines ohne jegliches menschliche Zuthun gewonnenen Genusses, eines Fundes, wie sonst auch die milden Spenden geistlicher Stiftung Gottesbrote hießen; es ist das Manna der Kinder im Walde; heißt darum auch an manchen Orten Halleluja (an andern freilich sehr materialistisch Käs und Brot); in Kärnthen Muetergottesbrot oder Himmelbrot. Der alte Zürcher Lexikograph aber erklärt, den Bibelübersetzungen folgend, das letztere Wort mit manna, das ja die Speise der im Himmel wohnenden Engel ist (Ps. 78, 25), und auf dieser Bedeutung fußt die vergeistigende Umdeutung, welche ein Lied aus der Reformationszeit mit Anlehnung an Joh. 6, 32 versucht: dass wir | darin (in der Wüste) so lang sind gangen irr, | Da durch kumen in grosse not, | gibst du uns iez das himelbrot. Es lag daher nahe genug, die Hostie und das Nachtmahlbrot, das Symbol des heiligsten Pfandes, welches die im irdischen Brote verlorene Menschheit rettet, Himmelbrot zu nennen, und es thut der Tiefe dieser Beziehung keinen Eintrag, wenn dieselbe in alten kirchlichen Ceremonien eine rein äußerliche Darstellung erfuhr.[1]

Wenn noch andre Pflanzen Brötchen genannt werden, so sind die Vergleichungspunkte mehr und weniger äußerlicher Natur. So heißt die Samenkapsel des Habermarks, nachdem es verblüht hat, Haberbrötli.

Aus dem Blüthenstaube backen die Bienchen das Brot für ihren kleinen Haushalt, indem sie ihn in den wächsernen Backtrögen anfeuchten; wie der fleißige Arbeiter sich sein Gläschen und sein Stück Brot schmecken läßt, verzehren die Bienen ihr Immenbrod (welches glücklicherweise der habgierige Herr der Schöpfung nicht zu brauchen weiß) und trinken ein wenig Honig zu dem trockenen Zeug.

Daß auch die Cyklame einem Brote verglichen wird, ist neben den bisher aufgezählten Pflanzennamen nichts Absonderliches, und zwar scheint speziell die Wurzel damit gemeint zu sein, denn ein tessinischer Name ist pan terreno. Aber in denselben Gegenden gilt auch die Bezeichnung pamporzino, das genau unserm Sau- oder Schwinbrod entspricht. Dieser Name nun müßte allerdings frappieren, wäre er ernsthaft gemeint; denn von aller Kreatur darf am allerwenigsten das Schwein an der vom Herrn der Schöpfung monopolisierten Nahrung Theil haben, und wenn wir im Verlaufe dieser Abhandlung bei gewissen Veranlassungen Brot auch an die

[1] Am Auffahrtsfest — erzählt Seb. Frank in seinem Weltbuch von 1534 — zeucht man das erstanden bild zuo dem gewelb hinein. Daruff wirfft man oblat von hymel herab, zuo bedeüten das hymel brot.

Hausthiere abgeben sehen, immer bleibt das unreine Schwein vor die Schwelle des heiligen Stoffes verwiesen. Jene übermüthige Müllerin, welche das Brot ihren Schweinen statt den Armen gibt, hat in der Ewigkeit keine Ruhe. (Rochholz, A. S. II, 136.)

Allein hier beginnt eben die Sprache das Spiel der Komik. Das Schwein, die Karikatur des Menschen, mag sich die wüste Wurzel aus dem Boden herauswühlen und das für sein Brot haben, was damit zur Karikatur des rechten Brotes wird. In diesem Sinne empfängt auch der Repräsentant unseres Erbfeindes sein Brot: ein italiänischer Pflanzenname ist pan di serpe; das ärgste Zerrbild aber hält die Schalksnatur der Sprache dem Herrgottenbrote entgegen, indem jenes Pflänzchen, der Sauerklee, welches man zu der nämlichen Zeit blühen sieht, da des Gucuck's Ruf ertönt, als wäre es expreß für diesen Herrn aufgetischt, eben so häufig Guggerbrod, auch franz. pain de coucou, tessinisch pan cuculo, romansch paun cucù oder paun e chaschöl cucu (Guckucks Butterbrot) geheißen wird; der Gucuck aber ist niemand Geringerer als der Gottseibeiuns, wenn seine Majestät incognito reist. Doch der Witz wächst gerne auch in grausamen Hohn aus. Wer erinnert sich nicht des Steines, der dem Hungrigen statt Brotes geboten wird (Matth. 7, 9)? So erzählt die Sage von den Kindern, welche der „Bölimann“ in einer Höhle am Ütliberg eingesperrt hielt: „Sie aßen Brot, gebacken aus Spänen“, etwa wie der zum Tode betrübte Psalmist (102, 10) statt Brotes die Asche verzehrt, in welcher das Brot gebacken zu werden pflegte. Wenn im Wallis der Vater sein Kind mit der Ruthe züchtigen muß, so gibt er ihm birchis (aus Birkenholz) Brod z'chörun (zu kosten) (oder kuriert es mit dem Doktor Bircher). Von einer harten Jugendzeit heißt es, man habe mē Schläg überchō weder Brod (mehr Schläge bekommen als Brot.)

Auch der Name Hungerbrot, den das Gramen cyperinum trägt, ist lauter Spott; ebenso wenn die Kinder mit tückischem Scherze dem arglosen Gespielen die Grasrispen durch den Mund ziehend, ihm während es sich des garstigen zwischen den Lippen gebliebenen Spelzes zu entledigen sich abmüht, höhnisch versichern, Hasenbrötli schmecken süß.[1]

[1] Da bekanntlich die Leserinnen weder Noten noch was „unter dem Strich ist“ beachten, so sei es gewagt, hierher eine zwar derbe, aber kräftige Fratze zu setzen, welche auf das Butterbrot gemünzt ist, um in grottesker Weise den Zustand kindlicher Genügsamkeit der Überkultur der spätern Zeit entgegenzuhalten. 's war Eim nie baß, als do man Schnuder und Brod aß.

An dieser Stelle sei auch des Morgenbrotes erwähnt, das den „Mähdern" vor Sempach von den Eidgenossen gebracht wurde.

Aus demselben Grunde nun, aus welchem Brot den Namen lieh für Speise überhaupt, muß auch Speise vornehmlich das Brot bezeichnen. Und wirklich wird bei den Hirtenvölkern unseres Gebirges unter Spîs ganz speziell und ausschließlich Käse und Brot verstanden. Dem Wirthe in jenen Gegenden kommt es wunderlich und ungeschickt vor, wenn etwa Unsereiner Käse und Brot verlangt. E Bitz Spîs ist es, was man dem Hirten von Hause mit auf den Weg gibt, etwa im Spîsbüntel; im Spîstüechli trägt man dieselbe Kost den Arbeitern als Neune- oder Abendbrot zu. Wie man anderwärts, um stark zu verneinen, „keine Brotkrume" gebraucht, sagt der Bündner kei Spîsli und meint die Brosame Käse[1]. Das oben erwähnte Guggerbrod heißt im Simmenthal Guggerspîs; und wie das Wort gemeint sei, sagt der romansche Name derselben Pflanze, paun e chaschöl cucu. Übrigens ist genauer gesprochen Spîs eben nicht Kost, sondern im Unterschiede von dieser, der gekochten, ist es der trockene Lebensunterhalt.

Von dieser Beschränkung des Begriffes Speise wußten allerdings auch im 16. Jahrh. unsere Lexikographen, in städtischen Verhältnissen sich bewegend, Nichts; weder Dasypod, noch Fries und Maaler. Der Letztere stellt u. A. zusammen: Milch, Käss vnd fleiss (Fleisch) ist mein Speyss. Das lateinische Obsonium übersetzt er mit: Allerley Speyss on weyn vnd brott. Im Gegentheil scheint das Wort eher einen weitern Begriff gehabt zu haben als in der jetzigen Schriftsprache; wir lesen sogar bei Etterlin, dem Nachbar der Bergkantone: Es was ouch in dem selben gesässe (Belagerung), aller Ratt (Vorrath) vnd spyss, von win vnd brott vnd alles anders des man geleben solt.

Wir können diesen Gegenstand nicht verlassen, ohne aufmerksam zu machen auf eine Stelle in Müller's Schweizergeschichte, aus welcher sich ein kulturhistorischer Blick thun läßt. Müller redet von den muntern Guggisbergern, „welchen in der Sprache ihrer alten Sitten jetzt noch nur Käse eine Speise und nur Vieh Waare ist." Seither allerdings hat die Kultur der umliegenden Niederungen auch an die Felsenhörner dieses verlorenen Postens hinaufgezüngelt, hat die Begehrlichkeit gereizt und die Augen geöffnet. Die Röcke der Weiber sind lang geworden, und auf den Tisch des Landmanns ist

---

[1] Unser Gewährsmann, ein vorzüglicher Kenner seiner Mundart, gibt eine andere Auffassung dieser Negation nicht zu. Span, Splitter, was obiges Wort in andern unserer Mundarten heißt, wo es aus Sprîßli abgeschwächt ist, scheidet er bestimmt davon mit dem Ausdruck Spißli.

das Brot gekommen, damit der Begriff des Wortes Spîs completer geworden. Aber steigen wir in die weiter zurückgeschobenen Gebirge, ins sogenannte Oberland und ins Siebenthal, so treffen wir noch heutzutage jenen primitiven Sprachgebrauch; dort unterscheidet man noch Spîs und Brod.

Am Schlusse des vorigen Jahrhunderts erzählt Ebel aus Appenzell, das doch sonst wegen seiner Bäckerei berühmt ist, daß Brot daselbst keine allgemeine Speise sei. Außer den Erdäpfeln dienen Käse und Fetzenziger, d. i. der in Leinwandlappen (Fetzen) geräucherte und dadurch fest und haltbar gemachte Zieger, statt Brotes. Daher heißt, was wir oben mit Guggerbrod bezeichnet sahen, hier Guggerkäs.

Zu unserer Zeit ist, den Käse ohne Brod zu essen, im Sprichworte wohl allenthalben als Extravaganz angesehen, und darauf beruht auch die Anwendung dieses Ausdruckes auf Extravaganzen in geschlechtlicher Beziehung, in dem Sinne, der ungefähr den Revers bildet zu jener andern ebenfalls unter Viehzucht treibenden Völkern entstandenen Räthselrede: Die Kueh mit sammt dem Kalbe kaufen. Danach erklärt sich die sprichwörtliche, in Zürich umgehende, aber kaum mehr verstandene Verwarnung, wer Käse ohne Brod esse, bekomme Läuse, oder nach einer andern Version, er komme in den Läusturn, d. i. eine Prison, welche anno 1816 geschleift wurde. (Bluntschli, Memor. Tig. 475 und besonders Erni S. 23.)

Der Käse erscheint in Lied und Spruch vielmals als die Zuthat, welche eigentlich erst das Brot zur Mahlzeit macht, und beide Wörter daher oft vermählt. Chäs und Brod sind guet für d' Nod, und diesem parallel: Wem Chäs und Brod nit g'schmöckt, der ist nit hungerig. Es ist die Kost des Ackermanns, daher das Räthsel: Vorn lebendig, in der Mitte todt, hinten mag es wohl Käs und Brot. Auch der Junge verspricht fleißig die Geißen zu hüten, wenn die Mutter freigebig mit Käse und Brot sein wolle. (Rochholz, Kinderlieder Nr. 355.) Wie goldig lacht der Kinderphantasie Käse und Brot gegenüber dem grausen Hunger, in dem bekannten Abzählspruche: Myni Mülli goht, dyni Mülli b'stoht, myni Mülli ist hungertod, und dyni ißt Chäs und Brod! Die Intention ist die selbe, wenn die Variante spottet: Myni malet Zuckererbsli Und dyni malet Chatzedreckli.

Der Humor, welcher bei der Namengebung so manches Hauses und Hofes zu Gevatter stand, hat auch eine Häusergruppe im Bernbiet Käs-und-Brod getauft, gleichsam als Gegenspiel zum Gib-is-Nüt u. dgl. hämischen Titeln. Vielleicht geschah es durch Übertragung von einem also

heißenden Hofe, daß die genannte Wortverbindung in Deutschland auch unter den Geschlechtsnamen figuriert.

Wenn im Tirol der Sauerklee Käse und Brot getauft ist, so haben wir kaum an der Pflanze eine Zweiheit herauszubüfteln, sondern es sind eben in der Sprache Käse und Brot zu Einem verwachsen. Fatalerweise nicht so enge und unzertrennlich in der Wirklichkeit, denn da kommt etwa Einer, der sticht uns 's Chäsli ab-em Brod[1], d. i. schnappt uns den Vortheil vorweg, den wir zu genießen bereits im Begriffe waren, und läßt uns die Mühe, „das Brot", als die derbere, geringere Hälfte. Die Sprache aber geht in ihrer Auffassung der beiden Stoffe als einer zusammengehörigen Einheit, ähnlich derjenigen von Butter und Brot, bis zur Bildung des copulativen Compositums Käsbrod, welcher eine Zutheilung von je 1 Pfd. Brot mit 1/2 Pfd. Käse bedeutet. Er begegnet uns in der Haus- und Gesindeordnung des Klosters Muri von 1792: dort haben gewisse Angestellte neben gedingtem lohn wochentlich 1 1/2 brot, genant käsbrot. Ihro Hochw. Gnaden aber behalten Ihro vor, anstat des käs, brot zue geben. Freilich bringt das ewig drehende Rad der Zeit endlich auch das Brot mit Käse in die selbe Constellation, in welcher das ewig ungenügsame Menschengeschlecht das einfache Brot verlassen hat; auch Käse und Brot werden alltäglich und darum gering geachtet (siehe bei Grimm 5, 256); doch geschieht dieß weniger in den eigentlichen Käseländern, in den Alpen; „Käswochen" heißen z. B. in Kärnthen ja die Flitterwochen, welche von dem folgenden Alltagsleben sich abheben, wie jenes köstlichste Produkt der Alpenwirthschaft vom trocknen Brote.

Einst dürfte das Verhältniß das umgekehrte gewesen sein; und verständige Gewährsmänner aus dem Gebirge finden solchen Sachverhalt glaublich. Es gibt noch jetzt daselbst Verhältnisse, in denen der Genuß von Brot, wenn nicht ganz ausgeschlossen, doch eine Rarität ist. Saussure beklagt sich über das Brot der Walliser, das demanthart aller Versuche seiner Messer und seiner Zähne spottete und nur der Kante des steinernen Tisches sich ergab. Noch jetzt ist es dort üblich, den Bedarf für das ganze Jahr in einem, höchstens in zwei Malen zu backen[2]. Wie schwer es uns, die wir im Schoße der Bequemlichkeit gebettet sind, namentlich auch bei diesen ausgebildeten Verkehrsmitteln werden muß, uns solche Ver-

[1] Commodo nostro intercedit übersetzt das Lexikon des Zürchers Denzler.

[2] Aus einer Mittheilung von Prof. Bursian entnehmen wir, daß auch in Lakonien nur zwei oder drei Male im Jahr das Brotbacken vorgenommen wird. Das Brot, das Bretzelnform erhält, so daß der Vorrath aufgehangen werden kann, wird zum Gebrauche zerschlagen.

hältnisse vorzustellen — es gab Zeiten und Gegenden im Gebirge, wo **Brot** Jahr aus Jahr ein nicht in den Bereich selbst des Mittelstandes kam.

Zwar buchstäblich verstanden ist es allerdings eine Unwahrheit, wenn die Sage von den Einwohnern der Landschaft Jaun, dem obersten deutschen Thale im Kanton Freiburg[1], erzählt, sie essen kein Brot; der Buchstabe erhielt ein bedenkliches Loch, als anno 1819 daselbst eine Feuersbrunst entstand — von einem Backofen aus. Trotzdem bleibt die innere Wahrheit bestehen.

Zwar wollen wir jene Rede, mit welcher Landenberg (im 14. Jahrh.) dem Erni an der Halden die Ochsen vom Acker wegnehmen ließ: „Wenn die Bauern Brot essen wollen, so sollen sie den Pflug selber ziehen," nicht urgieren, da sie von den spätern Darstellern aus der einfachern Angabe der Etterlinschen Chronik amplificiert zu sein scheint, aber aus einer Schilderung des täglichen Lebens im Siebenthal von heute, die uns mit dankenswerther Einläßlichkeit und Genauigkeit geliefert worden ist, entnehmen wir, daß daselbst bei allen vier Mahlzeiten wohl der Käse, Brot aber höchstens ein Mal, beim sogenannten Imbiß, einem Zwischenmahl um 4 Uhr Abends, erscheint. Ähnlich ist das Verhältniß überhaupt noch in einem großen Theile unseres Gebirges, und zwar nicht bloß in der entlegenen Alphütte.

Daher die Hochhaltung der göttlichen Gabe in Sitte und Wort, die sich mit altväterischer Kinderzucht selbst in unsere blasirte Zeit fortvererbt hat. Um nachhaltig zu strafen, wird den Kindern für eine Frist das Brot entzogen. (Dr. Tobler, Hausmutter S. 180).

Aus Brot Kügelchen u. dgl. bilden und damit spielen ist eine rechte Sünde. Man soll sich selbst hüten auch nur Brosamen auf den Boden fallen zu lassen[2]. Auch der negative Beweis von Geringschätzung der wichtigen Gottesgabe fällt unter die Rüge: es ist eine Sünde, welche mit Armut bestraft wird, wenn man Brot, das man auf dem Boden liegen sieht, nicht aufhebt; ja sogar, obwohl sonst den Kindern in Betreff anderer Gaben Behutsamkeit und Mißtrauen eingeschärft werden, weil ja die anbietende Person eine Hexe sein möchte, sollen sie angetragenes Brot niemals ausschlagen. Das Brot ist heilig. Darum wird zu Roggwyl i. J. 1640 Einer gebüßt, weil er Platz gab, um Brot zu spielen. Es ist oben schon erwähnt worden, wie sorgfältig das Brot vor den Schweinen gehütet wird, angeblich aus Pietät gegen die Eucharistie.

---

[1] wo er an das Bernische Aflänntschen (d. i. Lauenen, avalanches) stößt.

[2] Freilich von dem frommen Brauche, der z. B. noch in Hessen geübt wird, ein Vaterunser zu beten, wenn der Brosame sich nicht mehr finden läßt, kennen wir kein Zeugniß aus unserem Vaterlande.

Wenn der Richter den Übelthäter zu Wasser und Brod setzt, so meint er zwar Schmach und Schmälerung; das Volk aber, mit tieferem Gefühl, hält diese Elemente der Menschennahrung, von denen schon Sirach rühmte, sie seien genug zu diesem Leben, für zu edel, um zum Strafmittel heruntergesetzt zu werden, und diktiert humoristisch dem Eingesperrten Wasser und Kienrueß (Zukunft des Volkes I, 267). Fristet ja das edelste Geschöpf Gottes sein Dasein vom Wasser und vom Brot, oder, wie die poetischere Sprache des Alterthums klangvoller sagt, von brote und von brunnen. Mit Wasser und Brod chunnt me dur alli Nöd, oder bi Wasser und Brod wird me nit töd.

Nicht den Stoff, sondern das winzige Maß trifft die Geringschätzung, welche in dem Ausdruck keins Brotbrösemli oder Bröseli liegt, der von der Bedeutung des Atomes, namentlich einer Brotkrume ausgehend, z. B. keins Brösmeli lān verwüesten gān (Frickthal), armen Leuten noch es Brösemli gönnen (Gotthelf), kein Brösemli merken (id.), allmählich auch adverbiale Bedeutung erhielt; z. B. er ist mir kein Brösemli lieb; es Brösemli verschnufen (einen Augenblick Athem schöpfen — Häffliger) —, eine Verallgemeinerung, zu welcher es der minime Theil von flüssigen Stoffen, das Tröpfli, nicht, das mit Brösmeli synonyme Bitz, Bitzen dagegen in noch unbeschränkterem Maße gebracht hat.[1]

Unter Umständen kann die Brosame das Heiligste bedeuten; fern vom priesterlichen Beistande dient sie dem verlassenen Sterbenden als Symbol der Hostie. Kurz, nicht das Brot als solches, sondern gerade der Gegensatz zu demselben ist das Verachtete. Dasypod überliefert uns nämlich den Ausdruck Hecta, eyn brot bläterli, so mans bacht (vgl. beim Backen des Brotes entstehen); metaphor. eyn nicht söllich (sehr) geacht Ding[2]. Also die Luftblasen im Brote das Bild der Werthlosigkeit, wie diejenigen im Brunnen das der Vergänglichkeit.

Erst der übersättigte Geschmack nimmt wahr, daß das Brot für sich allein trocken ist, und dichtet zu der Frage Quid est panis? die Antwort Sine potu victus inanis (Vagantenpoesie.)[3] Brottrocken, brosemtrocken bezeichnet in Bayern, Östreich u. s. w. den höchsten Grad von Trockenheit; zwar haben wir dieß als eine jener Vergleichungen zu verstehen, welche nur

[1] Exkurs über das Wort Brosam im Anhang.

[2] Geschrieben steht veracht, offenbar ein Versehen.

[3] Freilich das gerade Gegentheil besagt die andre, in einer alten Sprichwörtersammlung aufbewahrte Version einer über solchen Frevel erschrockenen Seele: Fare quid est panis? sine quo cibus omnis inanis.

bedingte Wahrheit haben (wie z. B. nagelneu u. dgl.); hier ist an die dürr gewordene Brotkrume gedacht; gerade so in dem Bilde, dessen sich die schweizerische Volkssprache dafür bedient, und das, ebenfalls unter der selbstverständlichen Voraussetzung, Naturwahrheit und großer Anschaulichkeit sich rühmen kann: troch wie-nes Chäferfüdli, nämlich wenn dieselben als bloße Schalen unter den Bäumen zu Haufen liegen [1]. Aber einen Menschen, der in Rede und Antwort sich auf die nothwendigen Worte beschränkt, auch den, der Schwänke producieren kann, ohne eine Miene zu verziehen, oder wie Maaler sagt, der trockenlich redet, das ist wenig vnnd kaum oder vngern, Nit gnuogsamlich, heißen wir einen Trochenbrötler. Doch ist das Sprichwort gerecht genug, die gesunde Wirkung der Frugalität anzuerkennen, indem es behauptet, Troche Brod Macht d' Baggen röt, und das biblische Sprichwort sagt: Es ist ein trockner bissen, daran man sich benüegen lasst, besser dann ein hauss voll gemetzgets mit hader.

Sonst verlangt der Brauch zu dem Bitzen Brod auch einen Tropf Wein oder, wie sich die reimhafte Volkssprache ausdrückt, zum Druck en Schluck; One Wî und Brod Ist d' Liebi tod; drum bewirthet das Mädchen seinen Kilter, ohne um den alten Spruch zu wissen: Sine Cerere et Baccho Venus friget. Mit diesen beiden Stücken kann der Mensch auskommen [2], darum kann auf diese die engere Wirthschaftsgerechtigkeit sich beschränken, diese beiden aber dürfen nach alter Verordnung zu keiner Zeit in der Schenke fehlen. Wein und Brot versieht Alles: Wîn und Brod gît (gibt) au Suppe. Das spottlustige Volk findet es begreiflich, daß an einem Orte, wo "wenig Brod und sûre Wîn" zu finden, die h. Verena ohne Aufenthalt vorbeischiffte. Der guten Dinge sind drei; der Trommelspruch, welcher das Tempo des Zapfenstreichs verspottet, stellt die drei als Soldatenkost zusammen: Jĕz hān-mĕr schŏ wīdĕr kĕi Wī, Jez etc., Jĕz hān-mĕr schŏ wīdĕr kĕi Wî und kei Brōd, Jez etc., Jez hän-mer scho wider kei Chäs. Brot und Wein treten auch einander gegenüber als Zug um Zug: es ist in der Ernte Brauch, daß der Binder, hat er die „Wid" noch nicht gelegt, wenn die Anträgerin mit den Halmen kommt, eine Maß Wein, die Anträgerin hinwieder, wenn sie den Binder auf sich warten läßt, einen Weggen zur Buße bezahlen muß. Wer erinnert sich hierbei nicht jener gemüthlichen Scene aus dem Jahre 1529, da die Ländler

[1] Ein urbaneres Bild gebrauchen Fries und Maaler: trockne augen wie ein Tugstein, die nit weinen können; es ist aber geborgt aus Plautus.

[2] Daher die lateinische Redensart esse ad panem et vinum alicujus.

um Brot den Wein ihres Landes, Milch, anboten [1], durch die Noth willig, Fischart's Lebensansicht zu der ihren zu machen: "Wer das einprocken zahlt dem schenkt man die Milch".

Einem das Brot vor dem Maul abschneiden (was unser alter Zürcher Maaler anführt; bolum e faucibus eripere), ist ein arger Angriff auf das Recht der Existenz; dazu der negative Revers: Einem Bachen und Malen abschlagen, die nothwendigsten Freundschaftsdienste versagen, was die Flußanwohner (in Stein) ausdrücken durch die einander nothwendig ergänzenden Manipulationen ihrer Schiffahrt: Schalten und Fähren ûfkünden; eine ähnliche Accumulation zum Zwecke der Steigerung wie in der in unsern Gegenstand einschlagenden Redensart z' kneten und z' bachen haben, d. i. vollauf zu thun haben. Der eben genannte Lexikograph führt Brotzeine, Brotkübel u. dgl. an. Was es für eine Bewandtniß damit gehabt haben muß, erfahren wir durch Mittheilung einer jetzt noch bestehenden bündnerischen Sitte, über dem Tische einen Korb aufzuhängen, in welchem mit den Löffeln auch die sorgsam gesammelten Brotreste aufgehoben werden; und Ekkehard's, des um 1000 lebenden St. Galler Mönchs Tischsegen (Mitth. d. Zürch. Ant. G. Bd. III S. 104 und 106) erstreckt sich darum ausdrücklich und mit besonderem Tone auf die übrig gebliebenen Fragmente des Brotes.

Das in Brauch genommene Brot wurde ehemals in einem Korbe gehalten. Die im 15. Jahrh. redigierte Offnung von Thurgauisch Mühlheim bestimmt, daß der keller dem vogelhund (den der Gerichtsherr mitbringt) brots genueg vss seinem brottkorb geben soll. Allgemein üblich ist ja auch die Redensart Einem den Brodkorb höcher henken, welche auf die ehemalige Verbreitung der eben erwähnten Einrichtung schließen läßt; es

---

[1] Wir können uns unter dem Eindrucke unseres obschwebenden Zürcherischen Hauszankes nicht enthalten, unsern Lesern die anmuthige Erzählung des Chronisten zu wiederholen. Vff ein Zyt namend vil dappfferer xellen von den V orten, ein grosse mûôtten (Gefäß) mitt milch, vnd stalltents vff die march, in mitten, schrüwend (schrieen) den Zürychern zû, sy habind da wol ein gûte milchprochen, aber nüt darin zû brochen. Da luffend redlich gesellen der Zürychern hinzû mit brot, vnd brocheten yn, Vnd lag yetweder teyl vff sinem erterich, vnd aassend die milch mitt einandren. Wenn denn einer vber die halb mutten vss greyff vnd aas, schlûg inn der ander teyl (in Schimpff) vff die händ, vnd sagt fryss vff dinem ërterych. Vnd deren schimpffen giengend ettlich me für, dass do es dem Stattmeister von Strassburg fürkamm, sagt er, Ir Eydgnossen sind wunderbar leüth, wenn ir schon vneins sind, so sind ir eins, vnd vergässend der allten früntschafft nitt. (Darüber Hagenbach's Gedicht und Vogel's Bild in den Alpenrosen von 1837.)

ist uns nur aus Schaffhausen eine andere ähnliche bekannt: den Brodkorb verzürnen. Mit Beziehung auf eine genußsüchtige Frau, die ganz aus ihrem Manne leben möchte, sagt Gotthelf: Jetzt sollte der Mann den Brotkorb vorstellen. Im Wallis bedient man sich statt des Korbes einer Truhe, daher dort sprichwörtlich: d' Spîsdrückun hêjer stellun, die Kost magerer geben.

Anderwärts thut die „Tischtrucke" den genannten Dienst, daher ihr Name im Sprichwort das Brot bedeutet. „Wenn junge Leute ihr Erstgebornes durch den Tod wieder verlieren, so müssen sie die Tischtrucke größer machen lassen," d. h. sie werden nachgerade für viele junge Mäuler zu sorgen bekommen. Eine eigene Tischtrucke haben heißt so viel als eine eigene Haushaltung haben. Am untern Bodensee pflegt man, wenn die Schiffahrt des Eises wegen ruht, zu sagen, den Schiffleuten sei die Tischtrucke zugefroren. Näher an die Bestimmung dieses Möbels hält sich der Walliser Ausdruck Brodtrucke. Ein Walliser Sprichwort mahnt „Sind d' Achren (die Äcker) am Ūstag hibschi bis in alli Spitzun, so selle-mun nit so lang an-ner (an der) Brodtrickun sitzen."[1]

Ein indirektes Zeugniß für die Bedeutung des Brotes erkennen wir auch in den bei uns zwar nicht recht heimischen, wohl eher nach Ländern, wo der Ackerbau floriert, hinweisenden Ausdrücken Morgen-, Neune-, Abendbrot, welche gewiß einst buchstäblich galten, indem einem weniger verwöhnten Geschlechte bloßes Brot als Mahl genügen konnte[2]. Unzweideutig ist dieß

---

[1] Nicht Ähnliches dagegen suche man hinter dem Ausdrucke Brotschüssel, über welchen weiter unten ausführlich gehandelt wird. Was unsre alten Lexikographen unter dem Brotkübel eigentlich verstanden haben wollen, ist, nun das Wort nicht mehr lebend ist, kaum mit Bestimmtheit zu ermitteln. Maaler (die spätern Ausgaben des Fries haben es nicht mehr) faßt es mit Brotkorb zusammen, übersetzt es aber doch mit mactra, das sonst den Backtrog bedeutet. Vielleicht hat man das Gelände hinter der Mühle in Dietikon eben als Mulde bezeichnen wollen, indem man ihm den Namen Brotkübel gab. Oder war es, was in Deutschland Backschüssel, auch Brodkänsterlein (nicht zu vermengen mit dem schweizerischen Gänterli, da es vielmehr das lateinische canistrum ist) genannt wird, nämlich eine runde Schüssel von Stroh oder Weiden geflochten, ähnlich einem umgestürzten Bienenkorbe, oder von Espenholz gedrechselt, in welche der zu einem rundlichen Laibe geformte Teig bis zum Einsetzen in den Ofen gelegt, oder in welcher er ins Backhaus getragen wird, wie solches abgebildet in Hohberg's Georgica curiosa zu sehen ist? Freilich ist uns keine Spur von diesem Geräthe aus der einheimischen Bäckerei bekannt.

[2] Für Ersteres sind üblicher das Morgenessen, das Entnüechteren, der Für-'en-nüechter, und in den an der alten Straße nach Italien gelegenen Waldstätten und ihrer Nachbarschaft Kolazzen; wahrscheinlich spiegelt sich alter vaterländischer

auch wirklich ausgesprochen in dem Worte „das Broteſſen", wie um Augsburg ein solcher Zwischenimbiß heißt.

Weit zurück in Zeiten primitiver Genügsamkeit führt uns der noch im 16. Jahrh., dannzumal freilich nur noch als traditionelle Ceremonie[1] geübte Brauch dem ersten Überbringer einer Botschaft das Bottenbrôd zum Lohne zu geben. Und doch soll es, wenn wir Kirchhofer (Schweizer Sprüchw.) recht verstehen, noch in unserem Jahrhundert an einigen Orten zu Brauch bestehen, den Leichenbitter und andere Boten mit einem Stücke Brot zu beschenken[2].

Brauch in dem Ausdrucke Morgensuppe, welcher aber nachgerade eine veränderte und verengerte Bedeutung angenommen hat, indem er jetzt die am Hochzeittage im Hause der Braut gerüstete Vormahlzeit bezeichnet, und so schon vor 200 Jahren und wahrscheinlich noch früher. Die Zürcher „Mandat vnd Ordnungen" von 1650 klagen mit Bezug auf die „Hochzyten vff der Landschafft": Item die grossen vberflüssigen vnd langwährenden Morgensuppen, das darby yngerissne ärgerliche bezächen vnd bewynen, daher man etwann gar spat, oder ein grosser theil gar nit in die Kilchen gaht, gerade wie ein bayerisches Mandat 80 Jahre vor diesem. Mit Beziehung auf die Stadt geschieht in unserm Mandat der Morgensuppe keine Erwähnung, dafür der Nachttrünke, Nachtmähler. Daß aber das Morgenbrot vordem eben eine Morgensuppe gewesen sei, verräth u. A. das Lied Halbsuters vom Ende des 14. Jahrh. Dort erhält die höhnische Anfrage der Ritter: Wenn kumpt das selbig morgenbrot? zum Bescheid: D'eidgnossen kommend jetz gar gnot: he, si werden üch richten an, das üwer etwa menger den löffel wird fallen lan. Auch in den Zürcherischen Sittenmandaten noch zu Ende des 16. Jahrh. werden beide Ausdrücke als synonym genommen, obwohl der Begriff bereits eine Umwandlung erfahren hatte: Sidtmalen Inn den morgensuppen die Jungen gsellen das Ir (ihr Geld) gar liederlich verthuond, ouch sölliche morgenbrötli gantz vnnotwendig, So söllent vff den Gsellschafften vnd Zünfften allhie alle morgensuppen vnnd was derglychen zäch sind zenemmen vnnd zeniessen fryg (lediger dinge) abgestrickt syn. Also das dhein Stubenknecht ald (oder) frouw (die Zunftwirthe) dheine morgensuppen (anderst dann Irem eignen Hussgsind) gëben. Das unter Neunebrot u. s. w. verstandene Zwischenmahl nennt man bei uns Nüniessen, das Z'nüni, Vormal. Im Sprichwort jedoch ist uns auch der Name Morgenbrot geläufig, wo es symbolisch eine leichte und mit frischem Appetite unternommene That bezeichnet. Das wär-mer nu (nur) e Morgebrod (goht mir für e Morgesuppe). Einen für's Morgebrod (e Morgesuppe) ûffressen, bald und leicht mit Einem fertig werden, fußt auf Ps. 14, 4 u. 53, 5, wird aber auch, da der Ursprung der Redensart im Gedächtnisse des Volkes verblaßt ist, umgebeutet in vor'em M., also nüchtern. So steht in den Bonstetter Bauerngesprächen über Religion (welches kulturhistorisch äußerst interessante Mscpt. in einer Zürcher Familie aufbewahrt wird): Mer hend (wir haben) g'schid Studente, sie chöntid Ein (Einen) vor-em Morgebrod verkaufe.

[1] In Grimm's Wörterbuch und Freytag's Bildern aus deutscher Vergangenheit ausführlich zu lesen.

[2] Den Leichenbitter zu bewirthen überhaupt, ist z. B. auf der Zürcherischen Land-

Bekanntlich werden mit einem Stück Brot die Kinder der Brotkunden vom Bäcker beschenkt, und eine Zürcherische Rathserkenntniß anno 1591 rügt, dass wann die pfister dass Brod, So Sie in das Siechenhauss bachend, durch ihre Dienst hinauss tragen lassen, allwegen für den Tragerlohn ein stuck von einem Brod gehauwen worden, und etwann darmit eben unbescheidenlich zugangen.

Brot und Wein wird noch im 16. Jahrh. dem Boten als Urkunde für Bestellung seiner Mission verabreicht. Sonst hat schon früh an die Stelle des einfachen Brotes oder neben dasselbe die klingende und prunkende Gabe treten müssen. Mit deutlichen Worten sagt dies der Berner Hans von Rüte anno 1555 in seinem Goliath, wo der Spion den König mahnt: Nun gen wir (gebet mir) schnell das Botenbrot, Ein Freudenkleid, das muss sin roth, worauf der Beherrscher der Philister ihn beruhigt: Ums Botenbrot kein Unmut hab, Dir ist bereit ein gute Gab. In diesem Sinne begreifen sich die Sprichwörter: Eine gute Botschaft ist das Botenbrot wohl werth, und das poetischere (auch schon von Frank aufgezeichnete): Der Tod ist 's Lebens Bottebrod, wozu das Pendant lautet: Der Tod kostet 's Leben. Von der Übermittlung einer unangenehmen Botschaft zieht man sich zurück mit den ablehnenden Worten: I mag 's Bottebrod nit verdienen.

Es ist bezeichnend für unsere politischen Einrichtungen, daß es in der Schweiz namentlich das Trinkgeld für den Rathsdiener ist, welcher die Wahl zu einem Amte, einer Ehrenstelle dem Harrenden zu melden kommt [1]. So kannte es noch Kirchhofer aus Schaffhauserischen Verhältnissen, so noch jetzt die älteren Leute in manchen Kantonen. Aus dem an und für sich gemüthlichen Brauche scheint die Unbescheidenheit schon vor Altem einen Mißbrauch gemacht zu haben, wie wir aus einem Erlaß des Rathes von Zürich vom J. 1627 abnehmen: Wann einer etwas ehren ald Ambts erlanget, so söllent die Stattknecht sambt mitthafften vnnserer Herren Dienneren sich der gewonnlichen Bättenbroten [2] vernügen

schaft noch bestehende Übung. Und man möchte fast versucht sein, hinter diesem Brauche einen tiefern, symbolischen Grund zu suchen, besonders da uns aus dem Wallis noch versichert wird, daß das an „Vergräbten" ausgetheilte Almosen dort auch Bottenbrod genannt werde. (S. Nachtrag.)

[1] In Siebenbürgen bei Pfarrwahlen.

[2] Es muß nämlich hier bemerkt werden, daß, wiewohl seltener, von Notker an, welcher pétanprôt predigot, auch diese Form des Wortes, welche „erbetenes Br." bedeutet, vorkommt; so in Glarus, Schaffhausen, Zürich, theils ausschließlich, theils als Nebenform.

vnd nützit mehr forderen. Wenn aber der technische Ausdruck mit Beziehung auf einen solchen Boten lautet: Einem das Bottenbröd ankündigen, so bedarf es nur eines kleinen Schrittes, um bei der Bedeutung der „Freudennachricht" selber anzulangen; auch diese Bedeutung ist eben so häufig und sehr alt. Der St. Galler Mönch Notker übersetzt geradezu die Botschaft der Botschaften, das Evangelium, damit, und diese spezielle Bedeutung hat sich bei unsern alemannischen Lexikographen fortvererbt. So bei Frisius und Maaler (das Bottenbrot, So einer eim ein guote Botschafft bringt, als von einem sig, und andren dergleychen. Guote mär. Euangelia.) So bei dem Elsässer. Der Augsburger meint damit diejenige Botschaft, welche der Zürcher mit dem „Freudmaien" umsagt. Dem Glarner ist es eine Lust, wenn er Einem Etwas bättenbrötlen kann. Übrigens ist dort dieses unzünftige Gewerbe der Bättenbrötler im gleichen Maße in Abgang gekommen, wie die Abneigung gegen die Annahme von Ämtern zugenommen hat. Sonst pflegten nach einer Wahl eine Menge Leute in das beglückte Haus zu laufen, und es forderte die Sitte, daß der zuerst Anlangende ein ansehnliches Geschenk erhielt, der zweite schon weniger und so weiter, so daß die Späten sich mit ein Paar Schillingen begnügen mußten. Aber im Wallis pflegen noch jetzt die jungen Leute auf die Wahlen zu lauschen. Dort taucht unser Wort noch bei einer absonderlichen Veranlassung auf: wenn ein Kind „in der Unschuld" stirbt, was bei diesem zu einer mehr ernsten Lebensanschauung gewöhnten Volke als ein glückliches Ereigniß begrüßt wird, so bringt der Vater das „Bottenbrod", d. i. die Nachricht davon den Pathen und Anverwandten, und ladet sie zum Begräbniß ein. Wenn übrigens S. Franck von der Einnahme des Schlosses Sarnen sich des Ausdruckes bedient: Als diss geschrey vnd bottenbrot in die kirche kame, floh der herr, so scheint es, daß Botenbrot nicht ausschließlich die Freudenbotschaft bedeute [1].

Bei uns hat sich bis in die Gegenwart der in milden Einrichtungen des Mittelalters sein Vorbild habende Brauch erhalten, daß der Kapitalherr dem zinsenden Debitor eine verhältnißmäßige Gabe, ein Trinkgeld, Um-

[1] Die Nebenform Mättenbrod, welche Stalder aus Bünden beibringt, möchte man versucht sein als einen Irrthum zu bezeichnen, da die lebende Generation sie durchaus abweist. Daran hindert uns aber das Vorkommen des selben Wortes in Würtemberg. Da noch eine weitere Nebenform, Bäckebrod, von Auerbach gebraucht wird, so fassen wir Beides als Verdrehung eines nicht mehr verstandenen Ausdruckes auf, beim Ersteren etwa mit Anlehnung an Metti, Frühmesse und das damit etwa verbundene Pfrundbrot, oder an Meth, da „Metiemmeln" z. B. in Baiern bekannt sind.

hingeld, Zinsschilling, zurückerstattet, etwa wie bei den Völkern vorchristlicher Religionen das dankbewegte Herz sich getrieben fühlte, einen Theil der Ernte als Opfer wieder hinzugeben. Der Name dieser Gabe ist in einem Theile des Kantons Zürich das Zinsbrod, und wir dürfen, zumal wenn wir die milden Gebräuche zur Erntezeit (wovon an einer andern Stelle mehr) vergleichen, nicht anstehen, ihn für eine frühere Periode unseres Landes buchstäblich zu fassen. Das Leben selbst ist es, welches durch den Wechsel der Verhältnisse und Sitten den Begriff solcher Ausdrücke umgeschmolzen hat, so daß auch auf diesem Wege „Brot" eine Verallgemeinerung erfährt, ähnlich derjenigen, von welcher diese unsere Besprechung ihren Ausgang nimmt.

In diesem allgemeinen Sinne von Mahlzeit ist der Name Versöhnungsbrot zu verstehen, haftend an einer Sitte in Graubünden, in welcher wir zu unserem Erstaunen diejenige des altnordischen Trygdamâl erkennen. Wenn Feindschaft und tödtlicher Haß zwischen Zweien ausgebrochen ist, suchen ihre beidseitigen Freunde durch List oder Nöthigung sie zur gemeinschaftlichen Theilnahme an einem Mahl zu bringen. Gelingt dieß, so folgt immer, daß die Beiden davon abstehen sich persönlich zu rächen.

Eben weil das Brot solcher Auszeichnung genießt, ist eine Geschäftigkeit verurtheilt, wenn ihr nachgeredet werden kann, sie trage oder gebe kei Brod ins Hûs; und es ist niene (nirgends) Brod bös Brod. Ja der Werth des Brotes in der Hand wird über den einer unsichern Kameradschaft gesetzt: Wenn-i dich nit hätt' und kein Brod, so wär-i übel dran oder mit gehäuftem Scherze: Wenn wir dich nit hättend und 's Brod nit, so müeßtend wir d' Suppe trinken. Es ist wohl diese Rede eine ironische Nachbildung der ächtern, ohne Schalkheit verstandenen, daß es etwas Großes sei, Gottes Wort und ein Stück Brot besitzen, was der Appenzeller ausdrückt mit: Häb Gott vor Auge und 's Brod im Sack und de Choch (das Geköche) vor-em Ofeloch. Des Lebens Nothdurft gegenüber der Hoffart zeichnet das u. A. Urner'sche Sprichwort: Wenn-me (man) uber-ne Bärg gâd (geht), isch (ist es) baß es Stickeli (Stückchen) Brod im Sack, as e Maie of-em Hüet.

Auch das Kinderlied singt vom Brote, bald bettelnd, bald des Besitzes oder des Wegschenkens sich freuend. Stüre, stüre Müggli, 's gâd es Fräuli über's Brüggli, es häd es Schöppli rôte Wî und es Stückli Brôd derbî — Wer-mer Öppis (Etwas) îleid (einlegt), ist en guldige Engel, wer-mer Nûd (Nichts)

kleid, ist en Säubengel. Der bekannte Vers, mit welchem der Kinderjubel den Schnee begrüßt: Es schneielet, es beijelet u. s. w. hat zum Schluß (unter vielen andern Varianten): I han es Hämpfeli Brôd im Sack, es bettled-mer's alli Chind, oder mit sentimentalerer Wendung: es g'hört dem ärmste Chind.

Als Gegenstück zu der bekannten Spottgeographie, von welcher u. A. Rochholz (S. 34 der Kinderlieder) Beispiele aufgezeichnet hat, und ihr wahrscheinlich nachgebildet, schildert das Bernerische Reimspiel, freundlicher und dankbarer zugleich, die Fruchtbarkeit des Aaregeländes: z' Oberhofe schießt me ds Brod in'n Ofe, z' Hilterfinge mag me's fast nid use (heraus, aushin) bringe, z' Thun bacht me's brûn, z' Bern esse's alli Herre gern. Unverhohlener Spott dagegen schildert das bettelnde Vagantenpaar: Nänneli us-em (aus dem) Sigethal, Joggeli vo Schafhüse: I han es Hämpfeli Brod im Sack, d' Mueter cha dra hüse.

Aus dem Girren der wilden Tauben glaubt man zu verstehen: Bin z' Rom (Var. z' Märt) g'sî, han Bröd g'kauft, ist tûr g'sî, ist tûr g'sî. Den Wachtelruf deutet der Landmann: Gib-mer Brôd, 's het kei Nöd; auch aus dem Rufe der Drossel tönt ihm das Wort Brot.

Mit der Unentbehrlichkeit des Brotes erklärt und billigt das Volk (Simrock, Räthselbuch III, Nr. 367), indem es sich auf idealem Wege für so manche reale Schädigung rächt, den Umstand, daß nicht alle Diebe gehängt werden.

Doch lassen wir uns nicht weiter in dieses Gebiet ein, das von Meisterhand seine erschöpfende Behandlung gefunden hat. Erwähnenswerth mag noch die Gevatterschaft sein, welche zwischen dem Brote und dem Hause besteht, dem es mehrere seiner Namen geliehen hat. Es hat in diesen Tagen der Schwarze Weggen der Stadt Zürich leider weit herum eine Berühmtheit traurigen Andenkens erhalten. Ihm gegenüber besteht ebendaselbst ein Wîßer Weggen, und im selben Quartiere, das von jeher, schon seit Wackerbold's Zeit, ein Hauptlager des Bäckergewerbes gewesen zu sein scheint, ein Simmering; obendrein, den Eisenbahnreisenden wohlbekannt, ein Brodkorb, ja in nicht großer Entfernung ein zweiter; des Zunfthauses zum Weggen nicht einmal zu gedenken [1].

[1] Auch als Flurname ist uns begegnet: der Brodkübel. — Brotkorb ist dann auch (— so erscheint er im Aargau im 15. Jahrh. —) Geschlechtsname geworden, sei es vom Namen des Wohnsitzes oder von einem persönlichen Spitznamen aus.

Es darf nicht verwundern, daß die Bereitung eines so wichtigen Gegenstandes eine Rolle spielt auch in dem Zeitvertreib der Kinder, die nicht bloß mit der vom Regenwetter oder sonst angefeuchteten Erde einen Bäckerladen im Kleinen ausstatten[1], sondern das Brodbachen und das Brodînschüßen als geregelte Spiele betreiben, worüber das Genauere in Dr. T. Tobler's unerschöpflichem Appenzellischen Sprachschatze. Und nicht bloß die Kinder, auch die Hasen im Walde ahmen das Geschäft der Leute nach. Es ist eine gemeine Rede, daß sie „backen", wenn man aus dem Gehölze Nebel aufsteigen sieht.

Vielfach auch wird das Backen auf verwandte Verhältnisse übergetragen und figürlich angewendet. So auf ein Zusammenkleben auch ohne vorangegangenes Kochen. D' Oigun sind-mu (ihm) angibachun, sagt man im Wallis, um das Zusammenkleben der Augenlider oder der Wimpern zu bezeichnen[2]. Dem spieleifrigen Büblein begegnet es etwa, daß er mit anb'bachnem Hömmli (Hemdchen) heim zur Mutter kommt, und einen nicht weniger unappetitlichen Bachis (einen Ausschlag) bekommen Kinder etwa auf dem Kopf[3]. Von zwei Freunden, welche treu zusammenhalten, gleichsam zähe, unzertrennlich an einander kleben, pflegt man zu sagen, sie seien an einander anb'bachen. Altb'bachen heißt figürlich: abgenutzt, des Reizes der Neuheit ermangelnd, z. B. von Erzählungen,

---

[1] Die Kinder der romanischen Bündner machen ebenfalls Sandbrote, pan paruotta.

[2] Ähnlich im Bremischen „zubacken" für verkleistern und verheimlichen.

[3] Sonst bezeichnet dieses Wort ein eigentliches Gebäck, so z. B. der Öpfelbachis ein mit Äpfel gefülltes. Es darf hier wohl beiläufig auch auf die Bildung des Wortes aufmerksam gemacht werden, um so eher, weil eine oberflächliche Betrachtung sich etwa damit beruhigt, Bachis wie Brätis als Partizipialformen aufzufassen, und weil die spezifisch „Alemannische Grammatik" dieser bei uns nicht ganz seltenen Formation der noch lebenden Sprache keine Beachtung schenkt. Abgesehen davon, daß das grammatische Geschlecht (wir haben männliche Wörter vor uns) gegen die Annahme eines Partizips und das Verharren des s auch neben dem bestimmten Artikel überhaupt gegen die Annahme einer movierten Form spricht, scheidet die gäng' und gäbe Aussprache bachiss, brätiss diese Wörter deutlich genug von den Partizipien b'baches (d. i. gebachens), b'brätes. Dort haben wir es offenbar mit ächten Substantiven zu thun. (Das Zürcher Lexikon von 1561 freilich scheint die zwei verschiedenen Bildungen in einem und dem selben Artikel zusammenzufassen, nämlich das Partizip »Bachens (das) oder gebachens, placenta« und unser Substantiv »Gantze Baches vermöuwen, absorbere totas placentas«.) Es würde zu weit führen, an dieser Stelle die unabsehbare Menge der Beispiele dieser auch in den andern deutschen Mundarten florierenden, aber von den Sprachforschern todtgeschwiegenen Bildung beizubringen und unsere Ansicht über ihre Etymologie zu entwickeln. Dies soll an einem andern Orte geschehen, etwa wenn Frommann seine leider schlummernde Zeitschrift wieder zum Leben erweckt.

Witzworten; während nüwb'bachen, neub'bachen, das doch als direkter Gegensatz dazu einen Vorzug bedeuten sollte, seinem Träger wieder einen Makel anheftet. Der nüb'bachen Adel vergißt, wie d' Lüt heißend[1].

Das Brotbacken erscheint als eine nicht geringe Kunst, deren Besitz vorzüglich der Hausfrau den Ruhm der Klugheit[2] einträgt. Sich Etwas backen lassen, heißt sprichwörtlich ganz besondere Veranstaltungen treffen, meist ironisch.

Die boshafte Tücke der Hexen oder, was im Grunde gleichbedeutend ist, der Katzen war namentlich auch auf Störung des Backens gerichtet; es mochte oftmals sein „wie verhexet". (S. Nachtrag.) Leider konnten wir aber keiner besondern Segnungs- oder Beschwörungsformeln und Manipulationen, dergleichen sicherlich seiner Zeit an Backtrog und Ofen vorgenommen wurden, mehr habhaft werden. Nur aus Winterthur ist uns eine obrigkeitliche Verordnung überliefert, welche auf dem angedeuteten Aberglauben beruht; es darf nämlich der Bäcker sich vor dem Einschießen nicht von dem Gebäcke entfernen, ohne einen Wächter, ein gewachsen Mensch, dazu bestellt zu haben, angeblich wegen der Katzen, weil diese, wenn sie am Backtrog riechen, das Brot mißrathen machen. Auf dem selben Volksglauben beruht die im Schwäbischen übliche Bezeichnung eines verschlagenen Menschen: „er wisse, wo die Katze in Teig langt."

[1] Das Wort als solches hat seine Eigenthümlichkeiten, welche ihm auch in grammatikalischer Hinsicht unser Interesse verdienen. Während im Allgemeinen die Mundarten gegen das Vordringen der sogenannten schwachen Conjugation sich spröder verhalten als die Schriftsprache, und im vorliegenden Falle die letztere wenigstens für das Partizip der ächten Form treu bleibt, begegnet uns provinziell das Verderbniß, das auch im Englischen gegenüber seiner Muttersprache vorherrschend geworden ist. Aus dem Entlibuch ist uns dasselbe wenigstens für das zusammengesetzte Wort bekannt: altb'bachet, aus dem Wallis ebenfalls gibachot. In der Beschreibung des Zürcher Sees vom Jahre 1692: gemahlet, und zu Brot gebachet; und in einer Supplikation der Pfister ebenfalls von Zürich und aus der gleichen Zeit liest man wir Bachtend. Ebenso bei Bluntschli, Memor. u. d. A. Auch der Simplicissimus bedient sich der Form „wohlgebackt". (Vgl. Sanders, ergänzend zu Grimm. Bei Kehrein, wo nach dem Titel und der Prätension des Buches dergleichen zu finden sein sollte, wie gewohnt keine Spur!) In anderer Beziehung dagegen hat hinwiederum die Mundart den Vorzug vor der Schriftsprache, deren „backen" eine unhochdeutsche Form ist (oder allenfalls eine sekundäre, abgeleitete, wie schweizerisch liggen für ligen, liegen?): k gehört der vordeutschen Sprachenstufe an, woraus nach der Regel ch entstehen sollte. Dieses Letztere nun weisen die oberdeutschen Mundarten richtig auf, in denen daher das Substantiv Bäck deutlich als eine Ableitung mit Weiterbildung resp. Verhärtung des ch sich abhebt, eine Unterscheidung, welche die Schriftsprache, in diesem Falle die plumpere, verwischt hat.

[2] Ein hûsbach kluoge brotbeckerin.

Wenn wir nun auch Nichts mehr wissen von Weihung des Backtroges oder des Ofens, so ist es dafür, eben um die genannten bösen Einflüsse fern zu halten oder das Mißrathen zu verhüten, noch heute im Luzernbiet und auch anderwärts üblich, auf dem Teige drei Kreuze zu bezeichnen. Auch andre Zeichen werden anderwärts eingedrückt und solches Brot gepiptes geheißen[1]. Ob in diesem Glauben der Ursprung ähnlicher Manipulationen in protestantischen Gegenden zu suchen sei, etwa wie sich manch andrer religiöse Brauch als gedankenlose Übung oder als Aberglauben fortvererbt hat, läßt sich nunmehr schwer entscheiden, da sich dieselben in reale Zwecke kleiden, hier dienen um die Brote verschiedener Eigenthümer zu kennzeichnen, dort um das Abbacken der Kruste zu verhüten.

So wird das Brotbacken zum Bilde einer mit Erfolg gekrönten Thätigkeit. Von Einem, der am Ende seiner Ressourcen angelangt ist[2], bedient sich Hans Sachs wiederholt des sarkastischen Ausdruckes „ausgebacken" haben.

Im chalten Ofen bacht man kein Brod will sagen, daß das Ziel nicht erreicht wird, wenn nicht die nothwendigen Bedingungen vorhanden sind, was mit einem andern Bilde heißt: da wird kein Heu dürr, namentlich mit Bezug auf einen ungelehrigen oder widerspänstigen Kopf. Der Ofen wird ja überhaupt zum Ofen nur, wenn man sich denselben warm vorstellen kann. Nur durch diese Unterschiebung erhält das Bild Naturwahrheit, mit welchem die Unzulänglichkeit eines Mittels bezeichnet wird, von dem es heißt, man könnte damit keinen Hund vom Ofen weglocken[3]. In'n kalten Ofen blasen ist daher einer der unzähligen Ausdrücke für eine vergebliche Bemühung, eine nutzlose Arbeit; bei Maaler umschrieben mit: Můy vnd arbeit verlieren mit einem zereden, canere surdis auribus; von einem Hartherzigen sagt der Wallifer: An-a chaltan Ofun blasun ald inu (ihn) drum bittun ist grad glich.

Wie an das Brotbacken im Ganzen, so knüpft sich natürlich auch an die einzelnen Manipulationen desselben bildliche Auffassung. (Da dieselben den meisten unserer Leser eben so neu sein werden wie sie es uns waren, so zählen wir sie hier mit der Ausführlichkeit auf, mit welcher uns der um das Idiotikon so hoch verdiente Prof. Hürbin an die Hand gegangen ist.)

---

[1] Ausführlicheres hierüber in den Aargauer Sagen; auch bei Grimm u. Simrock.

[2] So und nicht vom Beendigen der Arbeit überhaupt, scheint es, haben wir die bei Grimm gesammelten Stellen zu verstehen. „Abgebacken haben" allerdings bedeutet im Bremischen fertig sein mit einer Arbeit, wie „durchbacken" Etwas mit Energie oder Intrigue zu Stande bringen.

[3] Übrigens wie unsäglich bäurisch dieses Bild gegen das poetisch-zarte he would charm the bird from the tree!

Das Mehl liege also in dem Backtroge, der Muelten[1], so handelt es sich darum, Gährstoff in die Masse zu bringen. Dieses geschieht, indem man mitten hinein — Hebiloch nennt der Frickthaler die zu diesem Behufe gemachte Vertiefung — Sauerteig legt und denselben mit einem Theil des Mehles und mit Wasser vermischt. Dieser beigesetzte Stoff trägt wie überhaupt, so auch in der Schweiz verschiedene seinen Zweck bezeichnende Namen. Trib heißt er in Glarus, Angriff in Appenzell, in den andern Kantonen die Hebi oder der Hebel (Beide noch mit der alterthümlichen Vokalkürze), eigentlich das durch Gährung Hebende[2], gerade wie von lever der französische Name für den Sauerteig, levain, vom alten Verbum bëren (tragen) der niederdeutsche Name barm, und mit ähnlicher Beziehung mitteld. Däsen (Däh-sem) von ge-deihen d. i. wachsen, steigen; natürlich verwandt mit „der Hepfen" d. i. die Hefe, das durch die Gährung Ausgeworfene und zugleich wieder der Bodensatz[3]. In den verschiedenen Ausgaben Zürcherischer Bibeln wechselt einheimisches hebel mit fremdländischem saurteyg. Die Handlung des Vermengens bezeichnet der Ausdruck heblen, nidwaldnerisch hebenen (jenes von Hebel, dieses von Hebi abgeleitet), im Frickthal haben. Setzt man zu viel Hebel bei, so verheblet man den Teig: er wird zu sauer. Der Sauerteig wird von einer Bacheten auf die andere aufbewahrt. Auch das Beiseitelegen von ein wenig Teig als Ansatz zu Sauerteig für die nächstfolgenden Bacheten heißt heblen. Im Gebirg, wo eine solche nur selten im Jahr wiederkehrt, bäckt oder trocknet man ihn wie ein Brot und nennt dieß Hebibrod.

Mit Hebi und Hebel in diesem Sinne darf nicht verwechselt werden die Häl, diese ist vielmehr ein gemächt von hopffen, darmit die pfister dass weyss brott aufftrybend. Die Bäcker in Winterthur mußten anno 1497 schwören, „das Weißbrod in Hab zu backen und die Hab alle Wochen von Neuem frisch zu machen zu 2 Malen und ein Mäß zu einer Bäck. Und soll zu einer Maß Hab eine Hand voll Hopfen und ein Pfennig werth Teig

[1] Über dieses Wort vgl. Exkurs 4.

[2] Auch als eine Art Hebemittel ist wahrscheinlich das Hebeli, nämlich ein Häufchen Heu oder Getreide, gedacht, welches altväterische Frömmigkeit noch jetzt im Zürichbiet auf dem Erntefeld gewissenhaft zurückläßt, um sich den Segen des Himmels auch für das kommende Jahr zu sichern. Aber im Luzerner Gäu heißt das bereits oberflächlich durch Schlagen oder Rechen entleerte Getreide, das zu nochmaligem Dreschen in der Tenne ausgebreitet liegt, Hebel.

[3] Pf ist schweizerische Steigerung des f, dieses aber wechselt in der besprochenen Sippe mit b; noch haben manche Mundarten, wie das Althochdeutsche, Hefel für Hebel; in Basel noch um 1520 so; Dasypod nahm beide Formen auf.

nehmen". (Sonst war der technische Ausdruck: an die Hab bachen. S. unten, Feilbäcker.) Dieser Stoff ist es, welchen, abweichend von den übrigen Schweizern, der Appenzeller unter Hebi versteht. Er wird bereitet, indem man mit Hopfenwasser Mehl anrührt, bis es allmählich die Consistenz von Honig erhält. Der Gährungsprozeß wird damit viel rascher gewonnen als mit Sauerteig. Die Bewegung, unter welcher in einem hohen Kübel aus dieser Hab Angriff gemacht wird, hat ein Bild abgegeben, mit welchem eine sonst auch mit dem Buttern verglichene [1] Handlung verkleidet wird.

Die mit dem Sauerteig gemischte Masse — unter Hebel versteht der Appenzeller diese [2], wie Andere unter den Ausdrücken Hab, Heblete, Hebi, so daß der letztere also je nach den verschiedenen Gegenden drei verschiedene Bedeutungen hat — bleibt eine gehörige Zeit, etwa über Nacht, sich selber überlassen, bis es gehaben hat, d. h. die Gährung vollzogen ist [3]. Auf diesen Prozeß bezieht sich nicht bloß ein Tropus der Zürcherischen Zwillingslexiken: aufgōn wie ein Hebel, wie ein gehebleter teig, d. i. aufgeblaasen vnd zornig sein, sondern wahrscheinlich auch (wir müssen uns nur seinen Ursprung in einer Zeit denken, da jeder Hausvater sein eigener Bäcker war, und uns die Spannung vergegenwärtigen, mit welcher das für den Haushalt bedeutungsvolle Gelingen der complizierten und mit Schwierigkeiten selbst übernatürlicher Art sich vollziehenden Kunst von dieser ersten bis zur letzten Station beobachtet wurde) der annoch bei uns gäng- und gäbe Ausdruck: es gāt dem und dem ûf, seine Unternehmungen fangen an ihm nach Wunsche auszuschlagen (zu „gedeihen", wie eben jener „Däsen").

Nachdem die Durchsäuerung eines Theiles der im Backtroge harrenden Bacheten [4] sich vollzogen hat, da gilt es, d' Händ in'n

---

[1] Kuhn, Herabkunft des Feuers S. 70.

[2] Auch in dem Reformationslied der angeblichen zwei Schweizerbauern (Schade I, Nr. 4: dass der hebel wie vor und e | wirt sauren ie länger und me) scheint das Wort eher diesen Sinn zu tragen.

[3] Haben in diesem Sinne wird durchaus regelmäßig abgewandelt, so daß keine einzige Form sich mit dem Zeitwort hān berührt. Recht und billig, denn die Beiden haben keine Verwandtschaft unter einander; das erstere ist vielmehr ein Absenker des alten Partizips von heben, „gehaben", dessen Vokalkürze sich schweizerisch (natürlich abgesehen von Basler und Frickthaler Mundart, in welchen unorganische Dehnung allgemeines Prinzip ist) auch bewahrt hat.

[4] Bacheten bezeichnet im Alemannischen und überhaupt in Oberdeutschland als Maß das je auf ein Mal zum Backen genommene Mehl, oder das jeweilen gleichzeitig bereitete

Teigg[1] stecken, d. h. keck zur Arbeit. Mit Kneten wird der Sauerteig unter der Masse vertheilt und wird angeteigget oder ûfgeriben, d. h. der Anfang des Teigbildens gemacht, welches ein erstes, vorläufiges Kneten etwa mit einer einzigen Hand und unter sparsamem Zugießen von Wasser ist. Ein passendes Bild für das Ankehren, Einfädeln eines Planes; so bedient sich Gotthelf desselben: wie die Sache öppe (etwa) anzuteigen wäre; und von einer kleinen Liebesintrigue, der Zusammenkunft mit einem heiratslustigen Burschen, heißt es, der Vater sei dahintergekommen, wie tief Mädi die Finger im Teige gehabt. Noch passender für den frischen Entschluß: Es stiess Niemand gerne seine Arme in diesen wüsten Teig (Gotth.).

Gebäck. Im Fricktal ist das Maß ein bestimmtes, indem dort je 12 Laibe eine Bachete bilden. Diese in den schweizerischen Mundarten beliebte Bildung hat immer zusammenfassenden Sinn und berührt sich darum nahe mit den Substantiven, welche mit der Vorsilbe Ge-, dem lateinischen co-, cum, gebildet sind; sei es nun, daß sie sich auf den Umfang des zuweilen von der Thätigkeit betroffenen Stoffes (z. B. eine Schnideten Fleisch, so viel als auf einmal abgeschnitten wird), oder das zu der Thätigkeit gehörende Material (die Lismeten, das Strickzeug), oder die Thätigkeit selber mit Allem, was daran hängt (Zanggeten, unaufhörliches Gezänk; Zügleten der Umzug in eine andere Wohnung und die „gezüglete" Waare und die damit beschäftigten Leute), oder die Gesellschaft der betheiligten Personen (Dorfeten, die Zusammenkunft zu Spiel und Tanz in einem Privathause) beziehe. Die Walliser bedienen sich der ebenfalls femininen Ableitung mit i (am Bachchi), welche sonst nur sehr selten das Maß, gewöhnlich dagegen eine Einrichtung bezeichnet. Mehr der alten Sprache angehörig, doch im Berner Oberland noch nicht ausgestorben ist die Beck. Funden si Jemant der zwurent (zweimal) nach einandren ze clein büch, da sollent si di bek In vnsren Spital schiken. (Berner Stadtsatzung vom J. 1406.) Häufig in Zürcherischen Offnungen die Formel vntz (bis) die beck vertriben (an Mann gebracht) wirt. Anderwärts in abgeleiteter Form: Swel pfister ze klain gebachen habe, der git von ieklicher becke drige schillinge (Frauenf. anno 1331). Das korn zu derselben beckin (Basel im 14. Jahrh.). Das dazugehörige Zeitwort ersieht man z. B. in einer Zürcher Erkenntniß von 1611: So er zwo Beck gebachen hete .... So er aber nun (d. i. niuwan, nur) ein Beck gethan etc. Eine fünfte, die kahlste Form enthält das Elgger Herrschaftsrecht von 1535: Were Aber jemands ein ofenn bach (so viel Getreide als hinreicht um den Backofen mit Broten zu füllen) zu schniden, damit Er der Ern erwarten möcht, gar notwenndig (bedürftig), der sol vmb erlouptnus zum vogt gan.

[1] Schweizerisch gg entspricht schriftdeutschem k, ck. Die schweizerische Form des Wortes lautet also, abweichend, so viel uns bekannt, von allen andern Mundarten, mit der Tenuis aus, welche besseres Recht hat als die Media der gemeindeutschen Form. Das Wort entspringt nämlich einer gothischen Wurzel mit g, welche gestalten bedeutet. Allerdings hatte schon auf der gothisch-sächsischen Stufe Schwankung das konsonantische Element ergriffen, indem mehrere Dialekte (vgl. z. B. engl. dough) die Aspirata zeigen.

Mit der Scherren, Schēren, Scharren, Schären[1], auch Mueltenkratzer, Mueltîsen, Mueltenschaber genannt, dem Scharreisen des Kaminfegers ähnlich, wird dann noch alles Mehl sauber zusammengehalten, und nun beginnt das rechte Kneten mit beiden Händen. War die Frucht vom Müller nicht „vernätzt", so soll der Teig so von den Händen gehen, daß die Letzteren fortwährend wieder sauber werden. Wer hohes Brot haben will, muß beim Kneten warme Hände haben, darum gelingt es manchen Persönlichkeiten nicht. Jetzt überläßt man wieder die Masse sich selbst für eine Weile, nachdem man oberhalb derselben an der Wand des Backtroges eine Marke, bestehend aus einem Schilde von Teig, angedrückt hat, bis zu welchem sie sich zu heben hat[2]. Inzwischen ist das Feuer im Ofen nahezu verbrannt, ist nöthigenfalls mit Dampfschîteren, d. i. in Wasser getauchten Holzprügeln, gedämpft worden; es gilt nur noch den Ofen z' Boden zu heizen, zu welchem Ende die Glüet' (Glüthen, glühenden Kohlen) über den ganzen Boden hin gezogen, etwa auch mit den darunter geworfenen Nußschalen wirksamer gemacht werden.

Das Werkzeug, mit welchem der Bäcker den Ofen beherrscht, ist die Ofenkrucke, in den Gegenden um das Pilatusgebirge herum das Ofenziehli genannt. Maaler setzt als gleichbedeutend auch die Ausdrücke Ofengabel und Ofenstäcken, welche aus einer Zeit herrühren, da man sich mit Hülfsmitteln von primitivster Einfachheit begnügte. Mit der Ofengabel

---

[1] Der altdeutsche Name dieses Werkzeuges lautet Scherre (scërra), dazu die eigentlich niederdeutsche Nebenform Scharre; die schweizerdeutsche Aussprache aber ist geneigt, den Vokal vor r und l zu dehnen (vgl. Pfärer, spēren, zēren, welches zehren und zerren, Stāl, welches Stahl und Stall vertritt). Es gibt auch eine Baum- oder Rindenschēre, welche dient zum Reinigen der Baumrinde von Parasiten. Dieses Wort Schēre ist trotz der zufälligen ungebührlichen Verlängerung des Vokales genugsam von Scheere, dem Doppelmesser, in der Aussprache geschieden. Es stammt nicht wie dieses unmittelbar von scheren, sondern zunächst von dem davon abgeleiteten Verbum scherren, kratzend über Etwas hinfahren, dessen Partizip hinwiederum ein Verbum dritter Linie getrieben hat, schorren, mit der Schorre über den Erdboden hin- und herfahren, um ihn von Unkraut zu säubern, oder mit der Schorrschûfle den Mist aus den Ställen, den Dreck von den Straßen kratzen und schieben; bei Maaler: Die zän Schoren oder seüberen mit einem bein. Trogscharre oder, männlich, Trogscherer heißt auch in andern oberdeutschen Mundarten unser Werkzeug, das seinerseits wie ein anderes Bäckergeräthe, die Krucke, zum Bilde wurde für ein altes, abgelebtes Weib, in einer abgeleiteten Form wallesanisch: an enggi Scheri, ein geiziges, rēßi Scheri, ein böses Weib.

[2] Der Teig soll nicht am nämlichen Tage, da er bereitet wird, auch in den Ofen kommen; er würde untaugliches Brot ergeben; daher ist hennebergisch Tagteig ein Schimpfname für eine wegen Trägheit oder Dummheit untaugliche Person.

malt sich die kindliche Phantasie den Gottseibeiuns oder seine Großmutter, die alte Hexe, aus[1]. Der Ausdruck gilt dort auch zur spotthaften Bezeichnung eines langen, unbehülflichen Menschen, ähnlich wie wegen ihrer Unbeweglichkeit eine faule Dirne bei den Deutschen in Ungarn Krücke gescholten wird[2]. Wenn man aber in Bremen mit Krukken un Avenstaken die Krummen und Lahmen, in Baiern mit Ersterem ein unansehnliches, verkrüppeltes Geschöpf, bei uns ein altes Weib bezeichnet, so entfernt sich solcher Tropus nicht eben weit von der Grundbedeutung des erstern Wortes, nämlich eines Gegenstandes, der mehr und weniger die Kreuzesform, auch nur einen Winkel, eine gebrochene Linie, endlich überhaupt nur eine gebogene Linie darstellt. Daraus entfalten sich die vielerlei Anwendungen, welche das Wort in den verschiedenen Mundarten gefunden hat: es ist der Stab mit dem Querholz oder Gabel, zur Unterstützung des Gehens (wofür in einigen unserer Landesstriche nicht das Wort Krucke, sondern Stülze gilt); das Brettchen mit senkrecht eingefügtem Stiele, mit welchem Kohlen und Asche im Ofen gerückt, im Käsekessel die geronnene Milch durch einander gerührt wird u. dgl.; das Gekritzel einer eckigen Handschrift; in den Mundarten von Tirol bis Kärnthen die scharf gekrümmten Hörner des Gemsbockes, und vielleicht wegen Vergleichung damit bei den Deutschen in Oberitalien die um den Kopf geschlungenen Haarzöpfe, welche, wenn mit dem gewohnten Kopftuche bedeckt, zwei scharf vorspringende Buckel über den Schläfen bilden; die Handhabe der Sense; „kruckelich", krumm; „Krückel", Falte und Runzel. Kruckenstecken, nidwaldnerisch ein Hakenstock. Der Übertragung auf die menschlichen Beine aber, für welche zumeist eine Nebenform mit diphthongischem ue besteht, liegt die Vergleichung mit dem Gangstocke zu Grunde, so wie die Appenzellische Benennung eines Kinderschlittens auf der Vergleichung mit der Ofenkrücke beruht. Sonst dient auch diese selbst, wie der Stallbesen, gerade ihrer Unbeweglichkeit wegen zum Reiten durch die Luft, aber selbstverständlich nur Leuten, die mehr können als Brot essen. Was das Wort selbst betrifft, so bieten sich zwei Ableitungen an, eine aus inländischem, eine andre aus importiertem Stoffe; doch überwiegen die Gründe, von dem altnord. krôk, engl. crook (franz. croc, crochet) Haken, abzusehen und für das deutsche Wort mit sammt engl. crutch, ital.

[1] Niederdeutsch ebenfalls Avenstaken, das aber in Holstein den in ein Brett auslaufenden Stecken, also die Backschaufel, unsern Brotschüssel, bezeichnet, während die Schürstange daselbst Ofenstiel heißt. Vgl. auch Pfeiff. Germ. IX, 25.

[2] Wir sahen oben auch die Namen anderen Backgeräthes, der Muelten und der Scherren, zu Schelten verwendet.

gruccia, croccia (Krücke), franz. crosse (Krummstab) auf eine mit -ia bewerkstelligte Ableitung von lat. crux (dem deutschen Kreuz) zurückzugehen. Die deutschen Volkssprachen haben sich trotz des ableitenden i des Umlautes erwehrt, selbst wo, wie im Bündnerischen Chrucha, der Auslaut erweicht worden.

Ist das Brennmaterial zum größten Theil verglommen, so zieht man die noch übrigen Kohlen zu einem Vorfür unter das Ofenloch zurück und kehrt den Ofenboden von Asche rein. Letzteres geschieht mit dem Ofewüsch[1], diesem gebornen Aschenputtel, den die Sprache gerne bildlich verwendet. (Gan der Ofewüsch sy — selb de nit!)

Später wird die Gluet (die glühenden Kohlen) vollends auf dem Ofen in den Herdrämen, d. i. die vor demselben befindliche Sandsteinplatte, heruntergescharrt[2]. Jenes Vorfeuer, anderwärts Bläsfür[3], in Appenzell (wo Bläsfür überhaupt das Feuer im Ofen bedeutet[4]) Blechfürli[5] geheißen, dient jetzt in größern Backöfen zur Beleuchtung derselben beim Einschießen der Brote. Aber zu Maaler's Zeit verstand man den Zweck desselben anders. In seinem Wörterbuch schiebt er, ohne eine lateinische Übersetzung dafür zu wissen, welche erst die spätern Ausgaben des Frisius nachholen, das Zeitwort bläsen ein, d. i. mitt dem feüwr dem eingeschossnen brot ein farb gäben. Daher vnbläset brodt, das kein gůte farb hat. Ihm ist Blässholtz das darzů breüchlich Material. Zur

[1] Das i des Wortes Wisch erlag im Alemannischen dem combinierten Einflusse der Konsonanten w und sch, was durch viele Beispiele erhärtet wird. (s. Nachtrag.)

[2] In diesem Compositum kann kaum das bekannte Wort Rahmen stecken, dessen gewohnte Bedeutung auf die genannte Einrichtung nicht paßt, und dessen sich die Schweizersprache nur als Femininum, und zwar in einsilbiger Form bedient. Es könnte vielmehr verderbt sein aus Herdbrämen, dieses wie Augenbrämen vergröbert aus Bräwen, dem neuhochd. Braue. Brämen, im Gebirg alterthümlicher Bräwen, vorwiegend männlichen Geschlechtes, heißt sowohl die Kante, der äußerste Rand eines Dinges (also hier des Feuerherdes, oder Uebenheit, Anschwellung der Bodenoberfläche, und schweizerdeutsch ist Herd nur Boden, Erde. Das Verderbniß würde sich auf die irrthümliche Auffassung des zweiten Wortes, als wäre es mit dem Präfix be- gebildet, stützen. Freilich darf nicht verschwiegen bleiben, daß auf einem Inventar der Kaufleutenstube zu Schaffhausen v. J. 1431 »Hertram« unter dem Titel „Hausrath" erscheint.

[3] Agſ. bläse Flamme, Fackel, engl. blaze, schott. bleis, brem. blass, lübeck. blüse; aber nicht verwandt mit franz. braise.

[4] Daher thurgauisch Bläsholz das Holz, mit welchem man im Backofen das Feuer macht.

[5] Etwa von dem „Bleche", dem eisernen Schieber oder Thürlein des Ofenloches so benannt, oder beruhend auf der eigenthümlich Appenzellischen Aussprache für bleich?

Beleuchtung des Backofens scheinen damals vielmehr Lichter gedient zu haben, wenigstens vergessen die Zürcher Pfister in ihren Supplikationen im 18. Jahrh. niemals auch den starken Verbrauch von Kerzen, der mit ihrem Gewerbe verbunden sei, mit aufzuzählen.

Doch eilen wir zu unserem Teige zurück, sonst möchte er überhaben werden und in Folge davon das Brot felen, d. i. mißrathen. Sobald die Masse im Backtroge g'gangen[1] oder zu g'habnem Teig oder rîf geworden ist, soll sie nun in einzelne Brotlaibe geformt werden. Die Romanschen nennen diese Thätigkeit ballar il pan, d. i. zum Balle formen (oder nach Art des Balles in den Händen herumwerfen?), die deutschen Bündner ds Bröd ûfmachen. Der Fricktbaler verwendet dafür das Wort ûswürken, welches in der Schriftsprache nicht dieses spezielle Geschäft, sondern nur allgemein die fortgesetzte Behandlung des Teiges bezeichnet, daneben aber auch die bekannte figürliche Bedeutung angenommen hat. Das Letztere ist auch der Fall mit den schweizerischen Ausdrücken bröten, ûsbröten; in jenem dient das nicht ohne eine gewisse Kunstfertigkeit abgehende Formen der Laibe typisch für das kluge und wohlberechnete Einleiten und Durchführen eines Planes[2]. Mit ûsbroten oder ushinbroten meint man mehr aus einer formlosen Masse bestimmte Gestalten herausbringen, so den anfänglich als bloße Stimmung in uns liegenden Groll oder Unwillen in bestimmte Worte kleiden, Einem heraussagen, was man auf dem Herzen und lange verhalten hatte.

Die geformten Laibe kommen an manchen Orten zunächst auf ein Brett in die Reihe zu liegen, von welchem aus sie darauf in den Ofen gebracht werden; und darauf bezieht sich ohne Zweifel eine bildliche Redensart, die uns z. B. bei Gotthelf begegnet: ab Brett müsse die Sache, er wolle einmal wissen woran er sei. Anderwärts setzt man den einzelnen Laib sofort auf den Brotschüssel, an einigen Orten Bachschûflen, von den Bündnern mit einem romanschen Namen, Brodpale[3] geheißen. Lassen wir uns dieses Geräth von unserm Maaler beschreiben: der Brotschüssel,

[1] Derselbe Ausdruck kehrt wieder mit Beziehung auf das eingeschossene Brot, wenn selbiges gehörig aufgeht und luftig wird. Darauf baut das Kinderräthsel ein Wortspiel: Es gôt im Ofe, stôt im Ofe und stösst doch niene an.

[2] Sonst hat broten noch andere Beziehungen auf das Gebäck. Es ist an einer andern Stelle die Rede gewesen von gebroteten Dienstboten. Zu Anfang des 18. Jahrh. wird an die Regierung in Zürich berichtet: Wass zu Knonau brot kauffen muss (nicht eigenes Brot zu backen hat) brotet sich alle Zinstag von Zug uss.

[3] In Norddeutschland Schieber.

Ein grosser runder täller, an ein stang genaglet, das brot in bachofen zů schiessen. Nur darf uns das täller nicht verleiten, zwischen unserm Worte und der Schüssel, dem Tischgeräthe, eine Verwandtschaft anzunehmen, denn die Schüssel ist ein lateinisches Wort, der Schüssel eine Ableitung von Schuß, schießen, heißt daher auch bei Maaler's thurgauisch-elsässischem Zeitgenossen Brotschiessel, bei deutschen Lexikographen Schießschaufel und, vom Partizip abgeleitet, Brotschössel, schwäbisch das Schoß. Eine solche Vermengung zweier verschiedenen Wörter lag allerdings nahe, da Bestimmung und Gestalt beider Gegenstände sich berühren und das Infurnibulum wirklich auch die Benennungen Backscheibe, Bachtafel trägt; daher schwankt in den Mundarten das Geschlecht unseres Wortes, sowohl in deutschen, als auch hat unser Stalder neben dem Schüssel die Ofenschüssle[1]. Auch Name und Begriff haben sich vielfach verwickelt; denn anderwärts bezeichnet man mit diesem letztern Ausdrucke wirkliche Schüsseln aus Holz geschnitzt oder aus Stroh ähnlich dem obern Theile des Bienenkorbes geflochten, in welchen der rundliche Laib geformt und einige Zeit liegen gelassen wird, um ein wenig aufzugehen, was man abgebildet sehen kann in Hohberg's Georgica curiosa. Auf solcher Brotschüssel, panetta genannt, trägt man im Engadin den zu Hause bereiteten Teig zum Bäcker. In Kärnthen u. a. heißt der Brotschieber Backscheit, während man unter letzterm Ausdruck in Baiern und bei uns das Brennholz versteht. An dieses Backgeräth nun knüpfen sich wieder bildliche Vorstellungen[2]. Es selber ist jener Plattfuß, welcher nach dem Kinderräthsel mit den vielen Gesellchen (dem eingeschlossenen Gebäcke) in einem Ställchen ist. Da das Einschieben der Brotlaibe in den Ofen Sorgfalt und Berechnung erheischt, so kann schüsselen auch die Feinheit in der Verfolgung eines Zieles bezeichnen. Wer es versteht, kann einen unliebsamen Gast, einen unwillkommenen Auftrag abschüsselen, d. i. mit Beobachtung aller äußern Höflichkeit, so daß die Abweisung kaum gefühlt wird, von sich entfernen, ablehnen; sich aus einer unangehmen Verwickelung ûsschüsselen.

Werden die Brode eingeschossen[3], so muß Obacht genommen werden, daß dieselben weder sich unter einander berühren (anschießen; daher anschüssig, bei Hohberg Georg. cur.; und Anschutz die Stelle, wo ein andres Brot im Ofen anstieß, schlesisch der Kleberanft; ang'schossens Brod, das Eindrücke hat), noch die Wände des Ofens (vorg'schossen

[1] Letzteres auch in Östreich.

[2] In Östreich auch Aberglaube und Volksbelustigung.

[3] Der Ziegelbäcker tuet oder setzt seine Waare în.

werden); um das Aneinanderbacken der Laibe zu verhindern, werden sie, sobald es anfängt sich zu verkrusten, mit der Krucken geruckt, d. h. verschoben. Doch ist das Randbrod, als besonders gut ausgebacken, weil es an dem Rand, d. i. zu hinterst im Ofen und zunächst der Wand, lag, von vielen Leuten bevorzugt. Nun wird das Vorfür weggenommen und der Ofen vorläufig halbwegs geschlossen. Hier lehnt sich ein vortreffliches Bild von einem vorwitzigen, voreiligen Menschen an; von einem solchen sagt man nämlich, er sei vor 'em Brod in'n Ofen g'schloffen.

Wir müssen mit dem Bäcker nochmals zu dem Backtroge kehren, wo noch der an den Wänden zurückgebliebene Teig mit dem Scharreisen zusammenzunehmen, die Muelte zu schären (scharren), oder nach einigen Mundarten zu schēren (scherren[1]), nach andern zu schaben, ist. Über die Verwendung desselben werden wir im zweiten Theile dieses Aufsatzes zu reden haben[2]. Ist auch dieser letzte Rest im Ofen, so wird der Letztere nun vollständig geschlossen, auch das Mundloch (so heißt z. B. im Frickthal, im Simmenthal der Rauchzugsausgang aus dem Ofen, während allerdings gemeiner die vordere Öffnung (vgl. das große Maul) darunter verstanden wird, auch von Maaler, bei welchem die flammen zum Mundloch härauss schlahend).

Nun stehen wir erwartungsvoll davor, ob wohl die angewendete Mühe mit Erfolg gekrönt werde, oder ob an einem oder dem andern Punkte der mannigfachen Hantierung Etwas versehen worden sei. War tief genug ins Salzfaß gegriffen, oder kommt das Gebäck etwa z'lîs, d. i. zu blöde, heraus? Bei uns wird nämlich allerwärts das Brot gesalzen, und daher ist in den alten Verordnungen den obrigkeitlichen Brotschauern u. A. ausdrücklich auferlegt, sich zu vergewissern, daß wohl gesalzen sei. Wenn also aus der Form des Sprichwortes Salz und Brod macht d' Baggen (die Wangen) rot auf Verhältnisse zu schließen wäre, da beide Dinge getrennt auf den Tisch kommen, so müßten wir das Sprichwort als ein entlehntes betrachten. War das Mehl rûch (rauh, grob), so wird das Brot kurz, d. i. bröckelig, oder g'krüschig, hart, trocken, unschmackhaft wie Krüsch, d. i. Kleie. Eine wesentliche Bedingung für die Schmackhaftigkeit und Zuträglichkeit des Brotes ist auch die gehörige Porosität[3]. Der Simmenthaler

[1] Eine Ableitung von scheren (Scheere), wie es hinwiederum das Grundwort zu scharren bildet.

[2] Nach Hohberg soll man von jedem „Trogscheren" wieder einen Laib zum „Urheb", d. i. Sauerteig, für das nächstfolgende Gebäcke aufheben.

[3] Im Henneberg heißt diese Eigenschaft löck, d. i. locker, vgl. schweiz. lugg.

heißt mürbes Gebäck gäjig[1] und wird wegen dieses eigenthümlichen Wortes von den Nachbarn gehänselt.

Das Sprichwort verlangt mit Recht luftig Brod, schweren Käs[2]. Allein daß nur zu oft das Gegentheil herauskommt, beweist die Unzahl von Benennungen, welche namentlich die Mundarten für das Letztere bereit haben. Das Gelingen hängt von gar so vielen Bedingungen, von der Beschaffenheit des Mehles, dem rechten Maße des beigemengten Wassers und des Sauerteiges, der Temperatur vor und in dem Ofen, auch von der Arbeit ab. Die alten Brotschauerordnungen stellen daher unmittelbar zusammen dängg vnd vngehandlet. Der letztere Ausdruck bezeichnet ungenügendes Kneten und Wirken. Tängg und tangg mit den einen Grad der Annäherung bedeutenden Ableitungen tanggig, tanggelig, tänggocht[3] und tänggoch, tänggenartig, t'tangglet, tangglächt, heißt zunächst feucht und zähe wie Lehm[4], dann besonders auf das Gebäck (auch Kartoffeln) angewendet, klunschig, klosig, schliefig, nicht wohl durchgebacken, noch teigartig, halb roh[5]. Solches Gebäck tangget. Und dasselbe Zeitwort objektiv angewendet bedeutet mit Teig oder einer andern zähfeuchten Masse sich abgeben. Ein Backwerk, das nicht wohl gerathen, sondern inwendig zäher Teig geblieben ist, nennt man geringschätzig einen Tanggel. Mit einer Tänggen verknüpft sich zugleich auch der Nebenbegriff der Unförmlichkeit einer Brotschnitte. Dasselbe Wort dient zur spotthaften Bezeichnung eines bis zur Unförmlichkeit fetten und in Folge davon trägen Weibes, und der Appenzeller verbindet mit tēngg[6] zwar allerdings die Vorstellung physischen Welkseins am Heu, danach aber auch diejenige moralischer Schlaffheit, zauderhaften, trägen, gewissermaßen schleimerigzähen Charakters; tēnggen heißt ihm langsam arbeiten, zaudern.

[1] Von gan, aufgehen.

[2] Auch spanisch: pan con ojos, y queso sin ojos.

[3] Häufige Klagen über die Pfister Ires dänggachtigen Brotbachens halb.

[4] z. B. vom Ackergrund. Auch heißt die mit Lehm durchzogene Schicht, welche im Bergwerk da anhebt, wo die reine Schieferkohle ausgeht, und welche nicht wohl zum Brennen taugt, der Tanggiß. Die Tanggen sind die grüne, fleischige, feuchtzähe Hülse (die Leife) der Nuß im Unterschiede zur festen, holzartigen innern Schale; dazu das Zeitwort Nüsse ûstanggen. Doch auch bloß von Feuchtigkeit durchzogen, wobei der wesentliche Theil des Grundbegriffes fallen gelassen ist (zum Glätten mueß ds G'wand tangg sin; und von einem Gebäude, das Feuchtigkeit zieht, sagt man, daß es tängge oder tanggele. Mys Fazzenētli ist esie [zuweilen] einist tanggs g'nueg, sagt ein Schnupfer).

[5] Tirolisch gleim.

[6] Die Dehnung des Vokals mag durch den Nasal hervorgerufen sein.

Man war darum wohl berechtigt an das alte, auch noch in vielen oberdeutschen Mundarten fortlebende tenk = link zu erinnern, da die Begriffe linkisch, tölpelhaft, träge einander nahe berühren und die ebenfalls verglichenen italiänischen Wörter stanco, zanco[1], Beides, link und matt, umschließen. Allein die Grundbedeutung wäre demnach in den schweizerischen Mundarten sozusagen spurlos verschwunden, ja die am meisten verbreitete Bedeutung, die eines physischen Zustandes, wäre durch eine vom Begriffe link abgeleitete figürliche und moralische Vorstellung hindurchgegangen? Schwierigkeiten, die uns nöthigen nach anderer Ableitung auszuschauen. Da bieten sich vor Allem das Substantiv Teig selber und das Adjektiv teigg an, das in mehreren der obenerwähnten Fälle an die Stelle von tangg treten könnte. Dieß ist am entschiedensten der Fall in der Bedeutung überreif, mit Beziehung auf Birnen, und hier drängt sich unabweisbar die Wahrnehmung auf, daß wir es mit zwei gleichwerthigen Nebenformen zu thun haben, die sich aber geographisch scheiden, und zwar so, daß, wo beide Formen zugleich einheimisch sind, sich die verschiedenen Nüancen des Begriffes darein theilen, z. B. teigg vom Obste, tängg vom Gebäcke gebraucht wird[2]. Der Nasal ist, wie häufig, ein bloßes Einschiebsel, mit dem der Stamm verstärkt wird; für Tanggen (Hülse der Nuß) spricht man auch im Kanton Bern Döggen[3]. Und wenn wir nun ferner in auswärtigen Mundarten Wörtern wie dägeln, Lehm stampfen, der Tengel, der Koth an den Haaren des Viehes; kothiger Saum am Kleide, Tegel, Lehm, tegeln, tageln, tengeln beklecksen u. A. m. begegnen, welche sämmtlich auf den Grundbegriff der zähen, weichen Masse zurückgehen, so tritt der Verwandtschaft mit unsern schweizerischen Wörtern die Verschiedenheit des Auslautes eben so wenig in den Weg, als dieß in dem oben berührten Verhältnisse zwischen schriftdeutschem Teig und schweizerischem Teigg der Fall ist. Der härtere Consonant (Tenuis) in tängg u. s. w. ist also nur Consequenz, und jetzt erkennen wir in den norddeutschen und nordischen Adjektiven daiger, deig, welche eben die Bedeutung unseres tängg be-

---

[1] Diese aus dem Deutschen angenommen, während — ein nicht seltener Fall — die deutschen Gemeinden im Venetianischen ihr schank, tschenk hinwieder aus dem Italiänischen zurückerborgten.

[2] Bei Fries um 1569 sind noch beide Wörter durchaus congruent; er übersetzt nämlich das Ovid'sche planus venter mit Ein linder, dencker, oder teiger buch, glatt vnnd nit ruch.

[3] Salzburgisch ist taggeln beschmieren, anmalen. Das schwäbische Dackel, einfältige, plumpe Person, vergleicht sich dem Walliser Ausdruck Tängge.

sitzen, die Bestätigung, daß tängg und teigg in ihrem konsonantischen Gerippe identisch seien. Und vielleicht durchaus identisch mit tängg ist das gleichbedeutende Bündnerische tälgg, da l oftmals als bloße Variation von n erscheint. Allerdings hat dann auch die ganze Sippe der letztern Form an der Verwandtschaft Theil, so daß talggig, talgget, talggen als Varianten von tanggig u. s. w. anzusehen sind. In deutschen Mundarten hat Dalken auch die Bedeutung von Schmutz- oder Dintenfleck (schweizerisch mit abweichendem Vokal, der oder die Dolggen; daher der Tolggenrock, den Zwingli zur Arbeit zu tragen pflegt); darum dürfte man wohl an Ableitung von dem eigentlich undeutschen Talg oder Talk denken; dann bestünde aber keine etymologische Verwandtschaft mit tangg. An den Laut des Letztern lehnt sich, doch nur zufällig, der in den Vierwaldstätten dafür gebräuchliche Ausdruck tansch, tanschig, mit den Ableitungen tanschen, tanschelen (teigig schmecken), Tanschwerk, und der Tansch unausgebackener Teig, und ohne den übeln Nebenbegriff, Tanscheli, Tangscheli, kleine Kuchen aus dem Überbleibsel von Pastetenteig, wie auch baierisch der Däntsch ein lockeres Backwerk, däntscheln köcheln bedeutet. Obwohl die Versuchung nahe liegt, den synonymen und auch ähnlich genug aussehenden Wörtern teigg, tälgg, tangg und tansch Gleichheit der Abstammung zu vindicieren, ist es doch geboten jedes als selbständige Existenz zu behandeln; es würde auch wirklich schwer halten, einen Wechsel von gg zu sch für die Mundart nachzuweisen. Grimm schienen die Wörter Datsch (Dätsch, Dotsch), ein Backwerk, das nicht bestimmt ist hart gebacken zu werden, und dätscheln, schmeichelnd klopfen, vergleichenswerth [1]. Einschiebung von n ist allerdings keine seltene Erscheinung, allein wenn die mundartliche Aussprache zwischen n und sch gerne t vernehmen läßt, so ist doch solches nicht zu verwechseln mit stammhaftem t. Zu der Zähheit, welche für den Teig und den Lehm charakteristisch ist, paßt trefflich die Ableitung von dans, dem Präteritalstamm des alten Zeitwortes dinsen ziehen, das hinwieder eine Weiterbildung von dehnen ist [2].

[1] In den siebenbürgischen Bieltschen finden sich beide Bedeutungen, die von Datsch und diejenige von Tansch, vereinigt.

[2] Die Beziehung auf Lehm und andere zähe, schlammigte Stoffe ist in der selben Wortfamilie ausgedrückt. Der Tänsch (und dazu das Zeitwort tänschen) ist theils die aus gestampftem Lehm bereitete Dreschtenne, theils der aus Lehm und Steinen errichtete Wasserdamm, in welchem Sinne der aus Dänsch (oder mit vokalisiertem n Deisch) irrthümlich umgedeutete Ortsname Deutschbüren zu erklären ist. Mit Anlehnung an die biblische Anschauung findet sich auch für den Menschen die Benennung Dänsch. Tanschen, tangschen heißt auch im tiefen Kothe waten, und der Tänschig,

Es stellt sich für dieselben Begriffe noch ein fünfter Stamm dar, der einige äußere Ähnlichkeit besitzt. Gleichbedeutend mit Tanggel, Tansch, ist Targg, das T'targg (Getargg); targgen, torggen mit dem Frequentativ targglen, torgglen heißt ähnlich wie talggen, tanschen, tanggen kneten mit vorherrschendem Nebenbegriff der Subelei; die Hände unbehutsam und schädlicher Weise an einer Sache haben; auch (wie tolggen) im Schreiben, Malen u. dgl. subeln. In den ausländischen Mundarten heißt torkeln, tarkeln taumeln, mhd. turc der Taumel, woran sich unser Torgge, fem., Kreisel, schließt. Zwischen diesem und dem obigen torggen wird die Brücke gebildet durch den Begriff des Drehens, Wälzens. Damit hängt sich der fragliche Idiotismus an jene große Sippe, deren Stammbaum K. Regel in Kuhn's Zeitschrift so fleißig zusammengestellt hat, daß wir nur dorthin verweisen können. Wir haben es also nur mit einer der konsonantischen Weiterbildungen der Wurzel von lat. tero und terebra zu thun, wie sie in der Präposition „durch" und in dem den Römern abgeborgten Torkel (Kelter) vorliegt. Nur muß gesagt werden, daß in den oben erwähnten Wörtern sowohl An- als Auslaut eine nachlässige Behandlung des der deutschen Stufe gebührenden d und g erfahren haben; das mhd. Wort findet sich aber zuweilen in richtiger Form, durg.

Während alle die bisher aufgezählten Ausdrücke, ebenso käsig, g'käsig, lättig[1] sich auf die zähe Beschaffenheit des Teiges zurückführen, liegt ein neuer Gesichtspunkt zu Grunde bei pfunggig. Pfunggen ist stoßen, z. B. mit den Fäusten, den Ellbogen (Pfunggiß, eine Tracht solcher Stöße), und besonders einstoßen, feststopfen, etwa mit dem Nebenbegriff des unordentlichen Zusammenpackens; der Pfungg, Knirps, gleichsam der kurze, dickgestopfte Bündel (Bündel selbst gelegentlich auch in diesem übertragenen Sinne angewendet); im Altdeutschen und Gothischen heißt es nur Beutel, Bündel. Diesen Formen scheint eine andere mit p (b) im Anlaut adäquat nebenher zu gehen. Sowohl schweizerisch bunggen als oberdeutsch punken für stoßen, prügeln; und statt unseres pfunggig gilt oberdeutsch von Mehlspeisen punket für knollig, sei es nun, daß wir eben die dichteren Knollen als Bündelchen oder das betreffende Gebäck im Ganzen

---

Tänschlig, meist mit vokalisiertem n, also Teischig u. s. w., die Deische (mit dem Zeitwort tänschen, teischen) ist der Kuhfladen, mit dem auch wegen ihres großen, tellerförmigen Blüthenbodens die Sonnenwende verglichen und Deischeblueme genannt wird. Noch auf einen andern Stoff bezieht sich der Dänschel, d. i. ein Licht aus Butter oder Schmeer. Farbe, welche zu dick, grell aufgetragen ist, heißt deischig.

[1] Lätt, Lätten = Lehm, Mergel.

eben um der darin befindlichen Mehlknollen willen als ein zusammengestopftes betrachten.

Der aus Luzern und Schwyz belegte Ausdruck mätt [1] bedeutet sättigend und unverdaulich zugleich; Brot von der genannten Beschaffenheit ist eben fuerig, d. i. sättigt bald; und weil es nicht genugsam gekaut werden kann, ist es würgig, würgt (drückt) im Schlunde, was auch von herbem Obste gesagt wird. Die Volkssprache vergleicht es auch mit dem Wetzstein, dem Typus spezifischer Schwere und Dichtigkeit [2]. Im Wallis und Berner Oberland heißt klunschiges Gebäck, wie zäher, fester Grund, bligg, das sonst auch welk und überreif, halbfaul bedeutet [3].

Ist die Hitze im Ofen zu stark, so bildet sich zu rasch die bräunliche Kruste, die aber schwach bleibt; solches Brot, das nur scheinbar gut gebacken ist, bezeichnet der Glarner mit g'schlagen (gleichsam von der Hitze nur oberflächlich berührt, nicht durchdrungen) oder überschlagen. Ist im Gegentheil der Ofen zu schwach geheizt, so hebt sich die obere Kruste von dem Teige ab, der zurückbleibt und nicht aufgeht. Solches ist erlupftes oder entbürtes Brot (deutsch: abgebacken, erschupft, aufgefahren, erlöset, und das Gegentheil bei Hohberg [Georg. cur.] rindhefftig [4]).

---

[1] Die umgelautete Nebenform des Wortes „matt", indem die Mundart für die Adjektiva mit einiger Vorliebe an der I=Ableitung festhält (härt, althochdeutsch herti) oder sie nach Analogie zu derselben zieht (läng, tängg, höch, näch d. i. nahe, gär, läw d. i. lau). Es bedeutet in Uri niederträchtig, in Unterwalden fade (auch vom Gesicht, Auge gesagt); Dr. Ebel notierte (ohne Angabe der Gegend) matt = teig, faul, und der Mätten ist in Unterwalden die Klauenseuche; bei Maaler und auch schwäbisch heißt mattachtig halb faul. Den Begriff des neuhochdeutschen matt, müde drücken mattertellig und matz aus.

[2] Kannst schwimmen? Ja, wie ein Wetzstein.

[3] Das Wort widersteht unsern Deutungsversuchen. Mit dem alten, noch jetzt im Gebirg lebenden blūg oder blūgg, blöde im physischen (blūgi Strümpf) und im ethischen Sinne (E bluge Ma — so, nicht „klug", was der unserer Sprache nicht kundige Dr. Eckart unklüglich drucken ließ — lît bî keiner rîchen Frau, engl. anständiger ausgedrückt faint heart never won fair lady. In Greyerz „hatte nie Hasenherz eine schöne Geliebte"), kann es nicht identifiziert werden, namentlich nicht wegen der Quantität des Vokales.

Der in Deutschland verbreitete Ausdruck Schliff, Schlief bezieht sich wieder auf einen andern Gesichtspunkt, nämlich die Glätte, die der Schnitt derartiger Stellen im Brote zeigt.

[4] Büren, wie em=por, d. i. in Bor, in die Höhe, Borkilche, Gallerie in der Kirche, vom Partizipialstamm des alten bër'n (gebähren) tragen, abgeleitet, heißt emporheben, eine Last in der Hand wägen; bür=mer das ûf: hucke mir es auf den Rücken. Der (d. i. den) birt (d. i. bürt) nit an (ein) iedwedra, sagt der Walliser, um einen starken Mann zu bezeichnen. Die Büri, Damm am See. Das Bür, Gefäß zum „Auf=

Gesunde Zähne lieben das Gebäcke scharf oder hart gebacken mit knupperichter Kruste oder ranffachtig, wie Maaler sagt; namentlich Buttergebäck muß rösch sein, so daß es unter den Zähnen kracht; Chüechli goldgël und rösch preist der Sänger der Tafelfreuden, und auch im Kinderliede (Rochholz Nr. 185) erscheint das rösche Brötchen als ein Leckerbissen [1].

Ungefähr das selbe, was ranfachtig, ranftig ist kröspelig, g'krospelet, oder wie Maaler sagt, kröspelächt, minder vnd mer lind oder hertlächt, welches dieselbe Beschaffenheit nach der Wirkung, wie jenes sie nach der Ursache nennt [2]. Mit mütsch (dessen Etymologie im zweiten Theile folgen soll) bezeichnet man ein Übermaß von Sprödigkeit.

---

heben" von Etwas. Schwäbisch ist der Burren ein kleiner Hügel. Hieher gehören auch die neuhochdeutschen Bür-de; Ge-bühr.

[1] Das oberdeutsche rösch und schweizerisch auch weiter gebildet röst und rösp, mit ö vor sch für rechtmäßiges e (wie Schwöster; auch Löffel, Öpfel u. dgl. für Schwester ꝛc.) verhält sich zu neuhochdeutsch rasch gerade wie mundartliches hert zu hart, wobei schwer zu entscheiden wäre, ob Mundart oder Schriftsprache den ältern und den richtigern Vokal besitze. Der mundartliche Ausdruck theilt zunächst die Bedeutung des schriftdeutschen, nicht ohne den Begriff mit mehrfachen Schattierungen zu bereichern; rösch ist nicht bloß eilfertig, sondern auch voreilig, barsch; auch rüstig, munter, frisch, gesund, derb (man redet von einem Wittwer, der noch röst sei; von röschen Knechten; es reschus starchs Hirtunvolchji seien die Väter der heutigen Oberwalliser gewesen); dann auch auf die zur Ruhe gelangte Bewegung angewendet, gäh, abschüssig. Neben diesen läuft aber eine andere Bedeutung, scheinbar so geschieden, daß sich Stalder veranlaßt fand, dafür ein besonderes Wort aufzustellen. Rösch bezeichnet ein Backwerk als hartgebacken, knuppericht, Fleisch als knorpelig, wird auch vom Flachse gebraucht, der trocken geworden und nun zum Brechen bereit, von Heu, das durch und durch dürr, von Getreide, das überreif ist. Unser Wort in diesen Anwendungen vergleicht sich in der ungesuchtesten Weise dem Zeitworte rauschen. Wenn wir uns aber erinnern, daß englisch to rush (sich wohin stürzen) eigentlich von dem die Bewegung begleitenden Geräusche benannt ist — (rush, Binse, die rauschende) — so fällt es leicht, auch den Begriff der „Raschheit" auf die gleiche Grundbedeutung zurückzuführen und die zwei Stalder'schen Wörter als eines zu erkennen. Die Beziehung auf glühende Gesichtsfarbe, röthliches Haar (St. Gallen) beruht auf Übertragung von der mehr innerlichen Beschaffenheit auf die solcher Beschaffenheit z. B. beim Getreide anhaftende Färbung. Durch eine fein erdachte Vergleichung wird endlich (im Zürch. Weinland) rösch auch von gesund perlendem Getränke im Gegensatz zu lind (kahnig) gewordenem gesagt.

[2] Kröspelen mit der Nebenform kraspelen heißt nämlich rauschen, krachen, namentlich von etwas Hartem, das zwischen den Zähnen zermalmt wird, z. B. wenn der Hund Knochen zerbeißt. Harte Birnen werden geschildert Bire wie Chabisstorze (Kohlstrünke), as Eim (welche Einem) grad chrösplend under-em Läff (im Maule). Auch das Knistern eines langsam brechenden Balkens oder des Holzes im Feuer wird damit bezeichnet. Mehr uneigentlich: Die Geissen zupften das Heu zwi-

Hat, wie wir gesehen, das Brot und seine Bereitung der Sprache allerlei Bilder an die Hand gegeben, so konzentriert sich das Schaffen der Phantasie namentlich um eine Beziehung, von der wir noch im Zusammenhange zu sprechen haben. Viele Redensarten weisen nämlich darauf hin, daß der Mensch selber als ein Brot gedacht wird. Es sei nochmals an die Tängge erinnert. Der scherzhafte Ausdruck abkratzen für sterben ist wohl auch vom Scharren des Backtroges entlehnt, welches die letzte eigentliche Hantierung bei der Bereitung des Brotes ist, bevor dasselbe der Einwirkung der Elemente, etwa wie der Leichnam dem Schoße der Erde, anvertraut wird; entsprechend hat (beim Kuchenbacken) der Rest des Teiges den Namen Tod. Doch bleibt unbestimmt, ob hiebei der Mensch als der hantierende Bäcker oder als der vom Sensenmann zusammengeraffte Teig gedacht sei. Sonst wohl heißt es von einem selbstgefälligen oder stolzen Menschen, er dünke sich von anderem Teig als seine Mitmenschen. Ein Liebchen, wie man sich's nur wünschen könnte, nennt Gotthelf es **Myneli** (mignon) **wie wenn man es apparti tanglet** (geknetet) hätte. Wenn der Teig nicht die gehörige Consistenz annehmen will, sondern verlauft, verfart, so gibt es kein Brot; so nennt man auch den Menschen verfahren, der seine Gedanken und seinen Willen nicht konzentrieren kann. Ein schwächliches Kind, ein Kranker muß erbächelet werden: der Ausdruck bedeutet doch wohl ursprünglich durch gelindes und sorgfältiges Backen

---

schen den Barrenstäben heraus, dass es chrösplete und Einen selber z' g'lusten machte. In abgeleiteter Bedeutung: dürr und brüchig sein. Auch transitiv gewendet, und zwar etwa scherzhaft auf dürre, rasch verschluckte Worte bezogen: **es paar Vaterunser abechrosple** (B. Wyß.) Der Kröspel oder die Kröspele (auch mit **o, u**) heißt, eben von dem das Zerbeißen begleitenden Geräusche, der Knorpel, danach auch die Knuppern an der Brotrinde. Diese Ausdrücke sind zeitlich und räumlich weit verbreitet, zeigen aber eine Menge von Variationen, welche nicht bloß die ganze Skale der Vokale durchlaufen, sondern auch **sp** mit **st**, sogar mit **sk** und den Anlaut **kr** (wahrscheinlich vermittelst **kl** als Durchgangspunkt) mit **kn** vertauschen; und die Combination dieser Variationen erzeugt ein solches Labyrinth, daß es kaum gelingen will, den Ausgangspunkt zu finden. Zwar das engl. **crisp** und das romansche **crasp** setzen wir auf Rechnung des lat. **crispus**, obwohl die Bedeutung eher zur deutschen Abstammung stimmt; das Verbum **to crush** dagegen ist das goth. **kriustan** (knirschen), und da die altdeutschen Formen consequent **sp** enthalten, so liegt auf der Hand, daß beiden Wortreihen ein und die selbe Form zu Grunde liegt. Der Wechsel zwischen **p** und **t** hat genug Präcedentien. Dennoch sehen wir in diesem Falle von einem bloßen Spiel der sog. Organe ab, und fassen vielmehr, da altdeutsch die einfachere Form (**kros, kruss-bein**) vorliegt, sowohl **t** wie **p** als gleichbefugte Erweiterungen einer Wurzel, welche auch im schweizerdeutschen krōsen, krōs-len rauschen, knistern) zum Vorschein kommt.

gewinnen oder zuwege bringen[1]. Wenigstens versteht man unter einem ausgebackenen Kerl einen, der fix und fertig ist[2], wie man von dem, dessen Verstand noch nicht reif ist, sagt, er sei noch nicht ausgebacken, schweizerisch: noch nit trochen hinder den Oren. Unser unb'bachen dagegen bezieht sich mehr auf unfertigen Charakter, der nicht zur Politur gediehen ist, ungeschliffen, roh[3]. Der glückliche Vater freut sich seines drallen Buben mit den Worten: Nun ja du warst ein derbes Bürschchen, so wohl gebacken, rund und frisch[4]. Wozu das Gebäcke im Ofen geworden ist, das muß es bleiben; auch der Mensch kann seine angeborene Anlage nicht vertauschen: der zu einem Knaust[5] gebackt ist, wird sein Leben kein Brot — sagt der Bremer. Unverblümt ist in Zinkgref's Apophthegmaten die Rede von dem "Ofen, da man die Grammatikos backen thut"; Immermann erlaubt sich den Ausdruck: Dein Bruder aus eben dem Ofen geschossen (vgl. einschießen, Schüssel), aus dem Du geschossen bist (s. Sanders); und überhaupt wird die Entstehung und Geburt des Menschen mit dem Aufenthalte des Brotes im Backofen verglichen. Bekannt und auch in Oberdeutschland verbreitet ist die verhüllende Ausdrucksweise für den Beginn des Wochenbettes: der Ofen ist ing'hit, oder ing'fallen.

Damit ist auch die Personifikation des Ofens selber gegeben; er hat ein Maul, so groß, daß dem Menschen schwer wird, ihn zu "überginen". Ein weites Maul hat gnug zu schaffen, wenns widern Backofen will gaffen. Dieß wird für ein eben so vergebliches Unternehmen erklärt, wie mit dem Stärkern sich messen wollen: Fall nicht dem grössern in die straff, Vnd nicht gegen Back öfen gaff. — Wer sich eim grössern wider-

---

[1] Auch in deutschen Mundarten sich bächeln = sich pflegen.

[2] Niederdeutsch ein durchbackter Junge, ein starker, derber, ebenfalls in physischem Sinne, dagegen auf's moralische oder intellektuelle Gebiet hinübergetragen, in der Verbindung ein durchbackner Schelm. Den synonymen Ausdruck durchtrieben leitet zwar Wackernagel von der Jagd her, aber da Trieb auch den Sauerteig, treiben eine starke Anwendung von diesem bedeutet, so liegt auch die Vergleichung mit der Bäckerei nahe; ein durchtriebener wäre danach Derjenige, bei welchem die Schlauheit, Bosheit, Gescheidtheit, wie der Sauerteig beim Teige, die ganze Masse durchdrungen hat.

[3] Auch vom Brote gesagt bedeutet es nicht sowohl den Zustand vor dem Backen, als das mangelhafte Backen. So in dem Bündnerischen Sprichwort: En ung'schwitzte Kindbettere ist wie es ungebaches Brod.

[4] „Eingeschossen", in seiner bildlichen Anwendung, gehört nicht in den hier besprochenen Gesichtskreis.

[5] Knust ist eben der oben erwähnte Knorren am Brote.

setzt Derselb sich gar vnnützlich zerrt, Gegen Backofen das Maul auffsperrt. Auch in einem ungrischen Weihnachtsspiel heißt es: **Der Ofen ist ein grosser Gaul, werft im a guts Stück Holz ins Maul.** Darum wird ein unförmlich großer Mund gröblich mit einem Backofen verglichen. Aber auch mit Rücksicht auf seinen ganzen unförmlichen Leib gibt der Backofen den Namen für eine dicke, plumpe Weibsperson (schwäbisch) [1].

Gemüthlicher denkt man sich den Ofen als den alten Freund und Hausgenossen. „Der Ofen meint es gut" ist dem Holsteiner gleichbedeutend mit: er ist warm geheizt. Doch der Schalk im Menschen ist nicht bloß dahinter gekommen, was für Füße die Erdmännchen haben, er hat es auch herausgebracht, daß der alte Mann in der Stube gar nicht vom Flecke rückt, und neckt ihn darum. **Der Ofen steht hinter der Tür, hæt er füss, so gèng er afür.** (Ungr. Weihnachtsspiel.)

Auf der andern Seite, wie ja zu der Matrize eine Patrize sich findet, muß hinwiederum auch das Gebäcke sich nach dem Bilde menschlicher Gestalt vorstellen lassen. Und wirklich finden wir an dem Brotlaibe, namentlich an dem mehr gegliederten des aufgestülpten Brotes, die menschlichen Gliedmaßen heraus vom Kopf bis zum Fuß. Eben der durch Zurückschlagen über den langgestreckten Laib erhöhte kuglichte Theil heißt der Kopf, und das Brot von solcher Form, gegenüber dem runden scheiben- oder walzenförmigen, heißt Kopf- oder Ûffetzbrod. Consequenterweise heißt das entgegengesetzte, spitze Ende der Fueß; an einigen Orten, wo auch die Kopfbrote eine im Ganzen scheibenartige Gestalt bekommen, bezeichnet man diese Stelle am Laibe mit hintedure (hintendurchhin, d. i. hinten herum), wieder anderwärts mit Knü. Sonst trägt diesen letztern Namen die Kniekehle zwischen dem Kopf und dem Laib, und dann der ganze Rücken des Laibes. An der flachen Brotform stehen Ruggen und Boden oder, mit consequenter Durchführung des Bildes, Büch einander gegenüber [2]. Die beiden Spitzen, in welche der einen Doppelkeil bildende Laib ausläuft, sind die Nasen des Brotes; der Glarner aber nennt das eine Ende, auf welches er

---

[1] Sonst hat man auch, nur Baute mit Baute vergleichend, einer Ortschaft, die durch eine einzelne Gasse mit einem einzigen Thore gebildet wird, den Namen Backofen gegeben, eben so als geschlossenem Feuerherde einem Geschützstücke, dessen Gebäck freilich eine herbere Ironie ist, als wenn, wofür sich die Beispiele im zweiten Theile dieser Abhandlung finden werden, Gebäckenamen zur spaßhaften Bezeichnung der Ohrfeige, Maulschelle dienen.

[2] Von Liebhabern stärker gebackenen Brotes wird etwa Bodenbrod gewählt, d. i. ein Abschnitt von der Unterkruste. Die Benennung Underzug am Fladen, Kuchen, ist hervorgerufen durch den Überzug, d. i. die Zuthat, mit welcher der Kuchen belegt ist.

zum Behufe des Schneidens das Langbrot stellt, den Boden desselben, das entgegengesetzte abgeschnittene Ende dagegen das Obenäbli; und wenn ein solches Langbrot im Ofen nicht angeschossen worden, d. h. mit dem nächsten Laibe nicht zusammenstieß, so bekommt es einen Orenboden, ein Or, und es ist solches für nicht haushälterisch geltende Backwerk unter dem Namen Orenbröd bekannt.

Auch jenen embarras de richesse, welcher die menschliche Figur an der Stelle, wo Kopf und Leib sich begegnen, zuweilen über die normale Linie erweitert, finden wir am Brote wieder, wenn etwa während des Backens von der Hitze ein Auswuchs hervorgetrieben wird. Man heißt ihn Kropf, solches Brot g'kropfets, und den Abschnitt von dieser Stelle, welcher für manchen Geschmack etwas Leckeres hat, Kröpflibrod (vgl. Bodenbrod). Dieser bald vorgezogene, bald verschmähte Theil des Gebäckes hat mannigfache Benennung erfahren, wobei übrigens die Vorstellung hin- und herschwankt zwischen klunschigem, nur leicht gebackenem und bleichem Auswuchse, und den harten Knuppern an Riß oder Nath [1]. Es muß eben bemerkt werden, daß diese Ausdrücke am Erlöschen sind, so daß es fast unmöglich war, die Angaben mit der gewünschten Bestimmtheit zu erlangen.

Bei der Bezeichnung Mündli, mag der hervorquellende Teig als der hervorzüngelnde dargestellt sein, oder wo man das mit einer pergamentartigen Haut bekleidete Ende eines Langbrotes, das von dem angebackenen zweiten Laibe abgebrochen wird, darunter versteht [2], erscheint dieser rundliche Boden als der offene Mund, die knupperichte Einfassung als die Kiefer mit den Zähnen. Die Knuppern heißen auch d's G'möndlet, angeblich ihrer Form wegen, wahrscheinlich aber ist das Wort von dem nicht länger verstandenen Mündli abgeleitet [3].

---

[1] Solcher entsteht an der Langseite des Brotes entweder von selbst, indem die Hitze dasselbe platzen macht, oder der Laib im Ofen an einen andern stößt, oder der Bäcker schränzt, d. i. reißt es auf, bevor er es einschießt. Diese knupperige Seite heißt d's G'schränzt. Schranz ist ein unregelmäßiger Riß.

[2] Das Randbrod (s. oben S. 31), der walzenförmige Brotlaib mit geschlossenen, hartgebackenen Spitzen, gilt als der Gegensatz des Mündli-Brodes.

[3] Ebenfalls dem menschlichen Leibe ist wahrscheinlich der Name Schloß, Schlößli abgesehen, neben welchem der gleichbeutige und an und für sich ganz passende Ausdruck Schluß nur als Umdeutung erscheint; beide beziehen sich auf die krustige Fuge da, wo die beiden Theile des Brotlaibes einander begegnen. Der Name der Schlüsselblume Fräulischlößli will sich der Deutung, welche ihm in der Mythologie S. 1146 zu Theil wurde, nicht fügen. Und vielleicht ist auch das Mündli ein alterthümlicher Name für

Es ist merkwürdig, daß das Wort Enkel, Änkel, d. i. Knöchel, besonders der am Fußgelenk, welches nicht nur die altdeutsche Literatur, sondern auch alle gegenwärtigen Mundarten unserer Nachbarn besitzen, der schweizerischen abhanden gekommen ist, und das schon unsern Lexikographen des 16. Jahrhunderts; und doch nicht absolut abhanden, aber in einer Bedeutung erhalten, welche hinwiederum sich sonst nirgends entwickelt zu haben scheint. Änggeli ist uns die Stelle am Brote, welche besonders reich an Knuppern ist, hieß also vorerst der Bug am Aufsetzbrote, wo solche besonders leicht sich bilden [1].

Mit diesen Bildern hat sich die Volkssprache beschieden und auf den nahe liegenden Vergleich von „Fleisch und Bein" verzichtet. Die aus dem Latein entlehnte Bezeichnung Kruste ist nicht einheimisch bei uns, außer in dem mit italiänischen (crosta) und französischen (croûte, crouste) Nachbarn verkehrenden Wallis, und zwar mit der erweichten Aussprache, welche Fremdwörter kennzeichnet, Grusta. Deutsch und natürlich ist die auch schon im Altdeutschen übliche Benennung Rinde, welche das Brot mit seinem Genossen, dem Käse, theilt. (Das G'rindet am Brot wird etwa zu Suppe eingeschnitten.) Der allgemeinsten Verbreitung aber genießt der ebenfalls alte Name Ranft, volksthümlich wie keiner, wenn wir diesen Schluß daraus ziehen dürfen, daß er die buntesten Variationen der Aussprache und der Bedeutung erfahren hat [2].

---

das Schlößli. Es ist zu beachten, daß „Mund" sonst nicht schweizerisch, sondern Mûl durchaus an seine Stelle getreten ist.

[1] An manchen Orten bezeichnet man diese bei gesunden Zähnen schon zu Maaler's Zeit (der ranfft ab dem brot Bäcklen vnd abschlahen: distringere crustam panis) beliebten, namentlich die Kinder auf dem Heimwege von des Bäckers Haus in Versuchung führenden Stücke, von denen auch der Knauser als Nagenranft, G'nägi, seinen Titel hat (denn Knaus, Knaust, Knast heißen in Deutschland diese ranfichten Theile), mit den Namen selbständiger Backwerke von schmackhafterer Art, nämlich Weggen, Murrli, von welchen wir im zweiten Theile zu sprechen haben. Verwandt mit dem letztern Worte ist der Murgg (auch, mit einer durch die Nachbarschaft des r bewirkten Erweichung des auslautenden Konsonanten, Murg), mit den Deminutiven das Mürggi, Murggeli und der Ableitung Murggel, Mürgel, eigentlich überhaupt etwas Knorriges, Verkrüppeltes (murggig, g'murgget, krüppelhaft, knorrig), massiger, unförmlicher Brocken, dann im Besondern ein Mensch von verkrüppeltem Wuchs, auch ein altes Weibchen, und am Brote der knorrige Auswuchs; in der letztern Bedeutung, protuberantia panis, auch von dem Idioticon Bernense aufgeführt. Obwohl solches Murgelenbrod dem Geschmacke meist zusagt, gilt anderwärts Murgilibeck als Spott auf den Bäcker, dem das Brot verschrumpft herauskommt. Über die Etymologie des Wortes vgl. Exkurs V.

[2] Von der Grundform ramft (rampft) aus geschieht zunächst die Vertauschung des

Zwar sagt das Sprichwort, daß es vom Ramfte oder härten Brod röti Baggen oder starchi Lüt gebe. Doch der Geschmack zieht, wie die lustige Geschichte vom Brotessen bei Rochholz (Sagen) ebenfalls zeigt, etwa das Linde, den Brosmen, d. i. Krume (bairisch Mollen) vor [1]. Also in keinem dieser Ausdrücke spiegelt sich das Bild vom menschlichen Leibe; einzig in der bernoberländischen Benennung der Kruste, die Schwärte, könnte man versucht sein dasselbe zu finden; allein dieses eigentlich die thierische Fetthaut, in welcher die Haare stecken (nach Wackermann, und damit ist auch sogleich nach der durchgehenden Regel, daß in den schweizerischen Mundarten jedes n vor einem der drei Spiranten (f, s, sch) vokalisiert wird, die Form Rauft gegeben (Ranft nur in gelehrter Sprache, z. B. bei Maaler); leicht auch verliert sich der rechtmäßige Auslaut (Rampf), und endlich spielt ein äußerlich und innerlich anklingendes Wort herein, dem zunächst der Umlaut abgelauscht wird (Räuft, Reift), bis geradezu Räuf, Reif selber das ächte Wort verdrängt. (Die bayer.-östreichische Form Pramst, eigentlich eine Bildung mit der Vorsilbe be-, ist uns fremd, obwohl uns b'rümpfen neben rümpfen ganz geläufig ist.) Ramft leitet sich — worauf zuerst W. Wackernagel gekommen ist — auf rimfen, rimpfen (sich zusammenziehen) zurück, und kann daher eben so wohl die einschließende Kruste, Rinde, als das Äußerste, der Rand, sein. (Zwischen Rand selber und Ranf suche man keine Stammverwandtschaft; jenes bedeutet ursprünglich den Schild.) In ersterer Bedeutung namentlich vom Brote, wo unterschieden wird zwischen Oberrauft und Underraũft; doch auf Guggisberg bezeichnet man damit auch die oberste, gewöhnlich etwas schimmlichte Schicht des Heustockes. Es ist leicht begreiflich, daß die Begriffe Kruste und Knuppern in einander spielen; Maaler erklärt crustum mit ein stuckbrot dz vil rannfts hat, und Fries versteht unter rennftiger speyss: Küechle, offleten, hüppen, vnd dergleychen. Wenn wir bei dem Solothurner Hofstätter (Aus Berg und Thal) lesen: Wart numme Bäbeli, du alte gytige Rauft, und auch schwäbisch Ranft einen Geizhals bedeutet, so könnte man das obenerwähnte „Knauser" und das ebenfalls schwäbische Nagenranft herbeiziehen; gerathener ist aber, unsern Ausdruck auf die Vergleichung der moralischen Härte mit der physischen zu gründen oder den Begriff des Geizes unmittelbar aus rimpfen abzuleiten. Die Bedeutung Rand finden wir vorzüglich in den deutschen Mundarten entwickelt, wo u. A. die Kante, der äußerste Rand einer Bettstatt (schweizerisch das Bort), der Gefäßrand, der Saum eines Gewandes, am Brote die beiden Enden, namentlich aber der Anschnitt mit Ranft bezeichnet wird. Auch Maaler übersetzt den limbus Astrolabii damit. In unserer Volkssprache aber finden wir diese Anwendung nicht; wohl versteht man unter Ränftli etwa einen Abschnitt Brot, bekannter aber ist die Übertragung des Wortes auf den Rand einer Schlucht; außer der berühmten Einsiedelei an der Melchaa gibt es in den Kantonen Bern und Wallis zahlreiche Orte dieses Namens.

[1] Daran lehnt sich eine derbe Scherzrede über einen Nimmersatt: Er ist en Hagel (über die Maßen erpicht) uf-em linde Brod — er ißt's härt noh. Auf die beiden einander entgegenstehenden Extravaganzen des Geschmackes wirft auch die Zürcherische Tischzucht des 17. Jahrh. ihr Augenmerk: Nimm nimmer von dem brot die rinden nur allein: zerschneid auch nicht zuvil, und lass das hölen sein,

heißt mürbes Gebäck gäjig[1] und wird wegen dieses eigenthümlichen Wortes von den Nachbarn gehänselt.

Das Sprichwort verlangt mit Recht luftig Brod, schweren Käs[2]. Allein daß nur zu oft das Gegentheil herauskommt, beweist die Unzahl von Benennungen, welche namentlich die Mundarten für das Letztere bereit haben. Das Gelingen hängt von gar so vielen Bedingungen, von der Beschaffenheit des Mehles, dem rechten Maße des beigemengten Wassers und des Sauerteiges, der Temperatur vor und in dem Ofen, auch von der Arbeit ab. Die alten Brotschauerordnungen stellen daher unmittelbar zusammen dängg vnd vngehandlet. Der letztere Ausdruck bezeichnet ungenügendes Kneten und Wirken. Tängg und tangg mit den einen Grad der Annäherung bedeutenden Ableitungen tanggig, tanggelig, tänggocht[3] und tänggoch, tänggenartig, t'tangglet, tangglächt, heißt zunächst feucht und zähe wie Lehm[4], dann besonders auf das Gebäck (auch Kartoffeln) angewendet, klunschig, klosig, schliefig, nicht wohl durchgebacken, noch teigartig, halb roh[5]. Solches Gebäck tangget. Und dasselbe Zeitwort objektiv angewendet bedeutet mit Teig oder einer andern zähfeuchten Masse sich abgeben. Ein Backwerk, das nicht wohl gerathen, sondern inwendig zäher Teig geblieben ist, nennt man geringschätzig einen Tanggel. Mit einer Tänggen verknüpft sich zugleich auch der Nebenbegriff der Unförmlichkeit einer Brotschnitte. Dasselbe Wort dient zur spotthaften Bezeichnung eines bis zur Unförmlichkeit fetten und in Folge davon trägen Weibes, und der Appenzeller verbindet mit tēngg[6] zwar allerdings die Vorstellung physischen Welkseins am Heu, danach aber auch diejenige moralischer Schlaffheit, zauderhaften, trägen, gewissermaßen schleimerigzähen Charakters; tēnggen heißt ihm langsam arbeiten, zaudern.

---

[1] Von gän, aufgehen.

[2] Auch spanisch: pan con ojos, y queso sin ojos.

[3] Häufige Klagen über die Pfister Ires dänggachtigen Brotbachens halb.

[4] z. B. vom Ackergrund. Auch heißt die mit Lehm durchzogene Schicht, welche im Bergwerk da anhebt, wo die reine Schieferkohle ausgeht, und welche nicht wohl zum Brennen taugt, der Tanggiß. Die Tanggen sind die grüne, fleischige, feuchtzähe Hülse (die Leife) der Nuß im Unterschiede zur festen, holzartigen innern Schale; dazu das Zeitwort Nüsse ûstanggen. Doch auch bloß von Feuchtigkeit durchzogen, wobei der wesentliche Theil des Grundbegriffes fallen gelassen ist (zum Glätten mueß ds G'wand tangg sîn; und von einem Gebäude, das Feuchtigkeit zieht, sagt man, daß es tängge oder tanggele. Mys Fazzenētli ist esie [zuweilen] einist tanggs g'nueg, sagt ein Schnupfer).

[5] Tirolisch gleim.

[6] Die Dehnung des Vokals mag durch den Nasal hervorgerufen sein.

Man war darum wohl berechtigt an das alte, auch noch in vielen oberdeutschen Mundarten fortlebende tenk = link zu erinnern, da die Begriffe linkisch, tölpelhaft, träge einander nahe berühren und die ebenfalls verglichenen italiänischen Wörter stanco, zanco[1], Beides, link und matt, umschließen. Allein die Grundbedeutung wäre demnach in den schweizerischen Mundarten sozusagen spurlos verschwunden, ja die am meisten verbreitete Bedeutung, die eines physischen Zustandes, wäre durch eine vom Begriffe link abgeleitete figürliche und moralische Vorstellung hindurchgegangen? Schwierigkeiten, die uns nöthigen nach anderer Ableitung auszuschauen. Da bieten sich vor Allem das Substantiv Teig selber und das Adjektiv teigg an, das in mehreren der obenerwähnten Fälle an die Stelle von tangg treten könnte. Dieß ist am entschiedensten der Fall in der Bedeutung überreif, mit Beziehung auf Birnen, und hier drängt sich unabweisbar die Wahrnehmung auf, daß wir es mit zwei gleichwerthigen Nebenformen zu thun haben, die sich aber geographisch scheiden, und zwar so, daß, wo beide Formen zugleich einheimisch sind, sich die verschiedenen Nüancen des Begriffes darein theilen, z. B. teigg vom Obste, tängg vom Gebäcke gebraucht wird[2]. Der Nasal ist, wie häufig, ein bloßes Einschiebsel, mit dem der Stamm verstärkt wird; für Tanggen (Hülse der Nuß) spricht man auch im Kanton Bern Döggen[3]. Und wenn wir nun ferner in auswärtigen Mundarten Wörtern wie dügeln, Lehm stampfen, der Tengel, der Koth an den Haaren des Viehes; kothiger Saum am Kleide, Tegel, Lehm, tegeln, tageln, tengeln beklecksen u. A. m. begegnen, welche sämmtlich auf den Grundbegriff der zähen, weichen Masse zurückgehen, so tritt der Verwandtschaft mit unsern schweizerischen Wörtern die Verschiedenheit des Auslautes eben so wenig in den Weg, als dieß in dem oben berührten Verhältnisse zwischen schriftdeutschem Teig und schweizerischem Teigg der Fall ist. Der härtere Consonant (Tenuis) in tängg u. s. w. ist also nur Consequenz, und jetzt erkennen wir in den norddeutschen und nordischen Adjektiven daiger, deig, welche eben die Bedeutung unseres tängg be-

[1] Diese aus dem Deutschen angenommen, während — ein nicht seltener Fall — die deutschen Gemeinden im Venetianischen ihr schank, tschenk hinwieder aus dem Italiänischen zurückerborgten.

[2] Bei Fries um 1569 sind noch beide Wörter durchaus congruent; er übersetzt nämlich das Ovid'sche planus venter mit Ein linder, dencker, oder teiger buch, glatt vnnd nit ruch.

[3] Salzburgisch ist taggeln beschmieren, anmalen. Das schwäbische Dackel, einfältige, plumpe Person, vergleicht sich dem Walliser Ausdruck Tängge.

sitzen, die Bestätigung, daß tängg und teigg in ihrem konsonantischen Gerippe identisch seien. Und vielleicht durchaus identisch mit tängg ist das gleichbedeutende Bündnerische tälgg, da l oftmals als bloße Variation von n erscheint. Allerdings hat dann auch die ganze Sippe der letztern Form an der Verwandtschaft Theil, so daß talggig, talgget, talggen als Varianten von tanggig u. s. w. anzusehen sind. In deutschen Mundarten hat Dalken auch die Bedeutung von Schmutz- oder Dintenfleck (schweizerisch mit abweichendem Vokal, der oder die Dolggen; daher der Tolggenrock, den Zwingli zur Arbeit zu tragen pflegt); darum dürfte man wohl an Ableitung von dem eigentlich undeutschen Talg oder Talk denken; dann bestünde aber keine etymologische Verwandtschaft mit tangg. An den Laut des Letztern lehnt sich, doch nur zufällig, der in den Vierwaldstätten dafür gebräuchliche Ausdruck tansch, tanschig, mit den Ableitungen tanschen, tanschelen (teigig schmecken), Tanschwerk, und der Tansch unausgebackener Teig, und ohne den übeln Nebenbegriff, Tanscheli, Tangscheli, kleine Kuchen aus dem Überbleibsel von Pastetenteig, wie auch baierisch der Däntsch ein lockeres Backwerk, däntscheln köcheln bedeutet. Obwohl die Versuchung nahe liegt, den synonymen und auch ähnlich genug aussehenden Wörtern teigg, tälgg, tangg und tansch Gleichheit der Abstammung zu vindicieren, ist es doch geboten jedes als selbständige Existenz zu behandeln; es würde auch wirklich schwer halten, einen Wechsel von gg zu sch für die Mundart nachzuweisen. Grimm schienen die Wörter Datsch (Dätsch, Dotsch), ein Backwerk, das nicht bestimmt ist hart gebacken zu werden, und dätscheln, schmeichelnd klopfen, vergleichenswerth [1]. Einschiebung von n ist allerdings keine seltene Erscheinung, allein wenn die mundartliche Aussprache zwischen n und sch gerne t vernehmen läßt, so ist doch solches nicht zu verwechseln mit stammhaftem t. Zu der Zähheit, welche für den Teig und den Lehm charakteristisch ist, paßt trefflich die Ableitung von dans, dem Präteritalstamm des alten Zeitwortes dinsen ziehen, das hinwieder eine Weiterbildung von dehnen ist [2].

---

[1] In den siebenbürgischen Bieltschen finden sich beide Bedeutungen, die von Datsch und diejenige von Tansch, vereinigt.

[2] Die Beziehung auf Lehm und andere zähe, schlammigte Stoffe ist in der selben Wortfamilie ausgedrückt. Der Tänsch (und dazu das Zeitwort tänschen) ist theils die aus gestampftem Lehm bereitete Dreschtenne, theils der aus Lehm und Steinen errichtete Wasserdamm, in welchem Sinne der aus Dänsch (oder mit vokalisiertem n Deisch) irrthümlich umgedeutete Ortsname Deutschbüren zu erklären ist. Mit Anlehnung an die biblische Anschauung findet sich auch für den Menschen die Benennung Dänsch. Tanschen, tangschen heißt auch im tiefen Kothe waten, und der Tänschig,

Es stellt sich für dieselben Begriffe noch ein fünfter Stamm dar, der einige äußere Ähnlichkeit besitzt. Gleichbedeutend mit Tanggel, Tansch, ist Targg, das T'targg (Getargg); targgen, torggen mit dem Frequentativ targglen, torgglen heißt ähnlich wie talggen, tanschen, tanggen kneten mit vorherrschendem Nebenbegriff der Subelei; die Hände unbehutsam und schädlicher Weise an einer Sache haben; auch (wie tolggen) im Schreiben, Malen u. dgl. sudeln. In den ausländischen Mundarten heißt torkeln, tarkeln taumeln, mhd. turc der Taumel, woran sich unser Torgge, fem., Kreisel, schließt. Zwischen diesem und dem obigen torggen wird die Brücke gebildet durch den Begriff des Drehens, Wälzens. Damit hängt sich der fragliche Idiotismus an jene große Sippe, deren Stammbaum K. Regel in Kuhn's Zeitschrift so fleißig zusammengestellt hat, daß wir nur dorthin verweisen können. Wir haben es also nur mit einer der konsonantischen Weiterbildungen der Wurzel von lat. tero und terebra zu thun, wie sie in der Präposition „durch" und in dem den Römern abgeborgten Torkel (Kelter) vorliegt. Nur muß gesagt werden, daß in den oben erwähnten Wörtern sowohl An- als Auslaut eine nachlässige Behandlung des der deutschen Stufe gebührenden d und g erfahren haben; das mhd. Wort findet sich aber zuweilen in richtiger Form, durg.

Während alle die bisher aufgezählten Ausdrücke, ebenso käsig, g'käsig, lättig[1] sich auf die zähe Beschaffenheit des Teiges zurückführen, liegt ein neuer Gesichtspunkt zu Grunde bei pfunggig. Pfunggen ist stoßen, z. B. mit den Fäusten, den Ellbogen (Pfunggiß, eine Tracht solcher Stöße), und besonders einstoßen, feststopfen, etwa mit dem Nebenbegriff des unordentlichen Zusammenpackens; der Pfungg, Knirps, gleichsam der kurze, dickgestopfte Bündel (Bündel selbst gelegentlich auch in diesem übertragenen Sinne angewendet); im Altdeutschen und Gothischen heißt es nur Beutel, Bündel. Diesen Formen scheint eine andere mit p (b) im Anlaut adäquat nebenher zu gehen. Sowohl schweizerisch bunggen als oberdeutsch punken für stoßen, prügeln; und statt unseres pfunggig gilt oberdeutsch von Mehlspeisen punket für knollig, sei es nun, daß wir eben die dichteren Knollen als Bündelchen oder das betreffende Gebäck im Ganzen

---

Tänschlig, meist mit vokalisiertem n, also Teischig u. s. w., die Deische (mit dem Zeitwort tänschen, teischen) ist der Kuhfladen, mit dem auch wegen ihres großen, tellerförmigen Blüthenbodens die Sonnenwende verglichen und Deischeblueme genannt wird. Noch auf einen andern Stoff bezieht sich der Dänschel, d. i. ein Licht aus Butter oder Schmeer. Farbe, welche zu dick, grell aufgetragen ist, heißt deischig.

[1] Lätt, Lätten = Lehm, Mergel.

eben um der darin befindlichen Mehlknollen willen als ein zusammengestopftes betrachten.

Der aus Luzern und Schwyz belegte Ausdruck mätt [1] bedeutet sättigend und unverdaulich zugleich; Brot von der genannten Beschaffenheit ist eben fuerig, d. i. sättigt bald; und weil es nicht genugsam gekaut werden kann, ist es würgig, würgt (drückt) im Schlunde, was auch von herbem Obste gesagt wird. Die Volkssprache vergleicht es auch mit dem Wetzstein, dem Typus spezifischer Schwere und Dichtigkeit [2]. Im Wallis und Berner Oberland heißt klunschiges Gebäck, wie zäher, fester Grund, bligg, das sonst auch welk und überreif, halbfaul bedeutet [3].

Ist die Hitze im Ofen zu stark, so bildet sich zu rasch die bräunliche Kruste, die aber schwach bleibt; solches Brot, das nur scheinbar gut gebacken ist, bezeichnet der Glarner mit g'schlagen (gleichsam von der Hitze nur oberflächlich berührt, nicht durchdrungen) oder überschlagen. Ist im Gegentheil der Ofen zu schwach geheizt, so hebt sich die obere Kruste von dem Teige ab, der zurückbleibt und nicht aufgeht. Solches ist erlupftes oder entbürtes Brot (deutsch: abgebacken, erschupft, aufgefahren, erlöset, und das Gegentheil bei Hohberg [Georg. cur.] rindhefftig [4]).

---

[1] Die umgelautete Nebenform des Wortes „matt", indem die Mundart für die Adjektiva mit einiger Vorliebe an der I-Ableitung festhält (härt, althochdeutsch herti) oder sie nach Analogie zu derselben zieht (läng, tängg, höch, näch d. i. nahe, gär, läw d. i. lau). Es bedeutet in Uri niederträchtig, in Unterwalden fade (auch vom Gesicht, Auge gesagt); Dr. Ebel notierte (ohne Angabe der Gegend) matt = teig, faul, und der Mätten ist in Unterwalden die Klauenseuche; bei Maaler und auch schwäbisch heißt mattachtig halb faul. Den Begriff des neuhochdeutschen matt, müde drücken mattertellig und matz aus.

[2] Kannst schwimmen? Ja, wie ein Wetzstein.

[3] Das Wort widersteht unsern Deutungsversuchen. Mit dem alten, noch jetzt im Gebirg lebenden blüg oder blügg, blöde im physischen (blügi Strümpf) und im ethischen Sinne (E bluge Ma — so, nicht „klug", was der unserer Sprache nicht kundige Dr. Eckart unklüglich drucken ließ — lît bî keiner rîchen Frau, engl. anständiger ausgedrückt faint heart never won fair lady. In Greyerz „hatte nie Hasenherz eine schöne Geliebte"), kann es nicht identifiziert werden, namentlich nicht wegen der Quantität des Vokales.

Der in Deutschland verbreitete Ausdruck Schliff, Schlief bezieht sich wieder auf einen andern Gesichtspunkt, nämlich die Glätte, die der Schnitt derartiger Stellen im Brote zeigt.

[4] Büren, wie em-por, d. i. in Bor, in die Höhe, Borkilche, Gallerie in der Kirche, vom Partizipialstamm des alten bër'n (gebähren) tragen, abgeleitet, heißt emporheben, eine Last in der Hand wägen; bür-mer das ûf: hucke mir es auf den Rücken. Der (d. i. den) birt (d. i. bürt) nit an (ein) iedwedra, sagt der Walliser, um einen starken Mann zu bezeichnen. Die Büri, Damm am See. Das Bür, Gefäß zum „Auf-

Gesunde Zähne lieben das Gebäcke scharf oder hart gebacken mit knupperichter Kruste oder ranffachtig, wie Maaler sagt; namentlich Buttergebäck muß rösch sein, so daß es unter den Zähnen kracht; Chüechli goldgël und rösch preist der Sänger der Tafelfreuden, und auch im Kinderliede (Rochholz Nr. 185) erscheint das rösche Brötchen als ein Leckerbissen[1].

Ungefähr das selbe, was ranfachtig, ranftig ist kröspelig, g'krospelet, oder wie Maaler sagt, kröspelächt, minder vnd mer lind oder hertlächt, welches dieselbe Beschaffenheit nach der Wirkung, wie jenes sie nach der Ursache nennt[2]. Mit mütsch (dessen Etymologie im zweiten Theile folgen soll) bezeichnet man ein Übermaß von Sprödigkeit.

---

heben" von Etwas. Schwäbisch ist der Burren ein kleiner Hügel. Hieher gehören auch die neuhochdeutschen Bür-de; Ge-bühr.

[1] Das oberdeutsche rösch und schweizerisch auch weiter gebildet röst und rösp, mit ö vor sch für rechtmäßiges e (wie Schwöster; auch Löffel, Öpfel u. dgl. für Schwester ꝛc.) verhält sich zu neuhochdeutsch rasch gerade wie mundartliches hert zu hart, wobei schwer zu entscheiden wäre, ob Mundart oder Schriftsprache den ältern und den richtigern Vokal besitze. Der mundartliche Ausdruck theilt zunächst die Bedeutung des schriftdeutschen, nicht ohne den Begriff mit mehrfachen Schattierungen zu bereichern; rösch ist nicht bloß eilfertig, sondern auch voreilig, barsch; auch rüstig, munter, frisch, gesund, derb (man redet von einem Wittwer, der noch röst sei; von röschen Knechten; es reschus starchs Hirtunvolchji seien die Väter der heutigen Oberwalliser gewesen); dann auch auf die zur Ruhe gelangte Bewegung angewendet, gäh, abschüssig. Neben diesen läuft aber eine andere Bedeutung, scheinbar so geschieden, daß sich Stalder veranlaßt fand, dafür ein besonderes Wort aufzustellen. Rösch bezeichnet ein Backwerk als hartgebacken, knuppericht, Fleisch als knorpelig, wird auch vom Flachse gebraucht, der trocken geworden und nun zum Brechen bereit, von Heu, das durch und durch dürr, von Getreide, das überreif ist. Unser Wort in diesen Anwendungen vergleicht sich in der ungesuchtesten Weise dem Zeitworte rauschen. Wenn wir uns aber erinnern, daß englisch to rush (sich wohin stürzen) eigentlich von dem die Bewegung begleitenden Geräusche benannt ist — (rush, Binse, die rauschende) — so fällt es leicht, auch den Begriff der „Raschheit" auf die gleiche Grundbedeutung zurückzuführen und die zwei Stalder'schen Wörter als eines zu erkennen. Die Beziehung auf glühende Gesichtsfarbe, röthliches Haar (St. Gallen) beruht auf Übertragung von der mehr innerlichen Beschaffenheit auf die solcher Beschaffenheit z. B. beim Getreide anhaftende Färbung. Durch eine fein erdachte Vergleichung wird endlich (im Zürch. Weinland) rösch auch von gesund perlendem Getränke im Gegensatz zu lind (kahnig) gewordenem gesagt.

[2] Kröspelen mit der Nebenform kraspelen heißt nämlich rauschen, krachen, namentlich von etwas Hartem, das zwischen den Zähnen zermalmt wird, z. B. wenn der Hund Knochen zerbeißt. Harte Birnen werden geschildert Bire wie Chabisstorze (Kohlstrünke), as Eim (welche Einem) grad chrösplend under-em Läff (im Maule). Auch das Knistern eines langsam brechenden Balkens oder des Holzes im Feuer wird damit bezeichnet. Mehr uneigentlich: Die Geissen zupften das Heu zwi-

man den Ausdruck uf d' Beilen geben, neben den gleichbedeutenden dings (deis), oder uf Puff geben. Vil uf der Beilen hän, eigentlich viel schuldig sein, wird vorzugsweise von einem schuldbeladenen Gewissen, von bevorstehender Verantwortung gesagt; und mit Beziehung auf diese moralische Rechenschaft, bei der nicht Einer für den Andern einstehen kann, heißt es weiter: 's goht amen=ieden (einem Jeden) uf syni Beile. Der Redensart Einen uf der Beile hän (d. i. einen Zahn auf Jemanden haben) scheint der jüngere Rechnungsmodus zu Grunde zu liegen, welcher nicht bloß die Notierung der Zahl, sondern auch die der Person ermöglichte. Die synonymen Ausdrücke Mugg, schriftdeutsch „Korn", dagegen beziehen sich auf das vorn auf dem Gewehrlaufe angebrachte Köpfchen, über welches man abzielt. Daß dieses Letztere auch der Strich heiße, wäre denkbar, aber da dieß von nirgends her bestätigt wird, so deuten wir unsere Redensart Einen uf=em Strich hän mit besserm Fuge ebenfalls auf die Beilenrechnung, nämlich auf eine abgeleitete Form derselben, bei welcher die Kerben zur Kontrolierung von Ablieferungen (wie z. B. von den korb=, sack=, büttenweisen der Torf=, der Erdäpfel=, der Wein= und anderer Lieferanten) schriftlich (gewöhnlich mit der Kreide) dargestellt werden, und zwar der Übersichtlichkeit wegen zu fünfen, sechsen u. s. w. abwechselnd links und rechts von einem senkrechten „Striche"[1]. Auf ähnliche Weise wird (oder wurde noch zu Stalder's Zeit) im Kanton Luzern auf Schuldscheinen die Rechnung über die jährlich geleisteten Zahlungen und Verzinsungen angemerkt, und tragen dieselben den Namen Beilbriefe[2]. In der Bernerischen Kanzleisprache hat sich freilich der Begriff der Kaufbeile verengert zu der Bedeutung eines Aktenstückes über einen Kaufvertrag, bei welchem der Betrag sogleich ausbezahlt wird. Sogar in der Kinderwelt hat die Beilenrechnung Nachahmung gefunden; sie führt dieselbe in lieblicher Naivität mit niemand Geringerem als dem h. Niklaus, ihrem Patrone. In den katholischen Kantonen mußten nämlich (gegenwärtig ist der Gebrauch im Aussterben begriffen) die Kinder, die vom St. Niklaus

[1] Der Ring, der am obern Ende dieses Striches immer hingemalt wird, ist doch wohl der Aufhängering der wirklichen Beile.

[2] In ganz anderem Sinne als Grimm aus Norddeutschland beibringt. Wohl aber scheint auf einen ähnlichen Brauch das von Oberlin notierte Beyelschrifften und alle andere brieffliche instrumenten sich zu beziehen. Wenn z. B. die Steinmetzenarbeit an dem zu Ende des 16. Jahrhunderts aufgeführten Pfisternzunfthaus zu Bern nach einer uffgerichten Beyelgschrifft gemacht wurde, so hat man sich eben den Werkvertrag als eine Art Kerbenrechnung vorzustellen, da Leistung und Bezahlung einander entsprachen. So ist am Ende denn auch jener „Beilbrief" des norddeutschen Schiffsbauers zu verstehen.

beschenkt werden wollten, vorher fleißig lernen und beten [1]. Als Beweismittel diente eben die Beile, auf welcher jeder abgebetete Rosenkranz mit einem „Hick" angemerkt, und welche dann am Niklausabend selber sammt dem Paternoster in die für die Gaben bereit gehaltene Schüssel gelegt wurde. In ein anmuthiges Bildchen hat diesen Gebrauch zusammengefaßt der Solothurner B. Wyß in seinem Büchlein Schwyzerdüütsch S. 21. Auch im Eidsgenössischen Nationalkalender (1866), der ebenfalls in dankenswerther Weise alte Sitte aufzeichnet, ist eine Beschreibung nachzulesen. Diese Beile wird aus Holz vom Zauber wirkenden Spindelbaum (dem euphemistisch genannten Euonymus) genommen. Aber nicht bloß der bis dahin besprochene Rechnungsstab, sondern überhaupt eine, und nicht mehr bloß die hölzerne, Marke heißt Beile. So in den westlichen Kantonen das mit einem Brandzeichen (Rune, Hausmarke) versehene hölzerne Täfelchen, das man den Schafen, Ziegen, Pferden über Sommer als Erkennungszeichen an den Hals hängt; sodann auch die Marke, welche man auf der Schießstatt für den gethanen Schuß, und diejenige, welche man in der Färberei für die zum Färben abgegebene Hauswolle empfängt. Daher bedeutet eine Beile an Etwas haben in allgemeinerem Sinne einen Anspruch, ein Recht. Von Einschnitt zu Abschnitt ist nur ein leichter Begriffswandel; manche Sprache bezeichnet Beides mit dem selben Worte. Auch Beile bedeutet in einigen Dörfern am Zürichsee eine Abtheilung im Walde, eine einzelne Holzgerechtigkeit [2].

Wie das Brot gemessen wird, so dient hinwieder es selber zum Maße. So lang ein leib brotes geweren (währen) mag u. dgl., bezeichnet in alten Rechtsbestimmungen die Länge der Frist, und in einer Aargauischen Sage vom Weltkampfe wird die Entfernung, zu welcher die Wehrlosen zu fliehen haben, ausgedrückt mit der Zeit, so lange man an einem Laib Brod zu essen habe. I wött', i hätt' bis denn Brod g'nueg ist dem humoristischen Appenzeller gleichbedeutend mit einer in unendliche Ferne, ja ad Græcas Calendas (d. i. ewig, nie) gerückten Zeit [3]. Die Kraft eines Kindes stellt man auf die Probe mit der Frage: Magst e Brödli (anderwärts: es Halberli, so und so viele Mügerli) g'essen? Zu diesem verbreiteten, rohen Scherze, bei welchem das Kind wie so oft den Erwachsenen bloßes Spielzeug ist, keilt man seinen Kopf zwischen beide

[1] Ähnlich an protestantischen Orten, wo der St. Niklaus in Person am Festabend selber die Kinder hersagen läßt, bevor er seine Gaben auspackt.

[2] Über die Etymologie des Wortes vgl. Exkurs.

[3] Zum Geldwerthe gestempelt erscheint das Brot in dem Westerwälder Sprichwort: Das An (das Erstsein beim Spiele) ist einen Laib Brot werth.

Hände und läßt es in der Luft baumeln; verständlich ist uns die Beziehung zwischen Handlung und Rede nur, wenn wir annehmen dürfen, daß die ursprüngliche Redensart einen Weggen, d. i. eben eigentlich (wovon im zweiten Theile mehr) Keil, nannte [1].

Vor Allem aber läßt sich bei der Wichtigkeit des Brotes für das tägliche Leben erwarten, daß der menschliche Geist sich abmüht, schon im Voraus das Gedeihen desselben zu errathen. Von diesem Tappen im Finstern hatten wir oben S. 19 ein Beispiel. Es ist nicht das einzige. Trotzdem, daß zum Betrieb der Mühlen das Wasser reichlich fließen soll, ist man zu dem Schlusse gekommen: Chlîni Wasser großi Brod, großi Wasser chlîni Brod [2]. Vom Kothe springt der spähende Blick empor zu den Gestirnen, um auch in ihrem Spiele ein ahnungsvolles Thun zu erkennen. Wenn der Heerewagen (das Gestirn des Bären) uf Rorschi (Rorschach, der Kornmarkt der Schweiz) abhin fart, so git's wolfel Brod, fart er obsi (aufwärts), so git's türs — der Schlüssel zu der Appenzellischen Räthselrede: Wenn d' Henne abwärts gönd, schlöt's ab, wenn s' üfwärts gönd, schlöt's üf. Auch den Vögeln des Himmels, welche hinkommen, wo der Mensch nicht folgen kann, und daherkommen, man weiß nicht von wannen und wie, lauscht der an die Scholle gebundene Herr der Schöpfung das Geheimniß der Zukunft ab. Wenn die Raben (— und gerade diese wissen ja aus erster Hand, was im Rathe der Götter beschlossen ist —) den Arbeitern auf dem Felde das Vesperbrot stehlen, so steht theure Zeit zu erwarten. Die sicherste Kunde aber muß dem Menschen die Wachtel, die Insassin des Getreidefeldes, geben können. „So vielmal die Wachtel nach einander schlägt, so viel Rappen schlägt das Brod auf," — wobei zugleich eine innere Beziehung zwischen dem bloß zufällig und äußerlich als Wörter sich berührenden Wachtelschlag und Aufschlag will erkannt werden.

Auch der noch halb dem Himmel, wo sie hergekommen sind, angehörenden Kinderwelt legt man ein Ahnungsvermögen, gleichsam die Reminiscenz an ihre frühere Heimat, bei. Die Sucht, in natürlichen Vorgängen Symbole und Prototypen für das zu finden, was kommen soll, läßt daher das Treiben der Kleinen als ein instinktives nehmen, und selbst ihr harmloses Spiel wird vom Alter mit ernsthaften Augen angeguckt. Wenn d' Gofen

---

[1] Planer ist die Wendung: Magst es Fogissebrötli trägen? da Fogissebrötli einen Laib von bestimmtem Gewichte bedeutet.

[2] Das ist so viel als: Kötjär, Nötjär.

(die Jugend) vo Chôd (Koth) Chügeli machend (d. i. das Backen nachahmen), so schlôd 's Brod und 's Schmalz (Butter) ûf.

Größere innere Wahrheit versteckt der Weinländer in seiner Räthselrede: 's wolfeil Brod mueß us-em Holz chôn, nämlich aus dem Rebholz, also aus einem guten Weinjahr, denn 's Brod und der Wy, sagt der Solothurner, göh enangere noh (gehen einander nach, folgen eines dem Beispiel des andern).

In das selbe anmuthige Gewand kleidet sich ein anderer planer Erfahrungssatz: 's Brod sött (sollte) vor-em leere Chasten ûfschlân; kommt der Aufschlag, wann der Getreidekasten des Bauers wieder gefüllt ist, d. i. nach der Ernte, so gibt es für die Brotconsumenten theure Zeit, während der Aufschlag vor der Ernte eine jährlich sich wiederholende, also nicht beunruhigende Erscheinung ist. (Vgl. dieser Thurgauischen gegenüber die mattere Solothurnische Fassung, im Großätti S. 100.)

Großi Mutten (Erdschollen) großi Stücki Brod ist ein bloßer Gedächtnißvers, mit welchem der erfahrene Landmann etwa seinem Sohne einprägt, daß das Korn einen scholligen Grund liebe.

Wie das Gedeihen des Brotes auf dem Acker, so will der Menschenwitz auch das Räthsel im Backofen erlauscht haben. Sutermeister schildert, wie die Hausmutter, während das Brot im Ofen liegt, den Mehlsack sorgfältig aufthürmt, je höher, desto höher geräth das Brot, und wehe dem Kind, welches das Unglück hat, den Sack umzustürzen oder zusammenzudrücken.

Aber auch das Brot selber gewährt hinwiederum das Orakel. Schneidet man sich bei Tische in Gedanken (also wieder im unbewußten Instinkt) zwei Stücke Brot ab, so hat man einen hungernden Freund auf der Straße, und fällt Einem beim Einschneiden des Brotes in den Kaffee unversehens ein übergroßes Stück hinein, so steht ein unwillkommener Gast zu erwarten. Wenn aber das Brot beim Backen sich auf dem Rücken spaltet, so daß eine Furche entsteht, so ist das Grab offen für Eines aus der Familie. Die Zürcherische Kirchensynode beschwert sich anno 1681 u. A. auch über eine divinatorische Anwendung, die damals mit dem Brote gemacht wurde. Man pflegte nämlich dem Brautpaare bei der Rückkehr von der Trauung Brot zu geben; derjenige Theil, dessen Stück dann zuerst schimmlicht wurde, mußte vor dem andern aus der Welt scheiden. Ja noch jetzt bedient sich der Aberglaube des Brotes, um das Schicksal eines Kranken zu erfahren: verschmäht ein Hund den Bissen, mit welchem man die Stirne des Patienten bestrichen hat, so ist die Hoff-

nung verloren. Geradezu das im Mittelalter so häufig angerufene Gottesurtheil erscheint noch in der Betheuerung: Das Möckli Brod soll mi versprengen!

So wird das Brot zum Zaubermittel überhaupt, und zwar zunächst insofern der Bissen in seiner einmaligen Erscheinung das Symbol ist für den Unterhalt auf Lebenslänge. Das Stück, welches ehemals der Gastwirth dem Bräutigam heimlich in die Tasche schob, mußte in Ehren gehalten und am ersten Freitag nach der Hochzeitnacht in einen Schrank verschlossen werden, denn es verbürgte Brot für die ganze Ehe (Troll). Ähnlich ist der Brauch, den uns Gotthelf in Anna Bäbi Jowäger aufbewahrt hat: "Als man das Mädchen zur Taufe fäschete, band Anna Bäbi ein dünnes Scheibchen Brod und ein dito Käse ein und sagte: So wirst öppe (etwa) so Gottel (Gott will) nie Mangel leiden, sondern geng (immer) öppe gnue (genug) z' esse ha; bi Buebe ist das nit sövli (so viel) nöthig, die kommen eher durch die Welt." Das Brot ist auch das Symbol des Haushaltes, dessen Kardinalpunkt es ja bildet. (Vgl. oben S. 47 Kumpanschaft.) Darum gibt man dem in die Fremde Ziehenden, damit ihn das Heimweh nicht befalle, natürlich ohne daß er darum weiß, drei Krümchen Brot mit; diese, vom heimischen Tische mitgenommen, erhalten die Seele im ungestörten Zusammenhange mit der verlassenen Stätte. Und umgekehrt bietet man dem neu ankommenden Hausthiere, dem sonst als Unvernünftigem Brot nicht gebührt (s. oben S. 5), ein Stück dar, um es schneller heimisch zu machen. Sonst wohl nimmt der über Feld Gehende mit Bedacht Brotstückchen, in der heiligen Dreizahl, mit sich; Solches aber geschieht zum Schutze gegen böse, zauberhafte Einflüsse (das Antuen). Man nimmt aus dem selben Grunde Abends vor Schlafengehen ein Stückchen von der obern Brotrinde in die Tasche[1]. Auf das Brot nämlich hat der Mensch das ausschließliche Anrecht nicht bloß dem Vieh gegenüber, sondern auch als Sterblicher der Geisterwelt gegenüber. Den alten Völkern aßen weder die Schatten der Unterwelt noch die Götter menschliche Speise, und die Engel der Christen haben nicht irdisches Brot (vgl. oben S. 5 Himmelbrot). Darum löst Brot den Zauber (Rochh., A. S. 1, 226); Brosamen auf den verzauberten Schatz geworfen, halten denselben fest, daß er nicht mehr in die Geisterwelt zurückschwinden kann; sie repräsentieren die besitzergreifende Wirklichkeit. Brot,

---

[1] Diesem Theile des Brotes wohnt überhaupt die Heilkraft in potenzierter Stärke inne. „Obenräufbrod" wird, zu einem Brei zerkaut, auf Wunden gelegt.

im verhexten Felde vergraben, macht dasselbe wieder fruchtbar. Wie bei der Gottheit und den Engeln der Genuß von Brot ungedenkbar ist, so wird er ihrem Reverse, den Hexen und ihrem Herrn, abgesprochen.

Man steckt über Nacht, um nichts Böses ins Haus herein zu lassen, ein Messer in den Brotlaib, gleichsam Symbol der Besitzergreifung durch die menschlichen Insassen des Hauses. Die Hexe schielt darum sehnsüchtig nach diesem Erbtheile des Christen hinüber, so wenigstens zeichnet sie das Kinderlied. Die Kinder im Wallis haben nämlich einen Kettenspruch, dessen Anfang wir geben, weil er hieher dient. Ds Hexli steht im Gässi, Das hat mir mî Huet un Hûbun: Es will mir mî Huet un Hûbun nit gän oni ds warm Brötli. Ich gän zum Pfister: Der will mir ds warm Brötli nit gän oni ich geb-mu (ihm) ds Chorli (Korn, deminutiv in Kindersprache); und so weiter zum Acher, der ds Bûwli (den Dünger), zum Eselti (Demin. von Esel), welches d's Heuwji sich ausbedingt u. s. w.

Brot und Salz sind dem Menschen durch ihr Alter, ihre elementare Beschaffenheit und Unentbehrlichkeit heilige Dinge. Darum schützt er sich gegen den Einfluß böser Geister durch drei Brosamen und drei Salzkörnchen, die er in die Tasche birgt [1].

In Pestalozzi's L. u. G. wollen die Bauern "alle miteinander mit dem Windlicht und mit Gewehr wohl versehen dem Geräusche entgegen gehen, aber frisches Brod, den Psalter und das Testament mit in den Sack nehmen, dass ihnen der Teufel nichts anhaben könne. Es steckt auch ein jeder seine rechte Hand in den linken Sack, zum neugebacknen Brod, zum Testament und zum Psalter." Auch ließ man und läßt zum Theil noch von der Kirche Brot gegen die bösen Mächte weihen; vgl. unten „Agathenbrod", und Argovia V, 347.

Nicht nur dieß, sondern auch eigene Hexenbrote oder Hexenzeltlein gab es, ein Kompositum aus verschiedenen Kräutern — symbolisch für die dreifaltige Natur der Gottheit — und vom Priester mit Weihwasser besprengt; ihr Genuß schützte gegen die Künste der Hexen und aller bösen Mächte.

Doch der Mensch bleibt nicht dabei stehen, das Brot bloß als Präservativ zu nehmen; er versucht auch selber den Zauber damit, gegen den es eigentlich wirken sollte. Von den Brosamen, aus welchen Blumen erzeugt werden, war oben die Rede. Mit geweihtem Brote werden Gefangene befreit. Vgl. ausführlich Argovia V, 70. 347. Daß vollends das h.

[1] Brot und Salz als Symbol der Huldigung sahen wir oben.

Nachtmahl ein Brot in höherer Potenz ist, begreift sich. Noch in unserm aufgeklärten Zeitalter und in Limmat-Athen geschah, daß an einem Altjahrabend eine junge Meisterfrau auf vier Tische je ein Brot und eine Maß Wein setzte; dann sprach sie die Einsegnungsworte des h. Abendmahles dazu und aß und trank von Jedem. Sogleich bewegte sich zur Thüre herein ein Leichenzug, hinter ihm her auf schönem Rosse ein schlanker junger Bursche. Wenige Tage nachher starb ihr Alter, ein junger schlanker Bursche aber ward ihr zweiter Mann.

Das Luzerner Pestilenz-Büchlein vom J. 1611 zählt mehrere Hausmittel als Präservative auf, alle aber müssen mit Ancken, Saltz und Brodt gegessen werden. Wie umgekehrt auch vom Brote selber Zauber abgewehrt werden mußte, ist oben S. 21 f. besprochen.

Allmählich aber wird der Aberglaube zum Schalk an sich selber: es hat sich heutzutage in lauter Scherz verkehrt, womit man die großen Löcher im Brote namentlich den Kindern erklärt. Der Beck ist drîn g'schloffen (schliefen = schlüpfen), ist dinnen (darin) g'sîn, hät drin g'schlafen — heißt es mit der selben Übertreibung, mit welcher der Walliser sich ausdrückt: da chennti mu mit d'r Füst, mit dum Chopf dardurch schlîfun (schlüpfen). Man vergleicht solches Brot im Ganzen einer Locherchella, d. i. Schaumkelle; die Löcher sind so groß wie ne Fûst (Entlibuch), so groß, dass chönnt a Mûs drin jünglen. Wenn man andere Male das Loch wirklich einer Maus zuschreibt, die im Brote gewesen sei, so ist diese Erklärung kaum so naturalistisch, wie sie scheint; im Wallis sagen sie dafür, die Seele des Pfisters wohne darin; nun aber ist die Maus eine der Formen, unter welchen die Menschenseele sichtbar wird (ausführlich nachgewiesen in Simrock's Mythologie). Ernsthafter als alle diese Redensarten ist es wohl zur Stunde noch gemeint, wenn man aus dem Loche im Brote ersehen will, daß der Pfister ne Schölm ist, was im Grunde vielleicht geradezu die Erklärung enthält zu dem eben erwähnten Ausdrucke, daß „der Bäcker seine Seele in das Brot gebacken habe" — wie es nach Grimm lautet. Über das Abstehen der Kruste von der Krume (s. oben: erlupft, entbürt) ist uns keine Schweizerische Deutung bekannt; in Deutschland heißt es dazu, der Bäcker habe seine Frau durchgejagt.

Mit größerer Aufrichtigkeit und noch immer ernsthaft ist die Wichtigkeit des Ceremoniels gemeint, mit welcher das Brot bei Tische behandelt wird. Man duldet vor Allem nicht, daß es auf den Rücken gelegt werde, sei es nun, daß der Grund (so hauptsächlich in den protestantischen Kantonen)

aus dem Volksbewußtsein verschwunden ist, oder daß man noch fürchtet, böse Leute bekommen Gewalt; im Wallis sagt man den Kindern, die Mutter Gottes müsse weinen [1]. In Appenzell erheischt die Ehrerbietung, daß der Brotlaib nicht auf den Tisch unmittelbar gesetzt werde; er ruht im Brodnapf, einer Schüssel aus Holz. Der frische Laib wird in einigen Kantonen nicht angeschnitten, ohne daß man vorerst mit der Messerspitze ein oder drei Kreuze darauf zeichnet [2]. Die Sitte verlangt sodann für das gegliederte (aufgesetzte) Brot, daß man es auf der rechten Seite anschneide; jungen Leuten, die es anders machen, wird es verwiesen (Chast no nid emal es Brötli anschnîden?), und den Fremdling setzt man damit auf die Probe. Natürlicherweise besorgt das Haupt des Haushaltes das Anschneiden. Greift ein „Lediges" in dieses Regale ein, so wird es seinen Vorwitz oder seinen Unbedacht damit büßen, daß es sieben Jahre von da an gerechnet nicht zum Heiraten gelangt. Nur meisterlosige (leckerhafte, wählerische) Personen mißachten die Sitte und nehmen etwa den schmackhaften Kopf vorweg. Und nicht bloß auf die Stelle, auch auf die Art des Schnittes wird Bedacht genommen. Wer das Brot nicht eben schneidet, wird nicht reich — ein Ausspruch, der wohl in psychologischer Wahrheit begründet ist, wie vielleicht auch in dem andern, „der Betreffende habe in der Nacht vorher eben so gerade (nämlich krumm) zu Bette gelegen, als der Schnitt ist, den er macht", eine Beziehung der äußern Manieren zum innern Sinne angedeutet sein will [3]. Oder es heißt von einem Solchen, was sonst von dem Übelgelaunten gesagt wird, er sei an dem Morgen mit dem linken Fuß voran aus dem Bette aufgestanden, indem man zu einer Verkehrtheit erklärungsweise ein Analogon in einer andern sucht. Freilich der Indifferentismus (der ja nicht erst von heute ist) setzt sich über Sitte, Brauch und Tadel hinweg; ihm genügt die materialistische Erfahrung: Der Ebe und der Unebe händ mit enand en Laib Brod g'gessen. Es ist eine Art Anstandsverletzung gegen die Würde des Brotes, wenn man Stücke davon abklemmt, abwürgt, nicht eines sauber schneidenden Werkzeuges sich bedient. Mit absagen bezeichnet man spöttisch das Schneiden mit einem

---

[1] In England fragt man sich, ob Verräther mit zu Tische sitzen, wenn der Boden des Brotes aufwärts schaut.

[2] Aus dem Kanton Schwyz ist uns merkwürdiger Weise durch einen gebornen Urner diese ihm auffällige Beobachtung mitgetheilt worden. Ein sprechendes Beispiel, wie sehr der Zufall in der Fortpflanzung der alten Gebräuche gewaltet hat.

[3] Einen feinen psychologischen Zug hat die „Deutsche Mythologie" aufgezeichnet: wer brot ungleich aufschneidet, hat gelogen.

schlechten Messer, oder dran herum hegiun, heglen[1]. Auch gîgen heißt man spöttisch die ohne sichtlichen Erfolg bloß hin- und hergehende Bewegung des Messers. Wenn das Brot unordentlich geschnitten ist, so können es nicht Menschen, die Mäuse müssen es gewesen sein, die daran waren.

Das Anschneiden und der Anschnitt werden von der Volkssprache mit Umständlichkeit hervorgehoben, und wir dürfen daraus auf eine Periode zurückschließen, da diese Handlung nicht ohne eine Art religiöser Ceremonie vorgenommen und ihr eine symbolische Bedeutung beigemessen wurde. Es sind alterthümliche, fast ergraute Ausdrücke, deren wir uns mit Beziehung auf den Brot- (und auch den Käse-) Laib bedienen; so alt, daß einer derselben in unserer zerfahrenen Zeit von Verderbniß angefressen ist; neben den richtigen Formen e(n)tginnen, anginnen, Partic. e(n)tgunnen, nämlich notiert schon Stalder auch angünnen, dessen ü für i sich nur durch dagewesenes w erklärt; also eine Vermengung mit „angewinnen". Im Simmenthal ist anginnen nebenbei die technische Bezeichnung für die harte Arbeit des Halbierens der Käse; bedeutet dort in

---

[1] In Walliser Aussprache verwandelt sich l in j, sobald es sich an vorausgehenden Konsonanten anlehnen kann. — Der Hegel oder Hegi aber ist das Klappmesser geringster Sorte, mit einer Klinge aus Eisen und ohne Feder, und mit hölzernem Hefti (Griff), etwa für Kinder. Das selbe Wort gilt bekanntlich als Spottname der Zürichbieter. Nicht etwa, daß diese Bezeichnung des Messers ein Specificum dieser Mundart wäre, denn sie ist gebräuchlich vom Simmenthal bis ins Appenzell, ja wie wir sogleich sehen werden, noch viel weiter. Deutsche Gelehrte, denen fortwährend begegnet, daß sie unsre Vokale mit einander verwechseln, wollten, geleitet durch die richtigere Beobachtung, daß Zürcherische Rhetorik einen überreichlichen Gebrauch von Drückern macht, das Wort Hagel darin finden. Ernstlicher Erwägung aber ist die Vermuthung von Rochholz werth, der eine Verdrehung des bei den Zürchern bis zur Sprichwörtlichkeit beliebten Taufnamens Heinrich darin sieht. Bis dahin ist uns aber nicht gelungen, diese Koseform für genannten Namen aufzufinden; daher dürfen wir jener Hypothese eine andere an die Seite stellen, daß Messer der bezeichneten Art vielleicht einst in Zürich verfertigt oder auf den Markt gebracht zu werden pflegten, wie denn zahlreiche Fabrikate ihren Namen von Ortschaften erhielten. Doch wie dem sei, die Wurzel des Wortes, von dem diese Anmerkung ausgegangen, ist sicherlich die selbe wie die des verwandten Hägmesser (ein großes, schweres, gebogenes Messer, in der Küche zur Bereitung von Zündspänen gebraucht). Schröer zitiert eine Ungrische willekur (Öffnung), in welcher hekel synonym mit Messer gebraucht ist, dergleichen der Mann höchstens drei Viertel einer Ellen lang zu tragen befugt sei. Der Zusammenhang mit hacken liegt auf der Hand, und — noch mehr — der bisher zwar nicht nachgewiesene, aber von den Etymologen als möglich und wahrscheinlich gefühlte Übergang von hauen zu hacken wird durch unsere oberwähnten schweizerischen Wörter vermittelt, welche eine Wurzel häg, die nordische Nebenform von hau, hauw, auch auf deutschem Boden konstatieren.

allgemeinerem Sinne das Zugreifen zu aufgetragenem Essen und Trinken, den Anfang (mhd. anegin) machen damit. Ginnen, noch allgemein gebräuchlich in dem Compositum beginnen, schließt ursprünglich den Sinn von schneiden, spalten in sich, und auch beginnen hieß einmal so viel wie entginnen, aufschneiden. Weitere Verwandte dieses Stammes sind „gähnen" (den Schlund aufsperren) und unser ginnen (altd. ginen) klaffen. Ein anderes, aber auch auf volles Gefäß bezügliches Wort ist angänzen, allgemeiner deutsch entgänzen, welche Form unserem schweizerischen, an und für sich unverständlichen Kompositum vorangegangen sein muß und als Voraussetzung dient. Von entgänzen kam man auf angänzen durch den Vorgang von an-schneiden, -ginnen u. dgl., wie denn für das Präfix „an" überhaupt, und besonders in der Mundart, der Begriff des Anfanges, des Erstseins sich entwickelt hat (vgl. anwerfen, im Spiele den ersten Wurf thun). Der Sinn des Wortes ist natürlich der des Enthebens aus dem Zustande des Ganzseins. Die bayerische Mundart besitzt geradezu eine Ableitung von unganz. Unter den entsprechenden Hauptwörtern sei das neben Anschnitt gebräuchliche Anhau erwähnt, von dem sachgemäß (denn es ist ein Leckerbissen) das Deminutiv, Anhäuli, beliebt ist; hauen ist zum Theil synonym mit schniden (das Messer wott (will) nimme hauen); sonst kann Anhau auch den Haublock bezeichnen, ähnlich wie An-böß von bößen, schlagen. In der ersteren, uns hier berührenden Bedeutung kommt auch die der Mundart überhaupt geläufigere Ableitung mit -lig (-ling) vor, der Anhäulig; bemerkenswerther ist der Anhäusel, darum weil von dieser Bildungen mit -s -el fast gar keine Maskulina bekannt sind [1].

Es mag noch der Ausdruck der Anwandel beigefügt werden, obwohl er nur beiläufig auf das Brot Anwendung findet, speziell und häufiger die äußere Schicht am Fleische und Specke bezeichnet, welche im letztern Falle als das geringste Stück gilt, weil vom Ruße beschmutzt und ausgetrocknet. Das Wort ist eine Weiterbildung des bekannteren: die Anwand d. i. die Langseite eines Ackers, auf welche die Spitzen, Anthäupter, von Nachbaräckern stoßen; an manchen Orten, z. B. in der Umgebung der Stadt Zürich, nicht mehr verstanden und bloß in Flurnamen erhalten. Ja auf Mangel an Verständniß beruht überhaupt der Sinn, welcher dem Worte jetzt beigelegt wird. Gewohnt, Gegensätze zu suchen und zu finden, glaubte man wohlfeilen Kaufes denjenigen zu den Köpfen der Äcker zu finden in dem

[1] Das zufällig gleichlautende Häusel bei Grimm haben wir nicht übersehen.

schlechten Messer, oder dran herum hegjun, heglen[1]. Auch gîgen heißt man spöttisch die ohne sichtlichen Erfolg bloß hin- und hergehende Bewegung des Messers. Wenn das Brot unordentlich geschnitten ist, so können es nicht Menschen, die Mäuse müssen es gewesen sein, die daran waren.

Das Anschneiden und der Anschnitt werden von der Volkssprache mit Umständlichkeit hervorgehoben, und wir dürfen daraus auf eine Periode zurückschließen, da diese Handlung nicht ohne eine Art religiöser Ceremonie vorgenommen und ihr eine symbolische Bedeutung beigemessen wurde. Es sind alterthümliche, fast ergraute Ausdrücke, deren wir uns mit Beziehung auf den Brot- (und auch den Käse-) Laib bedienen; so alt, daß einer derselben in unserer zerfahrenen Zeit von Verderbniß angefressen ist; neben den richtigen Formen e(n)tginnen, anginnen, Partic. e(n)tgunnen, nämlich notiert schon Stalder auch angünnen, dessen ü für i sich nur durch dagewesenes w erklärt; also eine Vermengung mit „angewinnen". Im Simmenthal ist anginnen nebenbei die technische Bezeichnung für die harte Arbeit des Halbierens der Käse; bedeutet dort in

---

[1] In Walliser Aussprache verwandelt sich l in j, sobald es sich an vorausgehenden Konsonanten anlehnen kann. — Der Hegel oder Hegi aber ist das Klappmesser geringster Sorte, mit einer Klinge aus Eisen und ohne Feder, und mit hölzernem Hefti (Griff), etwa für Kinder. Das selbe Wort gilt bekanntlich als Spottname der Zürichbieter. Nicht etwa, daß diese Bezeichnung des Messers ein Specificum dieser Mundart wäre, denn sie ist gebräuchlich vom Simmenthal bis ins Appenzell, ja wie wir sogleich sehen werden, noch viel weiter. Deutsche Gelehrte, denen fortwährend begegnet, daß sie unsre Vokale mit einander verwechseln, wollten, geleitet durch die richtigere Beobachtung, daß Zürcherische Rhetorik einen überreichlichen Gebrauch von Drückern macht, das Wort Hagel darin finden. Ernstlicher Erwägung aber ist die Vermuthung von Rochholz werth, der eine Verdrehung des bei den Zürchern bis zur Sprichwörtlichkeit beliebten Taufnamens Heinrich darin sieht. Bis dahin ist uns aber nicht gelungen, diese Koseform für genannten Namen aufzufinden; daher dürfen wir jener Hypothese eine andere an die Seite stellen, daß Messer der bezeichneten Art vielleicht einst in Zürich verfertigt oder auf den Markt gebracht zu werden pflegten, wie denn zahlreiche Fabrikate ihren Namen von Ortschaften erhielten. Doch wie dem sei, die Wurzel des Wortes, von dem diese Anmerkung ausgegangen, ist sicherlich die selbe wie die des verwandten Hägmesser (ein großes, schweres, gebogenes Messer, in der Küche zur Bereitung von Zündspänen gebraucht). Schröer zitiert eine Ungrische willekur (Öffnung), in welcher hekel synonym mit Messer gebraucht ist, dergleichen der Mann höchstens drei Viertel einer Ellen lang zu tragen befugt sei. Der Zusammenhang mit hacken liegt auf der Hand, und — noch mehr — der bisher zwar nicht nachgewiesene, aber von den Etymologen als möglich und wahrscheinlich gefühlte Übergang von hauen zu hacken wird durch unsere oberwähnten schweizerischen Wörter vermittelt, welche eine Wurzel häg, die nordische Nebenform von hau, hauw, auch auf deutschem Boden konstatieren.

allgemeinerem Sinne das Zugreifen zu aufgetragenem Essen und Trinken, den Anfang (mhd. anegin) machen damit. Ginnen, noch allgemein gebräuchlich in dem Compositum beginnen, schließt ursprünglich den Sinn von schneiden, spalten in sich, und auch beginnen hieß einmal so viel wie entginnen, aufschneiden. Weitere Verwandte dieses Stammes sind „gähnen“ (den Schlund aufsperren) und unser ginnen (altd. ginen) klaffen. Ein anderes, aber auch auf volles Gefäß bezügliches Wort ist angänzen, allgemeiner deutsch entgänzen, welche Form unserem schweizerischen, an und für sich unverständlichen Kompositum vorangegangen sein muß und als Voraussetzung dient. Von entgänzen kam man auf angänzen durch den Vorgang von an-schneiden, -ginnen u. dgl., wie denn für das Präfix „an“ überhaupt, und besonders in der Mundart, der Begriff des Anfanges, des Erstseins sich entwickelt hat (vgl. anwerfen, im Spiele den ersten Wurf thun). Der Sinn des Wortes ist natürlich der des Enthebens aus dem Zustande des Ganzseins. Die bayerische Mundart besitzt geradezu eine Ableitung von unganz. Unter den entsprechenden Hauptwörtern sei das neben Anschnitt gebräuchliche Anhau erwähnt, von dem sachgemäß (denn es ist ein Leckerbissen) das Deminutiv, Anhäuli, beliebt ist; hauen ist zum Theil synonym mit schnîden (das Messer wott (will) nimme hauen); sonst kann Anhau auch den Haublock bezeichnen, ähnlich wie An-böß von bößen, schlagen. In der ersteren, uns hier berührenden Bedeutung kommt auch die der Mundart überhaupt geläufigere Ableitung mit -lig (-ling) vor, der Anhäulig; bemerkenswerther ist der Anhäusel, darum weil von dieser Bildungen mit -s -el fast gar keine Maskulina bekannt sind [1].

Es mag noch der Ausdruck der Anwandel beigefügt werden, obwohl er nur beiläufig auf das Brot Anwendung findet, speziell und häufiger die äußere Schicht am Fleische und Specke bezeichnet, welche im letztern Falle als das geringste Stück gilt, weil vom Ruße beschmutzt und ausgetrocknet. Das Wort ist eine Weiterbildung des bekannteren: die Anwand d. i. die Langseite eines Ackers, auf welche die Spitzen, Anthäupter, von Nachbaräckern stoßen; an manchen Orten, z. B. in der Umgebung der Stadt Zürich, nicht mehr verstanden und bloß in Flurnamen erhalten. Ja auf Mangel an Verständniß beruht überhaupt der Sinn, welcher dem Worte jetzt beigelegt wird. Gewohnt, Gegensätze zu suchen und zu finden, glaubte man wohlfeilen Kaufes denjenigen zu den Köpfen der Äcker zu finden in dem

[1] Das zufällig gleichlautende Häusel bei Grimm haben wir nicht übersehen.

Die milden Spenden, welche aus besonderem Festgebäcke bestehen, werden erst unter jenem Artikel aufgezählt werden können. Einst dienten auch Brotlaibe als Gaben. Im Bezirke des Lägerberges ziehen an der Fastnacht die Kinder vor die Häuser der Vermöglichen mit dem Rufe Hollehō! Gendmer au e Fasnechtbrod, obwohl sie längst nicht mehr Brot empfangen.

Am nachhaltigsten aber werden durch das Ereigniß, welches ein Herz zum Stillstehen bringt, die Herzen der Überlebenden zum Geben erweckt. Nicht bloß, daß bemittelte Leute beim Tode von Angehörigen Brot an die Armen austheilen [1]; es werden Stiftungen gemacht, welche dauern sollen, wenn schon lange auch die Herzen dieser Geber stille gestanden sind. Spendbrote [2] ist der allgemeinste Name solcher Vergabungen. Järzîtbrod heißen sie mit Beziehung auf das Järzît, Järzig, d. i. die jährliche Gedächtnißfeier des Todes der betreffenden Person, Kilchenbrod mit Beziehung auf den Ort der Austheilung (z. B. den armen lüten ze spende vff den (dem) kilchhoff. 15. Jahrh.) An dem Tage, an welchem der Hinschied aller Gestorbenen der Gemeinde begangen wird, an Allerseelentag, ist es der Kirchmeier, welcher das Seelenbrod an die Armen austheilt. Einzelne solcher Vergabungen haben einen enormen Umfang besessen; so wurden zum Gedächtnisse an König Albrecht zu Königsfelden an einem Tage je 4550 Brote verschenkt. Am sogen. Gerstentage zu Bischofszell strömten, besonders zu Zeiten der Theurung, die Armen von allen Seiten oft in solcher Zahl zusammen, daß man für gut fand, sie in der Kirche einzupferchen und, um Verwirrung und Tumult zu verhüten, einzeln zum Empfang der Gabe aus der Thüre treten zu lassen. Bei manchen Spendstiftungen ist der Ursprung in Vergessenheit gerathen, in Dunkel und Sage gehüllt. Die Spende von Brot oder Wecken, welche zu Solothurn aus dem den Chorherren entzogenen

---

[1] Das Todtenbrot, das ehemals beim Leichenbegängniß im Trauerhause verabreicht wurde, scheint nicht eigentlich den Charakter der milden Spende getragen zu haben. Diesen Brauch übrigens, auf den wir eine Anspielung in den Satiren der Reformationszeit finden (Mir hat erst nächten von dir getrombt [geträumt — in der Regel eine schlimme Vorbedeutung]: Nun wolt ich doch nit weggen für dich essen), kennen wir übrigens bei uns nur noch in seiner Verkehrung zur Unsitte, indem für das Leichengeleit Wein und Brot auf den Tisch gesetzt werden, welche die Prüderie der Neuzeit zu berühren verbietet.

[2] Mundartlich, da die Zusammensetzung der beiden Dentalen n, d der Aussprache unbequem fällt, Speng- oder Spennbrod. Spengbrot auch schon 1416 in Urkunden der Abtei Zürich. Zwo spengen den Leprosen zu Luzern um 1552; und die Nidwaldner Siechenordnung aus der selben Zeit bestimmt, daß man solle in der fronfasten die besten käss ab der Späng nän.

Zehntkorne gebacken und alljährlich auf St. Martinstag (!) unter dem Rathhause ausgetheilt zu werden pflegte, soll die Rettung der Stadt in der dortigen Mordnacht feiern. Die Brotschilde, welche zu Bischofszell auf Jakobi an Geistlichkeit, Obrigkeit und Volk vertheilt wurden, sind nach Dekan Pupikofer nicht die ursprüngliche Form der Spende, sondern sammt dem jährlichen Geldgeschenk an die jungen Schützen erst im vorigen Jahrhundert an die Stelle der oberwähnten Gerstenspende getreten, welche dem Tage seinen bis zu Ende bewahrten Namen gab [1]. Daß die Armen der umliegenden Dörfer einzig Anspruch hatten auf die Spittelbrötli, welche der Spital zu Baden zu bestimmten Zeiten auszutheilen verpflichtet war, deutet wohl auf eine persönliche Stiftung.

Es sei hier noch um der Naivität willen, mit welcher es in die modernste Zeit hereinragte, des Stipendiums der vier Brodten gedacht, das in Zürich zur Zeit der Reformation an der Stelle des den singenden Schülern verabreichten Almosens errichtet und bis 1834 in seiner ursprünglichen Form (je 4 Laibe nebst 2 Schillingen an Geld) wöchentlich an je 30 mehr mit Geistes- als mit Glücksgaben ausgestattete Studierende der Theologie abgegeben wurde.[a] Wenn nun auch die wenigsten, wenn überhaupt irgend welche Spendstiftungen aus den eigenen Mitteln des Staates oder der Behörden flossen [b], so ist doch in den gesetzlichen Anordnungen früherer Zeiten ein unverkennbarer Zug, Humanität zu ermuntern oder zu befehlen. Die Urkunden liefern zahllose Vorschriften, daß der Zehntherr den Zehntpflichtigen bei der Entrichtung der Schuld je ein Brot hinwiedergeben soll u. dgl. m. Der von dem wachsenden Appetite der Kapitalisten heute allmählich in Vergessenheit gestellte Gebrauch des sog. Umhingeldes (s. oben S. 17 f.) hat also eine lange Geschichte. Und wenn schon der Schimpf und der Spott über die geringe Art der zum Zehnten bestimmten Produkte sehr alt sind, so wurde dagegen an solchen Gaben der Milde keineswegs gekargt. Diese Brote bekamen eine abnorme Größe. So der bekannte Kuchen von Matzendorf (s. Gemälde d. C. Soloth.). Der Bote des Kellers, der den Herren im Hof zu Luzern den Kornzehnten zuführt, soll erhalten Ziger und einen weggen der ime für sin knie vf slat so vil daz er ob dem knie genug esse. Zu Andelfingen galt Ähnliches: Ist och, dass sy im errent (die Hofhörigen dem Oberkellner pflügen), so soll der oberkeller dem meyster ein brot gen vnd sol daz brot also sin, dass es von dem risten (Rücken des Fußes) gang vntz für (bis über) das knü, als verr

[1] In Pfeiffers Germania ist dieses Fest mit einem andern vermischt.

(so weit), daz er dem knecht ein abentbrot darab schnid ob dem knü, vnd das übrig sol er denn hein tragen ob er will. Und so unzählige Beispiele mehr. Mit dem gleichen großartigen Maße ward übrigens auch gemessen, wo Lehenpflichtigen solche Anniversarien darzubringen oblag. Die Herren von Bodman empfingen zu ihrem großen jährlichen Fischzug einen achtzehnpfündigen Laib so breit, dass so mans ufricht, so hoch sei, dass man ab dem knüw sovil darab schneiden mög, dass ein jeger und jaghund ein ganzen tag daran zu essen haben [1].

Besonders zart ist die Aufmerksamkeit gegen Wittwen und Wöchnerinnen. Beispielsweise sei das Thalrecht von Engelberg aus dem Anfang des 15. Jahrh. zitiert: Item wer ouch einen teil kes etc. (dem Gotteshaus als Abgabe) bringet, dem sol man ein brot geben. Und werent zwo E (Haushaltungen) oder ein witwa In eim Hus, da sol man zwöy Brot hingeben .... Wo ouch ein kintbetterin geniset, da sol man ir ein brot und ein Mass wines geben. Noch jetzt erhält an vielen Orten die Wöchnerin von den Gevattern oder von den Bekannten Kindbettibrod, das aus besonders weißem Mehle bereitet ist; im Haslithal heißen diese Verehrungen Horibrod und Horiwîn, welche Namen auf der verhüllenden Redensart under ds Hori kön (von dem Ehemann, dessen Frau niedergekommen ist) beruhen [2].

Die Unentbehrlichkeit des Brotes hat demselben im Gesetze eine exceptionelle und privilegierte Stellung verschafft, und zwar von Anfang der Geschichte an (vgl. Levit. 24, 6). Nach dem Davoser Landrecht aus dem 17. Jahrh. solle niemand am h. Sonntag gar nüd (vorbehalten Win

[1] Dabei kommt aber auch in Betracht die Liebe des Mittelalters am Grotesken, welches den geradesten Ausdruck der Feststimmung gab. Ein Pudding, der eine Wagenlast ausmacht, ein ganzer Ochse an einem Stücke gebraten, eine Wurst, welche von einem Thore der Stadt zum andern reicht, sind solche Dinge, welche die Burgerlust selbst in unserer Zeit noch etwa getrieben hat. (Vgl. Hofmeister, Gesch. d. Zunft z. Weggen S. 53.) Übrigens marschierten riesenhafte Brote auch schon im alten Athen, dem Hauptsitze der antiken Bäckerkunst, am Feste des Dionysos auf. In Deutschland wurde noch bei Mannsgedenken auf Bauernhochzeiten ein mannslanges Hochzeitbrot dem Brautwagen nachgefahren. In Zürich gehörte zur Ceremonie der Einweihung einer neuen Äbtissin, daß in Procession zwei Ritter zwei Fäßchen mit Wein trugen; aber (item) zwey wisse brodt gebachen von einem fiertel Kernen (— sonst machte man 10—40 Laibe aus dem Viertel —) und die sollend tragen zween slechte (einfache, also nicht Ritter) Edelmann.

[2] Hori bedeutet daselbst sonst den Handschlitten vorn mit hörnerähnlichem Buge, und ist wohl das unrichtig gebildete Deminutiv von Horn, mundartlich Hore, eigentlicher Horen mit epenthetischem e. Vgl. zu der genannten Redensart S. 39.

und Brodt) kauffen noch verkauffen; und die Luxusmandate, indem sie gegen Schenkungen eifern, behalten vor, wann Götti vnd Gotten ihren armen Gefatteren Brot, Wyn vnd Fleisch schicken wölten, dass sölliches wol beschehen möge. Bekannt und häufig wiederkehrend ist jene der Weisheit des Gesetzgebers alle Ehre machende Fürsorge, welche den in der Noth Steckenden vor dem Hungersterben und doch auch den Besitzenden vor unbilligem Verluste schützt. Item Er (ein Pfister zu Kloten) soll ouch mengklichem Brott geben vff pfandt vnd vmb pfening. Wolt er aber deheinest (irgendeinmal) nit pfannd nemmen so mag einer souil (soviel) pfand vff die muolten legen, die dess dritheils besser sind dann dass gelt, vnd mag selber brott nemmen vnd ist aber (nämlich der Pfister) nit gebunden, die Pfand lenger zebehalten, den vntz die Beck (der damalige Vorrath) vertriben wirt, vnd mag dann die pfand an syn schuld versetzen vnd dass dem schuldner verkünden. Oder wie die Offnung von Embrach sich drastischer ausdrückt: Item die gemeind hat das recht, wellicher nit pfening hat vmb win vnd brott, der mag ein pfannd, das zweymal so guott ist als er nemen wil, vff das vass oder beck (Gebäcke) leggen, vnnd souil er bedarff, vngefrefelt (ohne daß es als Frevel, Vergehen angesehen sein soll) nemen, nach dem aber das vass vskompt (leer wird), vnd die beck verkoufft ist, so megent der winschenk vnd der beck ire pfand ouch vngefreuellt verkouffen. Oder ein Basler Ding-Hofrecht: Item ist das ein Man kumpt und nit Gelt hat zu einem der Brot veil hat er zu Ime spricht: gib mis (l. mir) Brot und der spricht gib mir das Gelt vnd gicht diser (sagt der Erstere) ich hab sin nit bluttig (durchaus keines), und leit es (vermuthlich ein Pfand) uff den Brotbank und darnach das Brot hinweg treit und isset, der Verköuffer mag in nit mit den Rechten ansprechen. Eben so häufig begegnet uns die ernstliche Verpflichtung für Bäcker und Schenken, jederzeit den nothwendigen Bedarf an Brot bereit zu halten. Ein Paar Beispiele. Es söllen ouch die meister pfister Handwerchs vnser Statt Bern in solcher mäss an brot versehen, daz beide, rich vn arm, vmb Ir gelt zu veilem kouff kouffen mögend, denn wo zu dheinen Zyten dawider beschäch, alldenn sollen die meister, So solichs versumpt hettent, ein gantz Iar on bachen sin, Sunder wellen wir ander pfister bestellen (anno 1546). Jeglicher Pfister soll allwegen Brott han oder aber teig inn der muolten, dass man kein gebrästen am brott nit habe. Oder wie es in Winterthur zum Jahr 1438 lautet: „Wenn die nicht Brod haben, zu welcher

Zeit das ist, oder Brod zu bachen nicht angesetzt“ (nach Troll). Als an einem Sonntag 1489 in der Stadt Basel kein Brot zu haben war, ließ der Rath die vier Rathsherren und Meister der Zunft in eine Vorstadt legen, bis sie Besserung bezahlten. Ein Wirth soll alwegen (jederzeit) feil gut, wyn vnd brot, haben in synem hus oder einn Botten vff der strassen vmb wyn vnd brot. An diese Bestimmungen schließt sich an, daß zu Dießenhofen die sogenannten Costentzer, welche ihr Gebäcke ausschließlich für Constanz buken und sonst der obrigkeitlichen Controle ziemlich ledig waren, den Feilern am erstern Orte im Nothfalle behülflich sein mußten. (S. Nachtrag.)

Wir setzen ans Ende dieses Abschnittes zwei Fälle freiwilliger Gabe, weil sie vielleicht aus der dunkeln Erinnerung an ehemalige unfreiwillige Steuer übriggeblieben sind. Wenn im Wallis das Haus, welches backt, außer der erwähnten Begrüßung der Nachbarn, auch ein Brot „in d' G'meind“ gibt, wo dergleichen Brote sammt dem Gemeindewein den Stoff zu öffentlichen Gelagen liefern, so beruht das wohl ursprünglich auf einer Verpflichtung für Benutzung des Gemeindebackofens; solches Brot wäre also ein vor Altem so genanntes Ofenbrot. Am Ausfluß des Bodensees übte vormals die Gassenjugend eine Art Strandrecht. Sie riefen die mit der Ledi (Ladung) daher fahrenden Schiffer an: Gend-is (uns) e Stückli Lédibröd, Oder mer (wir) wünsched-i alli Nöd. Der übliche Dank war: I wünsch, dass 's i (euch) wol gang, Z' Wasser und z' Land. Aber die glatte Zunge wurde spitz, wenn sie leer ausgieng; dann tönte es: Lürechübel! I wünsch, dass 's i gang hundsübel. Ist es der alte Flußzoll, den die nachäffende Jugend abverlangt? Freilich ist es der Kinder Art, die verschiedenen Klassen von Wegefahrern in ihrer Art zu besteuern, den Kapuziner, das (Einsiedler-) Bilgeri (Pilgrim, oder besser Pilgrin), wie den Materialisten (hausierenden Droguenhändler), die Weinfuhre u. A.

Wir haben so eben und schon an frühern Stellen unter den Artikeln über Brotlaube, Hab, Vorbrot u. dgl. gesehen, wie viel Aufmerksamkeit die Obrigkeiten dem Brote angedeihen ließen. Es lassen sich noch eine Menge polizeilicher Anordnungen beifügen, welche zeigen, daß man zu allen Zeiten die hohe Bedeutung dieses scheinbar so niedrigen und geringfügigen Gegenstandes für die Ruhe des Gemeinwesens erkannt hat. Wir heben einige derselben heraus, welche entweder für die Culturgeschichte oder für die Sprache ein Interesse darbieten. Mit väterlicher Parteilosigkeit bezwecken sie sowohl den einzelnen Bäcker in seinem wichtigen Gewerbe zu schützen, als den Bürger vor der unbilligen Ausbeutung seines Bedürfnisses zu bewahren. Die polizeiliche Aufsicht wendet sich zunächst der Quelle des Brot-

preises zu, dem Fruchtmarkte. Der Zürcherische Rath rügt anno 1673, und so wiederholt, ernstlich, dass etliche Mr. Müller und Pfister der gemachten Ordnung zuwider sich nacher Eglisauw verfüegt und durch Fürkauf den Kernen auffhin getriben; dessgleichen dass andere auff die Säck gesessen, in die Käuff gefallen, und also den Kernenkauff nit frey gelassen. Schon öfter war den Müllern ernstlich zugesprochen worden, dass sie sich des ynfallens und verthüren des Kornkaufs müessigen. Die Basler Polizeiordnung bedroht ebenfalls Diejenigen, welche sich so weit vergessen, dass sie ohngescheucht eintweders in eigener Person oder durch ihre bestellte Mittelpersonen und Jagdhünde ... Victualien ... mit Schwall (mit „anschwellendem" Übermaße) auf den Märkten ... aufkaufen ... hiemit dem gemeinen Mann das Brot und andere Mittel seiner Aufenthaltung gleichsam vor dem Maul abschneiden. Der raffinierten Habgier der Bäcker gegenüber, welche dass brod, nachdemme Sie den auffschlag dess Kernens vermerckt, gar hinterschlagen (vorenthalten), und dem armen gemeinen Mann allerding kein brod mehr umb sein gelt geben wöllen, vgl. die oben S. 49 angeführte Verordnung der Obrigkeit in Zürich von 1553 zum Schutze der Pfister gegen unverschämte Zumuthungen und Kniffe der Bürger, welche zu der Abrechnung über den ihnen auf Borg gegebenen Kernen einen Moment wählten, da der Schlag recht niedrig stand; es wird daher fürderhin bestimmt, das der kundt den pfister grad desselbigen merckt vnd tags, so der merckt zwüschent Inen beschicht, vmb allen den kernnen, so der khund Inschütt (zum Verarbeiten gibt), vnd der Pfister Im vff die beylen schlacht (nämlich als empfangenen, für den er später Brot liefern soll), mitt barem gëlt dermassen bezalen, Das der pfister daruss kernnen, so wërschafft, vnd die bschouw erlyden mag, kouffen möge. So viel Eifersucht und Neid zwischen den Bäckern eines Ortes bestehen mochte, den Kunden gegenüber entwickelten sie gerne ihre Stärke als Genossenschaft. Auch hatte das einzelne Glied schwer den gewinnsüchtigen Verfügungen der Zunft gegenüber seine eigenen Wege zu gehen; daher die Obrigkeit von Bern sich veranlaßt sah zu verordnen, daz die pfister weder gemeinlich noch Insunderheits heimlich noch offenlich dhein ordnung, satzung, verstentnisse noch gemeinschafft dez Hantwerchs halb ... vnder Inen selbst haben noch machen sollen; ferner daz sy vnverpent sin sollen, d. h. die Innung den Einzelnen zu büßen nicht befugt sei, wenn er gegen ihre Sonderbeschlüsse handle, und speziell, daz ein yegklicher pfister

So dick Ime In der wuchen eben ist, so uil broth wellicherley daz Joch sye bachen moge, als er denn wil vnd er meint ze vertriben, ane der andern pfister Irrung vn Intrag (d. i. ohne daß seine Collegen ihn hindern dürfen). Kürzer und mit alterthümlicher Form drückt sich die Zürcherische Rathserkenntniß von 1518 aus: Und soll dass Brod kein Ban haben. Dieser lakonische Spruch in „Athen" kann sich übrigens auch auf den Markt beziehen. Der Brotzufuhr vom Rheine her wird nämlich anno 1472 die Öffnung des Freitagsmarktes bestätigt, dass unsser gemeind dester einen besseren brot kauff finden. Ähnlich in Bern und anderwärts. Eine auf gesunden volkswirthschaftlichen Grundsätzen beruhende Liberalität, gegen welche die später zur Herrschaft gelangende Engherzigkeit sehr unvortheilhaft absticht. Die Räthe hatten sich trotz, wenn nicht wegen der äußern Unterstützung, welche sie in den spätern Jahrhunderten dem städtischen Gewerbe zu Theil werden ließen, viel mit demselben zu beschäftigen, um den steigenden Übermuth in Schranken zu weisen. Wenn schon für drückende Fehljahre ergiebige Ernte wieder schadlos zu halten verspricht, so mag es bey den pfisteren am Brod kümerlich gespürt werden, dann Sie fast dem alten reygen nachfahrend, und der Wolfeile im bachen nüt achten nach (noch) zugeben. Es wird überhaupt geklagt, daß sie das Gebäcke gar ze gering vnnd kleinfüg rüstind, und biderbe Lüth groblich überlupfind. Mitunter entdecken wir Züge primitiver Unschuld, welche aber die Obrigkeit nicht in diesem Lichte zu erfassen vermochte. So wurde noch zu Eingang des 18. Jahrhunderts aus einem Zürcherischen Amte einberichtet, dass die meisten Becken daselbst anstatt eines gerechten Gewichts sich nur acker-steinen bedienen [1]. Auch muß wiederholt geahndet werden, daß sie zun Zeiten unter dass Kernenmähl, Roggenmähl vermischind, auch ein guten Theil grüsch und Lybet darunter lassind [2]. Allen diesen und andern gewinnsüchtigen Gelüsten

[1] Daß die Gewichte allerdings vormals aus diesem Materiale gemacht waren, beweist theils der auf die jetzt gebräuchlichen metallenen Gewichte übertragene Name Gewichtstein, theils liegen direkte Zeugnisse vor. Den Pfistern zu Männedorf soll anno 1551 Mr. Caspar Haffner auff die allhiessig gewicht Stein machen. Und noch heute haben sich vereinzelt solche Gewichte im Gebrauche erhalten.

[2] Grüsch und Chrüsch (ch = k) — Jenes im Osten, dem alten Thurgau und im Wallis, auch in Basel, um 1500 und im 18. Jahrh. (wie man anno 1868 dort spricht, wissen wir leider weniger), dieses in der Mittelschweiz und den westlichen Kantonen, mit der Grenzlinie mitten durch den Kanton Zürich — Kleie. Auch das Geschlecht variiert; doch nur in Appenzell ist das Wort (wie im Tirol) weiblich und hat dort passenderweise auch die Nebenform Grüsche (tirolisch ebenso); sogar das männliche Geschlecht findet sich vereinzelt, doch nur durch alte Vokabularien überliefert. So viele Schwankungen

gegenüber mußte ein Rath beständig auf der Hut stehen, damit einem jeden vmb sein gelt ein zimmlich, billich und gut pfämmet gegeben werde [1].

zusammengenommen machen den deutschen Ursprung des Wortes verdächtig. Zwar der Wechsel des Anlautes kr mit gr ist auch auf echt deutschem Gebiete nicht unerhört. (Der nunmehr zur Herrschaft gelangten Form Krume gegenüber steht das Wallisanische Deminutiv Grümschi, das sich auf Lessing's „Brodgrümel" steifen kann. Der Gribs oder Grips, die Kehle, bei welcher man Einen greift, heißt unrichtiger auch Krübis. Sogar das g des Präfixes wird von dem Verderbnisse ergriffen, wenn Gräbel, Wirrwarr, d. i. Ge-räbel, an einigen Orten Chräbel lautet. Andere Beispiele mehr im Mhd. Wörterbuche.) Auch klingt unser Wort, zumal in den älteren Nebenformen grüst, grütsch, welsch-schweizerisch crutze, vernehmlich genug an die auch in der Bedeutung verwandten Grauß, Grieß und Grütze an, und tauschen die Begriffe Kleie und geschrotetes Mehl etwa die Namen. Aber doch würde es einige Gewalt brauchen, Grüsch nach seinen lautlichen Bestandtheilen mit dem Wurzelverb der genannten Ausdrücke zusammenzubringen, und anderseits drängt sich das italiänische crusca unabweislich auf. Die Ableitung aus dieser Quelle wird unterstützt durch den Umstand, daß das Wort nur in der Schweiz (mit Schwaben), im Tirol und bei den sogenannten cimbrischen Ansiedlern Venetiens einheimisch ist. Dann ist die Abschwächung des Anlautes ganz in der Ordnung, da sie bei Lehnwörtern die Regel ist. Vielleicht ist auch das in den genannten Nachbarländern beliebte Spiel, das Grüschlen, das zu einer Reihe volksthümlicher Bilder das Substrat abgegeben hat, aus Italien gekommen, wo eben cruscherella gespielt wird. — Noch weit beschränkter ist das Gebiet des Wortes Libet, Libat; wenigstens finden wir es durchaus nirgends verzeichnet und schöpfen es bloß aus Zürcherischen Urkunden, auch dort nicht mehr nach dem 16. Jahrh. — doch ein Mal, i. J. 1695, bedient sich seiner in verhochdeutschter Form noch die Supplikation der Pfister, welche in alter Reminiscenz zusammenstellt Krüsch, Leibeten und Kernis mähl. Danach kann über die Länge des Stammvokals kein Zweifel sein; eben so ist das grammatische Geschlecht überliefert (das grüschmäl vnnd die lybat für sich selbs verkouffen. 1567.) Aber die Bedeutung? Sonst begegnen wir im 17. Jahrh. der Zusammenstellung: Mähl, Krüsch und Abgang; aber der Letztere taugt nicht zum Verkauf. Die alten Müllerordnungen von Bern haben die Trias Mehl, Krüsch und Sprüwr, aber das Letztere taugt nicht zum Verbacken. Das Ergebniß einer obrigkeitlichen Backprobe von 1597 wird dahin specificiert: An Weyssem und gepütletem, reynem Mäl III. Vrtl, an reyner Libeten II Flg (Vierling d. i. der vierte Theil des Viertels) und an Krüsch II Flg, oder von einer andern Probe, so vmb etwas reyner gemalen: An Mäl II Vrtl III Flg., an Lybeten II Flg, an Krüsch III Flg. Es ist also wohl die bessere Sorte der Kleie. Libeten würden wir unbedenklich mit dem Wurzelverb līben, d. i. b-leiben, übrig sein, verbinden mittelst der bei uns gäng- und gäben Ableitungsendung ete; auch in der Form libenten der Ausgabenrechnung der Abtei vom J. 1479, da wir n als müßiges Einschiebsel genugsam kennen, und übrigens wahrscheinlich -ente die ursprünglichere, volle Form dieser Ableitung ist. Allein Libat, Libet als Femininum liegt uns quer, denn -et als Ableitung eignet dem männlichen und dem sächlichen Geschlechte. Ein Compositum aber aufzudecken will uns nicht gelingen.

[1] Das Pfemmet, verderbt aus Pfennwerth, Pfenningwerth, bedeutet in älterer

Der Gegenstand war wichtig genug, um besondere polizeiliche Veranstaltungen und die Aufstellung von eigenen Behörden hervorzurufen. Die selbe Nothwendigkeit machte sich allerorten gelten, aber die Namen wechseln nach den Kantonen. Das Appenzeller Landbuch 1837 sagt unter dem Artikel von der Brodfacht: Das Brod soll zu gewissen Zeiten durch .... einen Fichter besichtigt und gewogen werden [1].

Sprache gerade wie das selbe Wort im Englischen, penn'rth, pennyworth, den für das dargegebene Geld gebührenden Gegenwerth an Gut; jetzt verallgemeinert überhaupt das, was Einem gebührt, zukommt, besonders für Kinder ihren zugemessenen Antheil bei Tische. In der ursprünglichen Form und als Adjektiv begegnet uns das Wort z. B. in der den gleichen Gegenstand betreffenden Stelle aus dem Einsiedler Weistum: Ovch sol man wüssen, das ein her von Einsidlen als wol hat ze twingen die pfister als die wirt, das si phenning wert brot bachen, nach dem vnd si korn ze kouffen vindent an geuerd. vnd wer das enkeiner (irgendeiner) dar an misfuere, das er ze klein brot büchi, so hette in ein her von Einsidlen dar vmb ze strafen, vnd was brots er denn hinder im fint das sol er durch got (d. i. den Armen) geben.

[1] Die Facht verhält sich zu Fichter im Verhältnisse des Ablautes, wobei immerhin zu beachten ist, daß das Letztere auf fichte als schwachem Verbum beruht, da i sich versteinert und der Brechung in ë entzogen hat. In andern Kantonen besteht das selbe mit starker Conjugation (fechten, erficht; g'fochten), in Urkunden des 16. Jahrh. aber, z. B. in der Zürcherischen Pfisterordnung von 1530, 1583 findet sich neben gefochtene Wagen auch gefächtete und geschworne Wagen. Und die letztere Form ist die ältere und echtere. Facht ist nämlich, wie schon die Nebenform Pfacht bezeugt, ein dem Lateinischen abgeborgtes Wort, und nur nach irrthümlicher Analogie konnte somit ein starkes Verbum dazu gebildet werden. Eine der Appenzeller Mundarten hat sodann den Irrthum potenziert, indem sie dieses starkformige ich fichte der schwachen Conjugation überlieferte, also auch im Infinitiv: fichten, Partic. g'ficht (d. i. gefichtet), während im gleichen Kantone die ganz ächte Form mit dem Partic. g'fächt, 'pfächt (d. i. gepfächtet) ebenfalls besteht. Noch mehr: gleichbedeutend mit diesen Zeitwörtern wird, dieß namentlich in den innern und westlichen Kantonen, fecken gebraucht, das wir, da es offenbar eine bloße Nebenform von fechten ist, uns durch Metathesis (fetchen, fetken) zu erklären haben, welche die gleiche Assimilation zur Folge hatte, wie wir sie in Fecken (Flügel) aus Fettach, Fittich sehen. Solche Verwirrung in der Form ist übrigens der adäquate Ausdruck derjenigen in der Bedeutung, herrührend von der Vermengung zweier verschiedenen Stämme, eines deutschen (Fach) mit dem ebenerwähnten lateinischen. Weder die Verschiedenheit der Form noch die des Geschlechtes standen im Wege: das grammatische Geschlecht, überhaupt ein viel schwankenderes Princip, als man sich gewöhnlich einbildet, ist allerdings weiblich im mhd. phahte, allein das lateinische Grundwort pactum war sächlich, und unsere Volkssprache ist wenigstens vorwiegend dazu zurückgekehrt. Was aber die willkürliche Erweiterung substantivischer Stämme durch angefügtes t betrifft, so ließen sich aus den Mundarten und der Schriftsprache unzählige andere Beispiele beibringen. Zwischen Pfacht (pactum, das Festgesetzte; anno 1347 Streitigkeiten zwischen Zürich und Luzern vmb die facht des Salzmesses), pfächten (Maß und Gewicht mit

Durch die Baslerischen Gelehrten (Wackernagel, Fechter, Schnell) ist wohl allgemein bekannt geworden das ehemalige dortige Amt des Brodmeisters, das unter ganz eigenthümlichen Verhältnissen bestand. Belehnt vom Bischof und von den Bäckern selber sein Einkommen empfangend, als deren Vorsteher er galt, führte er die Aufsicht über den Brotmarkt, wo er ungetreuen und widerspänstigen Bäckern das Brot entzwei zu schneiden hatte. Die Namen Brodwäger, besonders für die gewöhnlichen paarweise bestellten Beamten in den Zürcherischen Landgemeinden, und Brodschätzer, in der Stadt, bezeichnen die beiden unter der Brodschau begriffenen Funktionen. Die Brodschouwer hatten nämlich ihr Augenmerk auf Zweierlei zu richten: ob das Brot Tenck (s. oben S. 32)

der gesetzlichen Norm vergleichen; Syn. mit eichen, sinnen, ämen, beilen; 2) das rechte Maß treffen, — I ha's grad chönne fechten; Es muss Einer erst so recht gefeckt und gewogen sein, wenn er mitten unter zanksüchtigen Leuten keinen Streit mehr kriegen soll. (Gotth.) 3) prüfen (Die Hauptsache, nämlich für den, welcher eine Frau zu wählen hat, ist die, dass man merke, ob ein Meitschi gut meinend etc. sei. »Wie meinst denn, fragte Anni, dass man so Einer das Gesicht fecken und das rechte füre (hervor) machen söll?« (Gotth.) — seine Kräfte prüfen, messen — Feck's numme! (d. i. niuwan) versuche es nur! — sich fecken, fächten, seine Kräfte aufbieten — sich gegen Einen fecken — seine List fächten, d. i. aufbieten, s. Alpenrosen 1826 S. 102 — fechten, wetteifern, sich beeilen — 4) einander fechten, sich die Wage halten; es fächt't si, oder es hed d' Facht, es ist die Frage, die Wahrscheinlichkeit und die Unwahrscheinlichkeit sind gleich groß) — zwischen dieser Sippe, sagen wir, und dem deutschen Fach — (bei Maaler Fach oder feymer: Excipulus; bei Dasypod Fachreüss: Excipula, Hurt im Wasser damit man die fisch fahet) als beiden Ausgangspunkten liegen zwei Reihen abgeleiteter Begriffe, die einander begegnen und sich so verschlingen, daß es geradezu unmöglich wird evident zu entscheiden, ob sie dem einen oder dem andern Stamme angehören, und wir unser etymologisches Gewissen damit beschwichtigen müssen, daß die deutsche und die lateinische Sippe genauer betrachtet wahrscheinlich aus ein und der selben Wurzel (Grundbegriff: binden) entsprungen, ihre nachherige Verschmelzung also gewissermaßen einem innern Zuge gefolgt ist. Aus jenem Fach unserer alten Wörterbücher, welches in gleichem Sinne noch immer lebt und auch in die offizielle Sprache aufgenommen ist — vgl. Ferri und Fach, in den jährlichen Erlassen der Zürcherischen Regierung — entwickelte sich leicht der Begriff von Abtheilung (vgl. das deutsche Wörterbuch, auch unter „einfach, zweifach" u. s. w. neben „einfalt", von Falte), schweizerisch hauptsächlich in concretem Sinne, und zwar speziell von den einzelnen Faden, in welche ein Strang oder Büschel zerfällt — es Fächtli Kralleli, d. i. eine einzelne Schnur Korallen d. i. Glasperlen; es Fach Bättunkorlini, eine Reihe Körner am Bättli (Gebetlein d. i. Rosenkranz); doch auch abstrakt, in Wallliser Mundart: es ist nit mis Fach, geht mich Nichts an, ishers Fach unser Amt, unsere Pflicht. Aber die weitere Bedeutung, Pensum, das zugemessene Theil Arbeit oder Nahrung, läßt sich eben so natürlich von dem einen wie von dem andern Grundbegriffe herleiten.

und mit gfarlikeit (mit Listen) gepachen were (Zürich 1519), oder, was ungefähr das Gleiche besagt, ob es an gebächt, gewicht und geschmackt währschafft[1] (Zürich 1604), oder ausführlich anno 1593: brot, das syn bestimpt gwicht nit vff Ime tragen, oder vnwerrschafftig syn .... zů ring vnnd liecht, oder sontst dëngg vnnd vngehandlet (mangelhaft gewirkt, s. oben S. 32), vnnütz erfunden sc. würde. Es ist wiederholt die Rede von Buße wegen mangelhaften Gewichtes und um das Missbachen. Es soll von den bestellenden Brot-Wägern gleich das Brot, so auch die Gewicht visitiert (sc. werden), von Unserem Guardin gefochten (Zürich 1700). Der technische Ausdruck war sonst dem brot schowen. Maaler übersetzt Brotschauwer, Brotschetzer mit triumviri panarii. Auch die Zürcherische Rathsordnung 1471 bestellt dry Brotschower, ein vom Rath, ein von den Burgeren, und einen von der Gemeind (der Bäckerzunft), und davon sollent je allwegen zum minsten zwen by der Statt syn; ebenso die von Bern anno 1456. Später waren es in Zürich zwei Rathsherren, begleitet von dem Stadt-

[1] Ein specifisch schweizerisches Wort, außer daß der in Konstanz lebende Hermann v. Sachsenheim sich des selben (werschaft, im Sinne von nütz zu Etwas) auch bediente. In weiterem Kreise dagegen ist oder war das Substantiv Wärschaft bekannt und geübt, unter Anderm auch im Sachsenspiegel, und zwar am Allgemeinsten in der Bedeutung von Garantie, von den Lateinschreibern in warandia umgesetzt, und theils in der Form g(u)arant —, theils als warrant in die romanischen Sprachen aufgenommen. Es stammt von dem Zeitwort wëren, unserm ge-währen (mit der vor r beliebten Dehnung). Daraus entwickelt sich für Währschaft auch die allerdings weniger bekannte Bedeutung von Gabe, überhaupt was man „gewährt" im weitesten Sinne des Wortes. Maaler kennt es theils in der Bedeutung von Geld, Preis: Wärschafft vnnd kost so man vmb kaufft ding gibt, Pretium; theils in der Verbindung Guote Wärschafft für gute, rechtschaffene Waare, was wieder hinausläuft auf Waare, für deren Integrität der Verkäufer sich verbürgt. Namentlich häufig, auch in baierischen Bäckerordnungen, kehrt der Ausdruck Währschaft bachen wieder, als Pendant zu dem Gebote des richtigen Gewichtes. Nun lag sehr nahe, in dieser und ähnlichen Verbindungen des Wortes dasselbe adverbial zu verstehen, und so verdankt, wie manche andre Geburt, einem Irrthum sein Entstehen das schweizerische Adjektiv. Das sprachliche Gewissen mag sich dasselbe, indem es das zu Grunde liegende Substantiv, zwar unrichtig, in Wärsch-schaft gliederte, als Ableitung mit adjektiv-bildendem „haft" von einem vermeintlichen Stamme „Wärsch" zurecht gelegt haben, analog dem alten wërhaft d. i. dauerhaft, an welches es ohnehin auch durch seine Bedeutung streift, da man sich ein wärschaftes Stück Brot u. dgl. wesentlich als ein lange währendes, ausreichendes vorstellt. Aber ursprünglich bedeutet auch das Adjektiv das, wofür man sich zu verbürgen erbötig ist; ein wärschaftes Wort ist ein zuverlässiges; dann heißt es überhaupt vollkräftig, so wie es von Rechts wegen sein soll, wie es z. B. in der Offnung von Rorbas von 1605 auf Grenzzäune angewendet wird.

knecht. In Bern war es vor dem obgenannten Zeitpunkte ein Collegium von Vieren, darunter zwei Pfister. Auch Basel hatte zu Ende des 14. Jahrhunderts an die Stelle des Brodmeisters ein Vierercollegium, worunter ein Bäcker, gesetzt. Die Verpflichtung zu dem Umgang bei den Bäckern des Ortes war verschieden: inrend 14 nechten ainest (Frauenf.), und vorher ebendaselbst: alle wochen an dem sunnentag vnd an dem dunstag vnd wenn sy dunkt daz ez nôtdurftig sig. Die Elgger Brotschauer sonnd den Beckenn eemalen vnnd (bevor) sy nützid (irgend Etwas) verkouffend, all sampstag vnnd virabend (Vorabend von Festtagen), vnnd so offt sy veils brot bachennd, jnn jre hüser gan, . . . vnnd söllen sy dass selbig (Brot) zu ieder Zeit schetzen, vssgenommen ann der kilchwihe, vnnd ann den zwei iar merckten. Zu Bern einmal wöchentlich (1406); zu Jegklicher wuchen zwürend oder zu dem mindsten einest (Zürich 1417, Winterthur 1487, Luzern 1502); zu Basel im 14. Jahrh. dreimal; in Zürich aber lautet es bald darauf strenger, dass das brod zur Forcht und Schüchen fräffler und ringferiger gemûther Täglich beschauwet werde, oder alle Bachtag, und es wird nun Gesetz, daß die Feiler nicht mehr auslegen dürfen, bis ihre Waare die Brotschau bestanden habe. Eben zur Erleichterung dieser Controle war in früherer Zeit das öffentliche Verkaufslokal für das Feilbrot errichtet. Das Nähere hierüber im Anhang. Für den Umgang durch die Stadt aber war vorgeschrieben, sy söllent das brot nit nun (d. i. altes niwan, nur) den Pfisteren ald Irem gsind, wie sy Inen das vss dem brotgaden selbs nach Irem gfallen darreichend vnnd gëbend, abnëmmen, sonders auch ein oder zwey brot vornen ald hinden, wo sy das zeigen werdent, fürhin gëben heissen, ald Irem Dienner dem Stattknëcht bevelchen Inn brotladen Inhin zegaan, vnnd brot wo sy Ime das zeigend, zewägen ald hinuss zegëben. Ouch etwan den Dientsten (Dienstboten) die Inen vf der gassen, mit brot so sy bim Pfister gereicht (geholt), begegnend, ein oder mehr brot abnemmen, vnnd sëchen ob dieselben gwichtig sygind. Im vmbhin gaan söllent sy Iren gang änderen. Also das sy nit allwëgen an einem ort anfachen beschauwen. (Zürich 1593.) Schon früher wird ihnen aufgetragen, dass Sie ouch in die brot Tilinen (Brotgäden, Brotläden) gan söllind, zuvorderst und zuhinderst daruss Nemmen, und das alsso beschowen. Im Rheinthal heißt der Landgraf sie nicht nur in den Läden sondern auch in der Becken Häuseren die Trucken (Truhen, Schiebladen) und Kästen durchsuchen, und in Zürich sollen sie ouch zun Zyten

Höcker, Beule, Geschwulst, Wulst, daher knûpen durchbläuen, Beulen aufschlagen; in Niedwalden hiefür die Ableitung der Knûpis, das auch auf den plumpen, dicken Burschen angewendet werden kann. Das männliche und das weibliche Wort werden auch auf die knollige Kohl- und Runkelrübe übergetragen; auch auf die Zwiebel des Knoblauchs, doch darf uns die Ähnlichkeit des Lautes nicht zu voreiligen Schlüssen veranlassen, denn die ächtere Form des letztern Wortes war bekanntlich Kloblauch, von der sich spaltenden Zwiebel so benannt. Vielleicht steht dem Grundbegriffe der Wurzel am Nächsten die Bedeutung einer Zusammenfassung gleichartiger Dinge, z. B. dichter Büschel beisammen gewachsener Früchte, Menschenknäuel, zusammengepackter Haufe Geld [1]. Ähnliche Bedeutungen, darunter auch die, welche uns hier zunächst beschäftigt, besitzt das ähnlich lautende und vielleicht verwandte der Knubel (chnübel) [2]. Ebenfalls das unförmliche Stück, Brotklumpen, bedeutet das nidwaldnerische Wort der Chnolpen oder Chnolpis, welches eigentlich den Knollen bedeutet [3]. Die Ausdrücke für den knorrigen Brocken berühren sich natürlich mit denjenigen für den kropfartigen Auswuchs am Brotlaibe (s. oben S. 41 ff.), und es muß Eines für das Andere eintreten können. Ob die schon erwähnten Murgg, Mürggel auch speziell auf den Brotabschnitt ihre Anwendung finden, wissen wir nicht bestimmt genug; immerhin meint Mürggel einen massigen, unförmlichen Brocken, z. B. Holz; und wahrscheinlich meint Stalder das Deminutiv dieses Wortes, wenn er aus Sax als Bezeichnung eines Bissens, Stückchens Brot Mиergeli anführt [4].

---

[1] Weigand leitet Knauf und Knopf auf ein gothisches Verbum, kniupan, zusammenfassen, zurück. Freilich macht es das p unseres Wortes sehr bedenklich, das letztere mit jener gothischen Wurzel zusammenzuhalten. Sonst leitet sich auch das schlesische Wort für Bündel Geldes, Knitsch, auf knitschen, zusammendrücken, zurück.

[2] Es ist ebenfalls Anschwellung (an den beiden Emmen speziell der abgerundete Hügel, Bergkuppe), Geschwulst, Knorren, grober Mensch, unförmliche Masse, großes Stück Brot, und „der Knoblauch ist knublig" heißt so viel als: er hat Chnûpen. In andern Mundarten bedeutet Knübel noch speziell den Fingerknöchel und den kurzen Stock, berührt sich also mit Knebel. Das niederdeutsche knubbel, Knorre, läßt aber schließen, daß dem Deutschen eigentlich p gebührte.

[3] Daher Mehlchnolpis, ungehöriger Knollen in der Mehlbrühe.

[4] Die unzuverlässige und unkonsequente Schreibung in dem Stalder'schen Werke macht leider in hundert Fällen den Entscheid über den Lautwerth eines Wortes unmöglich, zumal wenn neue Erhebung des Sachverhaltes an Ort und Stelle theils durch Mangel an Unterstützung, theils weil der fragliche Ausdruck seit der Zeit von der zu Grabe gegangenen Generation mitgenommen wurde, unmöglich gemacht ist.

Während die bisher aufgezählten meist mit kl und kn anlautenden Wörter das große Stück Brot als unförmlichen Klumpen und Knorren darstellen, fassen andere, vorwiegend mit fl und schl anlautende dasselbe eher als unförmlichen Fladen und Schlampen. Zwar der Schlumpf bedeutet nicht die flache Schnitte, sondern die den Mund vollstopfende Masse, sonst die Fülle einer Kelle, eines Löffels [1]. Wohl aber bedeutet der Schlämpen das länglich große Stück, die breite Schnitte Brot oder Käse; ursprünglicher den Lappen, Fetzen, theils von Zeug, theils die schleimigen Fetzen in der Hafersuppe, Fetzen geronnenen Blutes u. dgl.; Chrûtschlämpen, gesottene Krautblätter [2]. Ursprünglicher so, denn das Wort stammt von schlampen, nachlässig herunterhangen und in lose am Körper hangenden Kleidern einhergehen; woher die Schlamp, die (in einigen Gegenden der) Schlampen, unordentlich gekleidete Weibsperson, mit den abgeleiteten Synonymen schlamperen, die Schlamperen, und dem auf Ablaut beruhenden schlumpen, faulenzen, bummeln; das deutsche Wort in beiden Bedeutungen ins Romansch aufgenommen: schlamper, Sudler und schlampergniar, schlendern; schlampen und das Adjektiv schlampig, g'schlampet noch speziell auf das Welksein von Pflanzen bezogen; der Schlämperlig, das schmutzige Anhängsel, z. B. an der Nase, Koth am Saum des Kleides, auch in figürlichem Sinne, wie Schlötterlig, schimpflicher Leumund, Spitzname, den man Einem gleichsam anhängt [3]. Der Walliser, der, wie sein Nachbar, der Simmenthaler und mitunter der Kärnthner, Schlämpen in der obengenannten Bedeutung weiblich gebraucht, scheidet hievon das gleichlautende Maskulin mit der eigenthümlichen Anwendung auf einen großen, lümmelhaften Kerl [4]. Eine Art redupliziérender Weiterbildung ist schlampampen, unordentlich umherschlendern,

[1] Ist aber deßhalb doch nicht mit dem niederdeutschen Schleef, dänisch slof, der große Kochlöffel, zusammenzustellen, da die deutsche Sprachstufe dem f entsprechend ein b erheischte. Eher dürfte „die Schlunse" (Vertiefung) der deutschen Mundart im Venezianischen in Betracht kommen. Es ist von unserem Worte, das beiläufig auch als Familienname vorkommt, auch ein Verbum abgeleitet, schlumpfen, unerlaubt naschen.

[2] Schwäbisch u. s. w. der Schlamp = die Schleppe des Kleides, ohne verringernden Nebenbegriff.

[3] In Nürnberg u. a. w. ist das Schlämple der Vortheil, der z. B. einem Beamten unrechtmäßiger Weise gleichsam an den Fingern hängen bleibt.

[4] Mit ähnlicher Begriffswandlung, wie von Lumpen zu Lump, von ?Lappen zu Lappi; oder ohne Beziehung weder auf das Moralische noch das Intellektuelle, bloß die Massenhaftigkeit hervorhebend (also synonym mit Brocken, Knubel, Knüpis, welche ebenfalls den grobgegliederten, plumpen Burschen bezeichnen).

spricht deutlicher die Zürcherische aus, welche ihre Land- und Obervögte beauftragt, die überflüssige Brot-Becken abzuschaffen, und nur die ohnentbehrlich-erforderende, von solch ehrlich-bemittleten (d. i. ehrlichen und bemittelten) Leuthen zubestellen, welche dem armen Mann auch altbachen Brot zu desto erklecklicher (l. erklecklicherer) Nahrung borgen und verkauffen können. In Zürich findet sich auch eine alte Verordnung, wonach alle auff Gesezte, von Ein, anderthalb oder 2 Teig brodt, Item alle auffgeschnittene Brodt, wie von alters her, zu machen verbotten waren. Aber da eine Obrigkeit mit Mandaten nicht auch den Geschmack der Leute zu ändern vermag, so war und blieb „altbacken“ (s. oben S. 21) ein Ausdruck der Geringschätzung, gerade wie dem Engländer sein stale, und ähnlich wie das abgeleitete Zeitwort ältelen (éltele) d. i. allmählich alt werden, und nach Alter schmecken. Der aller landesväterlichen Dressur spottende Geschmack des Publikums gab auch noch später den willkommenen Schild, hinter welchem strafwürdige Bäcker sich bargen, indem sie Vonwegen der Brotten, Ringen und Weggen vorwandten, daß sie ein Theil wol, andere übel, und etliche mittelmässig, je nach gelegenheit der Käufferen, so in dem fahl ungleichs begährens, bachen und feil haben müssen.

Was das (oder wie es ohne Unterschied der Bedeutung früher auch hieß, die) Gewicht betrifft, welches zugleich mit der Qualität das Augenmerk der Brotschau bildete, so machte von vorneherein die Ortssitte ihren Einfluß geltend, daher noch heutzutage die Verschiedenheit dessen, was in verschiedenen Gegenden als Normaleinheit gilt. So soll z. B. in Glarus und im Entlibuch der ganze Laib 5 Pfd. wägen, in Uri und Zürich bloß 4. Die Theilung des Laibes sodann finden wir am Weitesten und Minutiösesten durchgeführt in Glarus, wo sie bis auf das halbpfündige Achtelsbrot heruntergeht. In der Stadt Zürich war im vorigen Jahrhundert nach übereinstimmendem Zeugniß $2^1/_4$ Pfd. das bestimmte Gewicht des zum Verkauf ausgelegten Brotes, für die Landbäcker dagegen $2^1/_2$ Pfd. dasjenige des halben oder kleinen Brotes. Auf diesem Unterschiede fußt ein in den Zürcherischen Kalendern des vorigen Jahrhunderts wiederholt zum Besten gegebenes Vexierräthsel: Wie kommt's dass die Bauren grössere Brod backen als die Stattleut? Antwort: Weil sie mehr Mähl darzu nehmen. Die Stadt-Zürcherische Broteinheit beruht auf der althergebrachten Einrichtung der sogenannten Zehnerbrode, d. h. der Eintheilung des Viertelsmüttes in zehn Laibe, für welche durch eine fortlaufende Reihe von Bäckerordnungen von 1416 bis 1751 ein Gewicht von ungefähr 80 Loth bestimmt wird. Diese

Bestimmung ist der rothe Faden, welcher sich durch zwei sonst wesentlich von einander verschiedene Perioden hindurchzieht und den Übergang von der älteren in die modernere vermittelte. Das Gewicht des Brotes erhält polizeiliche Bedeutung nur durch sein Verhältniß zu seinem Preise. Nun nahm in der frühern Zeit, in Zürich bis ins 17., in Luzern (nach des in den Urkunden wohl bewanderten Segesser Versicherung) bis ins 18. Jahrhundert herab, die Obrigkeit den Preis zur Basis und bestimmte darnach das Gewicht. Es gab Schilling-, Kreuzer-, Vierer- und Angsterbrödchen. Das Älteste Luzerner Rathsbüchli verbietet, das einhein vnser pfister enhein prot groessers bachen sol denne pfenwerdiges. Dazu gibt das Jahr 1429 die Erläuterung: nur angsterwerthiges, d. i. zu zwei Heller, kein viererwerthiges, d. i. zu vier Heller, und bei dieser Beschränkung blieb es noch längere Zeit für das Weißbrot [1]. In Zürich entsprach dem Schilling das Zwänzgerbrötli, das je nach dem Jahrgange 1 Pfund, mehr und weniger, wog. So wird den Feilern im J. 1546 für die Zehner- oder ganzen Laibe das Gewicht bestimmt den gegenwürtigen Käuffen und märckten nach, dass ist von dritthalb pfunden untz auff die drü pfundt: Vnd sunderlichen dass Sie hierin dass mittel treffind, und zwüschent dissen zweyen posten im mitten durchfahrind. Es gieng früher die Regelung auch an andern Orten von dem Geldwerthe aus: in Uri hat man noch jetzt neben dem ganzen und dem Halb-Brote das schillingwerthige, und wohl allenthalben ist bei mehreren Arten von Kleingebäck der Preis das Feste und variiert dagegen je nach dem Mehlpreise das Gewicht. In den St. Gallischen Gebieten gab es schon im vorigen Jahrhundert die Laibli von bestimmtem Gewicht und veränderlichen Preisen neben verschiedenen Arten von Kleingebäck, bei denen im Gegentheil der Preis das Feste war [2].

Wie bereits gesagt, genossen auch die Bäcker große Beweise des landesväterlichen Wohlwollens. So war ihnen bekanntlich das Privilegium, eine gesetzlich bestimmte Anzahl Schweine zu mästen, d. h. in den Gassen der Stadt herumlaufen zu lassen, gewährleistet. Dieß in Deutschland und

---

[1] Sonst war von jeher üblich, Laibe wenigstens von zweierlei Größe zu bereiten; daher schon in den Traditionen des Klosters St. Gallen die Unterscheidung zwischen leibo und leibunculus.

[2] Auch in Ulm und anderwärts war noch gegen Ende des vorigen Jahrhunderts der Preis das Feste; ebenso in Mühlhausen, doch hier wurde i. J. 1768 bereits für das Schwarz- oder Hausbrod der Verkauf nach dem Pfund verordnet.

wenigstens auch in Basel. In Zürich erhalten die Pfister zuweilen das Holz von der Stadt um einen ungewönlich niedrigen Preis, ein paar Male sogar umsonst, und der Direktor des Schanzenwerkes, Obrist Werdmüller, erhält den Auftrag, einen Platz im Stadtgraben mit Maurkath oder anderm dergleichen Kath auss der Stadt aufzuschütten zur Ablagerung des Holzvorrathes der Pfister. Wann Sy sich vff die Jars (die im Laufe des Jahres wiederkehrenden Feste) oder annder tag verbachind vnnd nit verkouffen mogind, Das dann der Obmann des allmůssens Inen söllich Brot abnemmen sölle — war der billige Revers zu der Verpflichtung, immer genug Brot vorräthig zu halten. Der gleiche Schutz galt wie die gleiche Pflicht auch dem Brothändler. Wann (zu Mühlheim) der brötler so vil brott hat, dass im verligen welte, so mag er dass zue jedem hauss zue Mülheimb schickhen vnd im dess lassen bezallen. In den Zeiten, da es mit der Brotschau genau genommen wurde, gab es doch immer reiche Erntetage, da sie die Augen zudrückte, indem die Heiligen Jahrstag, die Kilwinen, Meyen- und auch Martins-Merckt aussbedingt und vorbehalten waren.

Andere Verfügungen hatten den Schutz der Gewerbegenossen gegen einander im Auge. Dahin gehört, das keiner Sölli nach den Nünen vor mittag warm brott Inn die brottlauben bringen Namlich am frytag vnd Sampstag, damit er dem Anderen syn brott verschlahe. (Zürich, Anfang des 17. Jahrh.) oder wenigstens wann er An einem Sampstag zwo beck bacht, so soll er sich flyssen, das er vor mittgem tag vmb die Nüne Damit gräch vnd fertig syg. Noch weiter wurde verabredet, Das ein yeder solle Inn der Wuchen zwen tag vnder Lassen dămit der Ander auch könne sich érhalten. Wellicher vff ein hochzyt oder gast maal zů bachen hatt der soll dann den Nechsten tag darvor oder darnach still stan, im Übrigen soll keiner vff synen Bestimpten vnderlass Tag bachen; nur durften sie, was vor 1427 noch nicht gestattet war, einanderen Ze den Hochzeiten, so dass nothdürfftig ist, zieren. Wo dagegen allgemeine „Unterlaßtage" angeordnet waren, scheint man zunächst irgendeinen Vortheil für die Kunden beabsichtigt zu haben. So soll zu Dießenhofen kein Bäcker an dem mäntag bachen, es wäre denne so verre daz die gebieter gebuttint (1380). In Winterthur war der Samstag verboten, neuerdings und sammt dem Sonntag zu Ende des 18. Jahrhunderts, dießmal aus kirchlichen Gründen.

Ein besonderes Kapitel der polizeilichen Vorschriften betraf die Verhütung von Feuersgefahr. Der Zürcher Richtebrief, und ihm folgend der

Schaffhauserische, befiehlt: Alle die bachöven, die in der stat sint, die sun (suln, sollen) blatten ald ysen venster han, und nit vor asnan (Balken- und Stangenwerk); und das Älteste Rathsbüchli von Luzern: Ez sol ouch ein ieglich pfister ein stein han ze sins ovens muntloche; ebenso zu Dießenhofen: Swer ainen bachoven, oder ainen kachelofen hat, der sol ainen stain oder isen da für han (1380) — eine Vorschrift, welche damals kaum so wirksam war, als jetzt der veränderte Holzwerth es geworden ist. In viel spätere Zeit fällt der Erlaß, dass denjenigen Mägten, welche Kleine Brödtlein auf dem Helmhauss feil haben der gebrauch der Glut Kesslen gänzlich verbotten seyn, und zu dem end hin diejenigen hinder denen solche gefunden werden, ohne anders im Öttenbach gefänglich angehalten würden[1]. Eine andere Vorsichtsmaßregel (als solche ist sie doch wohl zu fassen) war, dass nieman ains tags me bachen sol denn viunf stont (Dießenhofen 1380). Auch die Tageszeit für das Backen war polizeilich geordnet, wie man beiläufig aus dem Ältesten Stadtbuch von Luzern ersieht: Swer in der Stat für Complet zit (nachdem in der Kirche die sogenannte Complet gehalten worden) vntz mornande (mornandes, bis am folgenden Morgen) das man dien pfistern lütet, smidet etc., und direkt aus folgender Stelle: Ouch sol enhein pfister für han in oevenen noch in Tarren vür (e, ehe) daz so man ze dien pfistern lütet zer kapelle. Si suln ouch enhein stuben noch teig gaden heitzen nach vesperzit. In St. Gallen durften im 14. und 15. Jahrh. weder die Pfister noch Privaten nach Vesper zum Backen feuern, vnd die smit nit lenger füron won vntz ze fürgloggen[2]. Des Morgens durfte nicht eher gefeuert werden won von der zit so man den tag kündet, oder rueft, oder (dieß im Winterhalbjahr) so man darzů Gügott (durch's Horn bläst).

Doch kehren wir von diesen kulturhistorischen Seitenblicken zurück zur Betrachtung der Sprache. Wie die Sache, ist natürlich auch der Name sehr alt und darum, wie so viele Benennungen der alltäglichsten Gegenstände, auch sein Ursprung in Dunkel gehüllt. Wirklich ist man zur Stunde nicht einig über denjenigen unseres Wortes. Während die Meisten an „brauen"

---

[1] Und trotz der unlieblichen Aussicht auf den Ötenbach waren jene Brotverkäuferinnen in ihrer bedeckten Laube im vorigen Jahrhundert besser daran, als die armen Weiber, welche unsere Generation mit Viktualien versehen, und welche die undankbare, mit einem Thierschutzverein brillierende Stadt in Regen und Schnee mitten in die Luftströmung der Limmat setzt.

[2] Englisch curfew-bell d. i. couvre-feu.

oder „braten“ gedacht haben, und J. Grimm selber in der Geschichte der deutschen Sprache die Möglichkeit nicht bestreitet, dringt er im Wörterbuch auf die Ableitung von einer Wurzel, die brechen bedeutet, der selben, welcher auch das englische brittle (zerbrüchlich) angehört, und wahrscheinlich auch Brosame, so daß die an und für sich irrthümliche Volks-Etymologie, welche das letztere Wort auch auf Brot zurückleitet, ein Korn Wahrheit besäße. Auch ein griechischer Name bezeichnet das Brot als das, welches gebrochen wird. Auf der andern Seite gibt es ein altes lateinisches Wort, welches lautlich dem Verschiebungsgesetze nach ziemlich mit dem unsrigen sich deckt, de-fru-tum, und dieses von fervere, brauen. Wir maßen uns übrigens nicht an, in einem so subtilen Streite der Ansichten, in welchem wir selbst unsern Großmeister schwanken sehen, uns auf den Richterstuhl zu setzen; unsere Absicht war nur, zu referieren. Ebensowenig wollen wir die zu überraschenden Hypothesen lockende Fährte verfolgen, auf welche uns die Möglichkeit leitet, daß unser deutsches Wort ins Französische aufgenommen sei; in frühern Zeiten benannte man nämlich eine nicht ganz weiße Mischsorte mit pain de brode[1]. Dem stellt sich an die Seite, daß in den Schriften des Klosters St. Gallen auch Laib, der gothisch-sächsische Name für Brot, ebenfalls den beschränkten Sinn von Brot einer bestimmten Qualität, eine Art Pumpernickel, bezeichnet. Dergleichen Einengung des Begriffes begegnet sonst, wo Sache und Name zugleich importiert werden, und das, was in der ursprünglichen Heimat Genus war, in der fremden Umgebung als Species erscheint.

Mehr Neues und Eigenes und dazu die fertigere Ansicht hoffen wir darbieten zu können, wenn wir uns zu den zahlreichen Namen wenden, welche die nach Qualität oder nach Gestalt verschiedenen Arten von Brot, nicht minder die am Brote haftenden Eigenschaften und auch die Abschnitte, Quantitäten für die Dialektforschung darbieten.

Schon die letztere Klasse gibt eine unerwartet reiche Zusammenstellung. Zunächst diejenigen Namen, welche ein bestimmtes Maß meinen. Wie die Ausdrücke Laib oder ein Brod das Brot zum Individuum stempeln, so bezeichnet ein Teigg den einzelnen noch nicht gebackenen Laib. Alte Zürcherische Verordnungen erwähnen brodt von Ein, anderthalb, oder 2 Teig. In der Landvogtei Rheinthal und im Dominium der Abtei St.

[1] Alle Hypothesen und culturhistorischen Ausblicke ersterben, sobald man dieses brode für das ordinäre, ebenfalls aus dem Deutschen ins Romanische übergegangene Wort für Brühe (ital. brodo, tessin. sogar malbroeud, Mehlbrühe) nimmt.

Gallen wird (wenigstens im vorigen Jahrhundert) das Brot von festem Gewicht, nämlich von 1, 2, 3 und 4 Pfund, sowohl das weiße als das „Kernine", gegenüber den verschiedenen Arten von Semmeln von schwankender Größe Laibli genannt.

Wird nur das halbe Gewicht des Normal-Laibes zu einem Brote oder einem sogenannten Wäjenkuchen genommen, so entsteht ein Halberli, Hälberli, dessen halbes Quantum hinwieder Halbshälberli (vgl. auch Stuck) heißt. Auffallenderweise nennt der Urner sein (zweipfündiges) Normalbrot Parhälberli; so sehr ist der Name Halberli geläufig und sein eigentlicher Sinn abgeschliffen, daß er — die Schlange, die sich in den Schwanz beißt — selber wieder zum Ausgangspunkte für die Benennung seiner Basis geworden ist. Noch sonderbarer ist die im Appenzeller Vorderlande übliche Benennung Halbviertelbrötli für den Laib vom halben Normalgewicht. Wir können uns dieselbe nicht anders zurecht legen, als unser Gewährsmann, Reallehrer Altherr, es gethan, nämlich damit, daß sie der Analogie ihren Ursprung verdanke. Wie nämlich das Kornviertel in vier Vierlinge zerfällt, so die Broteinheit in vier Pfunde; das Halbviertel als Kornmaß gleich 2 Vierlingen, uneigentlich, als Brotmaß, gleich 2 Pfund. Ein Maß, nämlich die Vierzahl, umfaßt auch der Ausdruck Schilt, welcher ein Gebäcke bedeutet, das in 4 Semmeln, welche sich in einem Mittelpunkte berühren, zerlegbar ist. Die sich kreuzenden Bruchlinien bringen eine Zeichnung hervor, welche nebst dem Umrisse des Ganzen wohl an das Schild oder den Schild erinnern konnte. Es muß aber beigefügt werden, daß die Sprache, nachdem der Begriff einmal geschaffen war, die ursprüngliche Anschauung verlassen und auch von einem halben Schild reden konnte. Die Rheinthaler „Brottaxe" von 1769 zählt den ganzen und den halben Schilt auf, aus den Preisansätzen des gleichzeitigen Fürstl. St. Gallischen Dekretes aber ergibt sich, daß in St. Gallen unter Schilt schlechtweg der halbe verstanden wurde [1]. Wir werden übrigens unter der Kategorie der Qualität auf dieses Wort zurückzukommen Veranlassung haben. Eine Schichtsemmel größeren Umfanges, nämlich ein Dutzend neben einander liegender Stücke, kommt im Wallis unter dem Namen einer Grische vor, das Wort, vielleicht mit der Sache, entlehnt aus dem benachbarten Italien, wo griscia den von Furchen durchzogenen Acker bedeutet. Wie der Schilt die Zusammensetzung aus 4 Einheiten ist, so zerfällt die

[1] Der Mühlhauser Name Ortlaiblein (anno 1768) zeigt ebenfalls die Viertheilung an, obwohl auch dort Übung geworden war eine Paarsemmel daraus zu machen.

Einheit, nämlich der Normallaib, imaginär, hinwieder in 2 × 4 Stuck, wie denn überhaupt die Viertheilung eine geläufige ist[1]. Stuck war auch Getreidemaß, und zwar, je nach der Getreideart, 4 bis 12 Viertel groß. Vom Teige gebraucht variert sein Gewicht ebenfalls, je nach der Größe des landesüblichen Normallaibes, von $1/4$ bis $1/2$ Pfund; so gehören z. B. in Zürich zu einem anderthalbstückigen Wäjenkuchen $3/4$ Pfund Teig. Zwei Stuck machen einen Weggen aus, dergleichen 4 auf 1 Brot gerechnet werden. Natürlich kann aber auch im Schweizerdeutschen das (in Walliser Mundart: der) Stuck ein unbestimmtes Quantum bedeuten. In dem Streite aber zwischen den Kleinbäckern (Feiler) und den Großbäckern (Fogenzer) der Stadt Zürich haben wir den achten Theil eines zerschnittenen Brotlaibes darunter zu verstehen. Vnd weylen dan dass verkauffen der stuckhi[2] brodt ein sonderbarer eintrag meiner Herren vnd Meistern der Feilern, alss (so) sollen meine Herren vnd Meistern die Vogenzer nicht befüegt sein weniger alss halbe Brodt zu verkauffen, mit der erleüterung welche Wein Schenkhend, mögen Ihren Gästen, die es bey Ihnen niessend, woll stuckhi brodt geben. Das in augmentativem Sinne gebildete Compositum Unstuck, enormes Stück, leitet uns zu den Ausdrücken der ungefähren Maßbestimmung hinüber.

Wo Wage und Maßstab bei Seite gelegt werden, beginnt das Spiel des Affektes: die Volkssprache übersprudelt in Bezeichnungen dessen, was das Herz rührt durch Massenhaftigkeit oder durch Kleinheit. Die Natur des Gegenstandes bringt es mit sich, daß in dem hier besprochenen Kapitel mit besonderer Vorliebe das große, derbe Stück benannt wird. In Chloz oder Chlozen ist die Grundbedeutung des Gespaltenen[3] zurückgetreten vor demjenigen der unförmlichen Masse, und zwar theils des weichen, für sich

[1] Der Gulden zerfiel in 4 Örtli, der Schilling in 4 Rappen.

[2] Diese Pluralform existiert noch jetzt in der Appenzeller Mundart und anderswo. Sie ist ein (wenn wir von der Flexion der Adjektiven absehen) vereinzelt stehen gebliebener Überrest der althochdeutschen Endung iu oder i, um so auffallender, da doch dieses der gewöhnlichen Verflachung und gänzlichen Verflüchtigung entgangene i nicht die Kraft besaß durch ck hindurch den Umlaut zu bewirken. Daß das i des Singulars sich nicht selten bewahrt hat (Bëri, Hirni, Künni, Kinn, Endi, Saum des Tuches, u. v. a.) ist weniger bedeutsam, da die gleichlautende Deminutivendung in der Mundart sehr beliebt ist.

[3] Abgeleitet von dem Partizip eines alten Verbum kließen d. i. spalten (der selben Conjugation wie schießen), mit Verhärtung des ß zu z, tz wie in unserm Schutz d. i. Schuß. Von des selben Zeitwortes Präteritum stammt der Klöß. Den ursprünglichen Begriff hat nur der Berner Oberländer rein bewahrt, indem er mit Chloz den (entzwei gespaltenen) Pfropf der Weidenpfeife bezeichnet, wie auch mhd. klôz den Zapfen bedeutete.

geballten Klumpens, im Entlibuch z. B. von der Butter gesagt, in der Anwendung, die sonst der Form Klöß eigen ist; theils des derben abgetrennten Stückes und speziell eines Holzstückes, oder (so bei Maaler) eines Klumpens Metall; hiebei waltet bald die Vorstellung der Formlosigkeit — daher im Freiamt die Übertragung auf ein Stück Brot —, bald diejenige der Unbeweglichkeit oder Schwerfälligkeit[1]. Im Wallis nennt man ein solches Stück Brot Chnissul, was wohl in Knüssel umzusetzen[2] und auf das Verbum chnüsen, chnüssen, mhd. knüsen oder knüssen, festandrücken (bei Stalder nur in der abgeleiteten Bedeutung schlagen, prügeln) zurückzuführen ist, so daß es eigentlich den durch Aneinanderdrücken entstandenen Klumpen bedeutete[3]. Zweifelhafter ist der Ursprung des Bernerischen Ausdruckes der Junten, Janten oder, nach dem sogenannten Berner Idiotikon des vorigen Jahrhunderts, Jänte. Stalder schreibt daneben auch noch Jahnten, offenbar willkürlich, da er das Wort auf Jān (der einzelne Streifen Landes, der vom Schnitter, Mähder, Winzer, Holzer je in Angriff genommen wird) zurückführen möchte. Aber wie passend auch diese hyperbolische Übertragung auf die Fläche eines großen Stückes Brotes wäre, so macht die Kürze des Vokals diese Ableitung unmöglich. Wir haben den Ursprung eher im mittellateinischen juncta, junctum, das ein gewisses Maß bedeutete, und schottisch (junt) ebenfalls ein großes Stück von irgend Etwas bezeichnet, zu suchen[4]. Noch schwieriger macht sich der Urner Ausdruck der Chneipis, das möglicherweise als Kneupis zu fassen ist[5]. An kneipen, kneifen ist nicht zu denken, weil diese Sippschaft von den schweizerischen Mundarten gar nicht aufgenommen ist. Eher dürften wir Knäupis, als auf Lautsteigerung beruhend, zu der Knüpen und die Knüpen halten, welche ebenfalls, jenes in Nidwalden, dieses im Wallis, ein großes Stück Brot bezeichnen. Anderwärts bedeutet der Knûp oder Knûpen Knorren,

[1] Gleich einem Klotz und Felsenstück in dem Vaterland gleichsam angenagelt zu bleiben. Thurneisen, Abiturientenrede, Basel 1769.

[2] Der Walliser spricht mit dem Urner, Unterwaldner und einigen Bündner Gemeinden ü nach schwäbischer Art wie i, ö wie e.

[3] Auch von Klumpen selber ist dieß der ursprüngliche Sinn, und zu Klotz hat Maaler den Ausdruck, Etwas an ein Klotzen schlahen, Dick machen: Massare.

[4] Das englische joint, von dem selben lateinischen Ursprunge, bezieht sich nur auf das Fleisch und meint eigentlich das Gelenk, den Gelenkknochen, die Keule.

[5] Von der Endung, der selben, die uns in Bachis begegnete, sehen wir einstweilen ab, indem wir an einem andern Orte diese zahlreiche und weitverbreitete Maskulinbildung zu erläutern gedenken. Sie wird sogleich in zwei andern Synonymen ebenfalls aus den Waldstätten noch zum Vorschein kommen.

Höcker, Beule, Geschwulst, Wulst, daher knûpen durchbläuen, Beulen aufschlagen; in Niedwalden hiefür die Ableitung der Knûpis, das auch auf den plumpen, dicken Burschen angewendet werden kann. Das männliche und das weibliche Wort werden auch auf die knollige Kohl- und Runkelrübe übergetragen; auch auf die Zwiebel des Knoblauchs, doch darf uns die Ähnlichkeit des Lautes nicht zu voreiligen Schlüssen veranlassen, denn die ächtere Form des letztern Wortes war bekanntlich Kloblauch, von der sich spaltenden Zwiebel so benannt. Vielleicht steht dem Grundbegriffe der Wurzel am Nächsten die Bedeutung einer Zusammenfassung gleichartiger Dinge, z. B. dichter Büschel beisammen gewachsener Früchte, Menschenknäuel, zusammengepackter Haufe Geld [1]. Ähnliche Bedeutungen, darunter auch die, welche uns hier zunächst beschäftigt, besitzt das ähnlich lautende und vielleicht verwandte der Knubel (chnübel) [2]. Ebenfalls das unförmliche Stück, Brotklumpen, bedeutet das nidwaldnerische Wort der Chnolpen oder Chnolpis, welches eigentlich den Knollen bedeutet [3]. Die Ausdrücke für den knorrigen Brocken berühren sich natürlich mit denjenigen für den kropfartigen Auswuchs am Brotlaibe (s. oben S. 41 ff.), und es muß Eines für das Andere eintreten können. Ob die schon erwähnten Murgg, Mürggel auch speziell auf den Brotabschnitt ihre Anwendung finden, wissen wir nicht bestimmt genug; immerhin meint Mürggel einen massigen, unförmlichen Brocken, z. B. Holz; und wahrscheinlich meint Stalder das Deminutiv dieses Wortes, wenn er aus Sax als Bezeichnung eines Bissens, Stückchens Brot Miergeli anführt [4].

---

[1] Weigand leitet Knauf und Knopf auf ein gothisches Verbum, kniupan, zusammenfassen, zurück. Freilich macht es das p unseres Wortes sehr bedenklich, das letztere mit jener gothischen Wurzel zusammenzuhalten. Sonst leitet sich auch das schlesische Wort für Bündel Geldes, Knûtsch, auf knîtschen, zusammendrücken, zurück.

[2] Es ist ebenfalls Anschwellung (an den beiden Emmen speziell der abgerundete Hügel, Bergkuppe), Geschwulst, Knorren, grober Mensch, unförmliche Masse, großes Stück Brot, und „der Knoblauch ist knublig" heißt so viel als: er hat Chnûpen. In andern Mundarten bedeutet Knübel noch speziell den Fingerknöchel und den kurzen Stock, berührt sich also mit Knebel. Das niederdeutsche knubbel, Knorre, läßt aber schließen, daß dem Deutschen eigentlich p gebührte.

[3] Daher Mehlchnolpis, ungehöriger Knollen in der Mehlbrühe.

[4] Die unzuverlässige und unkonsequente Schreibung in dem Stalder'schen Werke macht leider in hundert Fällen den Entscheid über den Lautwerth eines Wortes unmöglich, zumal wenn neue Erhebung des Sachverhaltes an Ort und Stelle theils durch Mangel an Unterstützung, theils weil der fragliche Ausdruck seit der Zeit von der zu Grabe gegangenen Generation mitgenommen wurde, unmöglich gemacht ist.

Während die bisher aufgezählten meist mit kl und kn anlautenden Wörter das große Stück Brot als unförmlichen Klumpen und Knorren darstellen, fassen andere, vorwiegend mit fl und schl anlautende dasselbe eher als unförmlichen Fladen und Schlampen. Zwar der Schlumpf bedeutet nicht die flache Schnitte, sondern die den Mund vollstopfende Masse, sonst die Fülle einer Kelle, eines Löffels [1]. Wohl aber bedeutet der Schlämpen das länglich große Stück, die breite Schnitte Brot oder Käse; ursprünglicher den Lappen, Fetzen, theils von Zeug, theils die schleimigen Fetzen in der Hafersuppe, Fetzen geronnenen Blutes u. dgl.; Chrütschlämpen, gesottene Krautblätter [2]. Ursprünglicher so, denn das Wort stammt von schlampen, nachlässig herunterhangen und in lose am Körper hangenden Kleidern einhergehen; woher die Schlamp, die (in einigen Gegenden der) Schlampen, unordentlich gekleidete Weibsperson, mit den abgeleiteten Synonymen schlamperen, die Schlamperen, und dem auf Ablaut beruhenden schlumpen, faulenzen, bummeln; das deutsche Wort in beiden Bedeutungen ins Romansch aufgenommen: Schlamper, Sudler und schlampergniar, schlendern; schlampen und das Adjektiv schlampig, g'schlampet noch speziell auf das Welksein von Pflanzen bezogen; der Schlämperlig, das schmutzige Anhängsel, z. B. an der Nase, Koth am Saum des Kleides, auch in figürlichem Sinne, wie Schlötterlig, schimpflicher Leumund, Spitzname, den man Einem gleichsam anhängt [3]. Der Walliser, der, wie sein Nachbar, der Simmenthaler und mitunter der Kärnthner, Schlämpen in der obengenannten Bedeutung weiblich gebraucht, scheidet hievon das gleichlautende Maskulin mit der eigenthümlichen Anwendung auf einen großen, lümmelhaften Kerl [4]. Eine Art reduplizierender Weiterbildung ist schlampampen, unordentlich umherschlendern,

---

[1] Ist aber deßhalb doch nicht mit dem niederdeutschen Schleef, dänisch slof, der große Kochlöffel, zusammenzustellen, da die deutsche Sprachstufe dem f entsprechend ein b erheischte. Eher dürfte „die Schlunse" (Vertiefung) der deutschen Mundart im Venezianischen in Betracht kommen. Es ist von unserem Worte, das beiläufig auch als Familienname vorkommt, auch ein Verbum abgeleitet, schlumpfen, unerlaubt naschen.

[2] Schwäbisch u. s. w. der Schlamp = die Schleppe des Kleides, ohne verringernden Nebenbegriff.

[3] In Nürnberg u. a. w. ist das Schlämple der Vortheil, der z. B. einem Beamten unrechtmäßiger Weise gleichsam an den Fingern hängen bleibt.

[4] Mit ähnlicher Begriffswandlung, wie von Lumpen zu Lump, von ?Lappen zu Lappi; oder ohne Beziehung weder auf das Moralische noch das Intellektuelle, bloß die Massenhaftigkeit hervorhebend (also synonym mit Brocken, Knubel, Knûpis, welche ebenfalls den grobgegliederten, plumpen Burschen bezeichnen).

anderwärts = schlemmen, das ebenfalls eine Ableitung von dem selben Stammworte ist (mit assimiliertem p), in welchem Sinne in schweizerischen Mundarten das deminutive schlämpämperlen gilt; gewissermaßen beide Bedeutungen vereinigt im Substantiv, der Schlampamp, das unordentliche Weib, was der Schwabe umgedeutet hat in Schlampanne, aber auch das Bordell (und anderwärts das Schlaraffenland). Diese ganze Sippe leitet am Ungezwungensten und wohl am Richtigsten Weinhold auf schlaff, älter schlapp und schlappen, schlappern (locker sein), mit Verstärkung durch Nasal, zurück[1]. Daß übrigens die oben für den Ausdruck Schlämpen aufgestellte Reihenfolge der Begriffsentwickelung die richtige sei, erhärtet das Wort Fetzen selber, das eben so auch auf die unförmlich große Brotschnitte angewendet wird. Ganz so bezeichnet auch Fecken[2], nachdem aus der übergetragenen Bedeutung von Flügel am Kleide sich diejenige des herabhängenden Lappens, Fetzens[3] entwickelt hatte, ein breites, flaches Stück, z. B. e schöne Fetzen Land, und auch von Brot, Kuchen. Der nämliche Übergang scheint dem Ausdrucke die Flenten (**E Flänte Chäs und e ferme Bitz Bûrebrôd. — E Flänte Wabehung,** Honigwabe; überhaupt ein großer, länglicher Abschnitt) zu Grunde zu liegen, sei es nun, daß wir in demselben eine Nebenform zu dem Worte der Flänggen (d. i. Flanken, im Sinne von Lappen) erkennen oder seine Wurzel aus dem schwäbischen Flanter (Lappen) erschließen wollen. Lassen wir uns jedenfalls von dem, wie es scheint, verwandten der Fländrig, das Stalder aus Unterwalden beibringt[4], zu dessen Synonym, der Flienggen, hinüberleiten. Beide treffen in ihren Bedeutungen zusammen mit Schlämpen, so daß sie also u. A. auch das große Stück bezeichnen können; eben

---

[1] Anders L. Tobler, noch anders Weigand. Auffallen muß immerhin auch die lautliche und begriffliche Berührung mit der parallelen Entwickelungsreihe lampen, lampig, der Lämp, Lämpen, Lump, Lumpen, da sich das Prinzip der Aphäresis von sch (s) vor Liquiden nicht läugnen läßt, allerdings mit voller Sicherheit nur beim Übergang von einer Sprache in die andre nachweisbar ist.

[2] Für Fetchen, d. i. alt Fettach, neuhochdeutsch Fittig.

[3] Auch figürlich: man sagt von Einem, er habe einen Fetzen von einem der Eltern oder sonstigen Familienvorfahren, wenn irgend ein Charakterfehler eines solchen ihm anhaftet, gleichsam wie ein Lappen.

[4] Das große Nidwalder Idiotikon, welches der sel. Kaplan Matthys für uns anfertigte, kennt dieses Wort bereits nicht mehr; auch Stalder selbst ließ dasselbe in der zweiten Bearbeitung fallen, was aber nicht absolut als bewußtes Aufgeben eines Irrthumes aufgefaßt werden darf, da dem genannten Manuscript manche entschiedenen lapsus calami nachgewiesen werden.

so mit dem oberwähnten auch stofflich verwandten und allen oberdeutschen Mundarten gemeinen Flänggen, Flanken[1].

Sowohl Fliengg en als Flänggen, Flangg (sämmtlich Masculina) und die Flanggen haben unter sich noch die besondere Bedeutung Backenstreich, Ohrfeige gemeinsam. Wir werden in der zweiten Abtheilung (Backwerke) mehr Beispiele vorzuführen Gelegenheit haben, aus welchen erhellt, daß es keine ungewohnte Übertragung war von Ausdrücken, welche eine flache Ausdehnung, einen breiten Gegenstand bezeichnen, auf den mit der breiten Hand ertheilten Schlag. Hier aber schließt sich in doppelter Beziehung an die ebengenannten die Flärren[2], sowohl der Schlag von der eben bezeichneten Art[3], als das große breite Stück Brot (auch liegen gebliebener Fleck Schnee; Schicht Heu), Beides in uneigentlichem, in verächtlichem Sinne. Die gerade Bedeutung nämlich dieses weit verbreiteten Wortes ist die einer von der Haut, der Rinde entblößten Stelle[4]; eines Kleckses; flacher Kothmasse, wie sie etwa am Kleide klebt (auch hierin synonym mit Fliengg en, Fländrig, Schlämpen); des Kuhfladens[5]. Ferner ist es Spottname für ein großes übel unterhaltenes Dach und Haus (wofür auch die Ableitung Flarz, Flartsch)[6]; für die unordentlich (weit)

---

[1] Zwar als bloße spielende Nebenformen dürfen wir die beiden Wörter nicht nehmen, da die Form mit ie uns durch iu hindurch in die Ablautsreihe des U weist. Oder es läßt sich erwägen, ob das benachbarte fianco (im Grunde das selbe Wort) den Diphthong vermocht habe; Fliengg en nämlich eignet den an der alten Straße nach Italien liegenden Kantonen. Doch dieß nur als leise Frage, denn auch in der Form Flanke ist uns das Wort aus einer romanischen Sprache zugekommen, welche Thatsache erhärtet wird durch das Vorhandensein von Nebenformen mit Pf für F. Es gilt nämlich pflangg en neben flanggen, die Pflangg oder Pflänggen neben Flangg in dem (ähnlich wie das obige Schlamp von schlampen) abgeleiteten Sinne von herumschlendern und in unordentlichem Anzuge herumflankierende Weibsperson. Wenn „Seite" auch im Deutschen Grundbedeutung wurde, so trat diese in den Volkssprachen zurück vor derjenigen des (seitlich) herunterhangenden Fetzens, womit die gleiche Reihe von Begriffsentwickelungen eröffnet ist, wie wir solche an der Sippe von schlampen beobachtet haben. An die selbe knüpft sich eine der Walliser Mundart eigenthümliche Anwendung des Grundbegriffes, nämlich, freilich nur in spöttischer Rede, für die herabhängende Brust (dum Chind d' Fl*e*nggun ìnheichun, d. i. einhenken).

[2] Übrigens mit je nach der Landschaft und der Begriffsschattierung schwankendem Geschlecht.

[3] Daher Einen erflärren, durchprügeln.

[4] Siebenbürgisch sich flarren, wundreiben.

[5] Von Stalder oder seinem betreffenden Gewährsmanne augenscheinlich verschrieben: „Kuchen, Fladen".

[6] Siebenbürgisch das Geflärre, ein viel Raum einnehmendes Machwerk.

gekleidete Weibsperson (wieder mit Schlampe und Flangg sich berührend) [1]. Durch alle diese mannigfachen Bedeutungen hindurch zieht sich als Grundton die Vorstellung des Platten, Breiten, und auch die mit niederdeutscher Lautstufe entlehnte Nebenform plärren u. s. w. (mit breitverzogenem Munde weinen) ordnet sich derselben unter [2].

Eine andere Gruppe hierher gehörender Ausdrücke beruht auf der Vergleichung mit dem Keile, der seiner Natur nach zumeist die Vorstellung des Derben und Dicken erweckt. Das Wort Keil selber, als von deutschen Mundarten [3] verwendet, übergehen wir, uns auf dessen schweizerische Synonymen beschränkend. Hier nun wäre zunächst das so mannigfaltig (s. oben S. 42) verwendete Wort Wegg aus der Walliser Mundart zu erwähnen, zu der weiteren Besprechung desselben aber bietet uns erst die zweite Abtheilung Gelegenheit. Auf ein Synonym hiezu führen uns Maaler und Dasypodius (Biss, oder wecken: Cuneus. Das holtz mit Bissen oder weggen spalten). Biß oder Bissen, mit aktivem Sinne: was sich eingebissen hat, darf nicht verwechselt werden mit den schriftdeutschen Homonymen, welche passivisch das Abgebissene bedeuten, den schweizerischen Mundarten nur geläufig in der Form mit vergröbertem z, Bitz oder Bitzen (vgl. oben S. 11) [4]. Jenes Erstere ist uns vorwiegend feminin [5]. Es kommt auch als Ortsname, etwa für Schluchten, welche sich in den Berg einkeilen [6], vor; bekannter ist der Ausdruck Chäsbissen für Kirchthürme mit keilförmigem

---

[1] Baierisch auch die breite Lache, daher flarren = pissen.

[2] Eher dieß, als daß sie der Ursprung der ganzen Wortfamilie und der daran haftenden Begriffe wäre. Das älteste Glied der Reihe hat wohl Lexer, der zu wenig Geräusch machende Forscher, entdeckt.

[3] Dort u. A. auch der Speidel, Speigel (unser Spatel), das ebenfalls die Keilform bezeichnet.

[4] Hier noch einige Beispiele zur Bestätigung dieser Erscheinung. Für Weizen wird, wie einst altdeutsch, mundartlich viel gesprochen Weiße, und umgekehrt, für grüßen grüezen; büezen (flicken) ist das schriftdeutsche büßen. Butzi (Gespenst) wird von bößen (stoßen. Vgl. Am-böß) geleitet. Hirsch (sch statt s, durch Einwirkung des r) lautet mundartlich noch Hirz (Hirzengraben, Hürzel [ü durch r bewirkt] Eigenname). In Popanz u. dgl. sieht Grimm Zusammensetzung mit Hans. Den Vögeln beißen, ist jetzt vorwiegend zu beizen verhärtet. Neben räß (scharf, gesalzen) die Verbalform g'räzt; doch hat hier die Verdichtung des s vielleicht ihren guten Grund, den selben wie in der Ableitung heizen, reizen, äzen u. dgl. aus heiß, reißen, essen.

[5] Birlinger muß darnach seinen Ausspruch modifizieren. Er verzeihe uns auch die Bemerkung, daß uns Schweizern, bei welchen das Wort noch in Jedermanns Munde lebt, wunderlich vorkommt, so viel Aufhebens über den Fund desselben gemacht zu sehen.

[6] Gerade so in Skandinavien, wo es regelrecht Bit lautet, für Meeresbucht.

Dache; als superlativische Bezeichnung des Vollgestopften gilt înd'bisset voll (von înbissen, mit Keilen fest machen). Obwohl sich Maaler noch ausdrückt: die Bissz von holtz oder von eysen gemachet, holtz zů spalten, hat sich seit der Zeit die Unterscheidung festgesetzt, daß Weggen auf den groben, hölzernen, Bissen auf den metallenen Kliebekeil geht. Ähnlich ist Schübel, ebenfalls das große, unförmliche Stück Brot, eigentlich der Propf, von wullen, miess (Moos) vnnd dergleychen, darmit ein loch oder spalt vnd schrunden verschoppet wirdt, wie Maaler sagt; das Wort abgeleitet aus dem Plur. Prät. von schieben (scubum), daher einerseits Mundvoll, Wisch, Quantum z. B. Schnee, Heu, Geld, Garn, im Wallis Schubel[1], speziell der Schopf, das aufgerollte Haar der Weiber, an welchem sie das Büschli, eine Zierrat, befestigen (vgl. dazu östreichisch schüblen, Einen am Schopf, Haarwisch reißen); anderseits Einfaltspinsel, eigentlich das unzurechnungsfähige Ding gleich der Flocke, welche in das Ohr zwischen die Seele und die Außenwelt geschoben wird[2]. In ersterem Sinne auch die figürliche Redensart einen Schübel voll lachen, nach Herzenslust lachen, ähnlich wie ganzi Schöllen lachen, hellauf, gleichsam consistente Brocken hervorlachen. Schübel wird auch geradezu von der Erdscholle gesagt[3]. Auch andre Namen der Erdscholle werden verwendet, um das große Stück überhaupt zu bezeichnen. So der, auch die Spallen, allerdings seltener auf das Brot angewendet und überhaupt nur in Appenzeller Mundart für Scholle und Stück. Wo dieses Wort sonst vorkommt, ist es das italiänische Lehnwort spalla, Schulterblatt, und in den Vierwaldstätten auch ein Waarenballen (so viel als ein Mann auf die Schulter hebt?), besonders je 6 Käse in ein Faß verpackt, Spallenholz, das zu solchen Fässern taugliche. Von diesem Worte fremden Ursprungs wird wohl das Appenzellische getrennt werden müssen. Das Deminutiv dazu heißt nicht bloß überhaupt etwas Dickes, Knolliges, sondern speziell auch ein dickes, kurzes Scheit, wie mhd. die Spall (mit dem Plural Späll) eine Sprosse an Leiter oder Kreuz; dazu das Appenzeller Verbum spällelen, einen Wurzelstock aus dem Boden schroten, daß das Wurzelwerk, die Spälleli, in der Erde bleiben. Halten wir hinzu das weiter ver-

---

[1] In Wallis und Bünden hat u der Umlautung tapfer widerstanden; man spricht dort noch uber, Schlussil u. dgl.

[2] Anders das Synonym Schübelor, welches (eigentlich das verstopfte Ohr) den Zustand geistiger Indifferenz physiologisch erklären will.

[3] Schüblen, die Schollen zerstoßen; Jemanden mit Schollen bewerfen, wie am Zürichsee die Nebenform Schümmel von der Eisscholle.

breitete Adjektiv spällig, spellig, was sich leicht spalten läßt, ferner das mitteldeutsche spellen = öffnen, Spällering = so viel als auf ein Mal gespalten wird, so haben wir das Zeug zu einem Grundworte spallen mit der Bedeutung spalten; ja, es liegt äußerst nahe, diese beiden Zeitwörter für bloße Nebenformen anzusehen, wie bekanntlich u. A. auch kostspielig oder kostbillig auf einer Umdeutung aus älterem spildig (vgl. englisch to spill) beruht.

Wie das Spalten ergibt auch Bruchstücke das Sprengen, d. i. mit Gewalt abspringen machen. Daher ließe sich vielleicht ein andres Appenzeller Specifikum, der Spenggen, großes unförmliches Stück zunächst vom Fleisch (s. Tobler), in niedriger Sprache auch von dem mehr abgerissenen als abgeschnittenen Stück Brot, auf diese Vorstellung zurückführen. Die Verhärtung des g gegenüber der Schriftsprache ist eine wohlbegründete und hat in den schweizerischen Mundarten zahlreiche Analogien. Auch der Ausfall des r hinter einem Konsonanten ist nicht unerhört, und zwar brauchen wir die Präcedenzfälle nicht im Englischen (to speak) oder Griechischen (ποτί, neben προτί) u. s. w. zu holen; wir finden sie im eigenen Hause: der Spißen (Splitter) neben dem rechtmäßigen Sprißen, Büetsch neben Brüetsch (Brüderchen) u. s. f., auch, was nur der nothwendige Revers dieses Verfahrens ist, auch unorganische Entwickelung des r an der genannten Stelle, z. B. Chrugle (Kugel); ob bauzen oder brauzen (anbellen) Biest- oder Briestmilch, (— Petters führt es auf „brauen" zurück —) die ächtere Form sei, ist noch zu untersuchen.

Auch das oben (S. 32) erwähnte, die Tängge, eigentlich das unfertige, schlecht gebackene und darum breit verlaufende Teigwerk, kann für das unförmliche Stück stehen.

Gestalt und Umfang sind angedeutet in der scherzhaften Benennung Tansliteckel, wobei an den ovalen Deckel der Milchbutte (Milchtanse) gedacht wird. Beliebt ist auch die Hyperbel vom Stück Brot, Butterbrot wie ein Roßkopf[1]. Eine sonderbare, weil die Prämisse einschließende, vom Appetit geholte Maßbestimmung bildet das Taglönerstuck oder das Stuck wie für ne Holzer[2].

Manche Ausdrücke sind an und für sich indifferent, sind aber durch die Emphase und den Sprachgebrauch ausschließlich zur Bezeichnung des großen

[1] Die Reflexion setzt diesem gegenüber das Mausköpfchen. Bündn. Kalender 1859 S. 48.

[2] Als Typus gesundester Eßlust gilt der sprichwörtlichen Rede sonst auch der Drescher. En Dröscher und en Hund, die möged (gelüsten) alli Stund.

Stückes bestimmt worden. So glarnerisch die Biese [1] und das sich gegenseitig deckende Paar, der Brocken und der Mocken, die auch Maaler gleichwerthig nimmt: Brock oder mock von gerstinen brot, damit man die hůner mestet: Turunda. Das Erstere ist mehr in dem nordöstlichen Winkel, das Letztere in der übrigen Schweiz heimisch. Jenes ist augenscheinlich eine Ableitung von der Partizipialform des Zeitwortes brechen [2]. Daher die Grundbedeutung die des abgebrochenen Stückes; es mag aber auch abgeschnittenes sein, nur immerhin mit dem Nebenbegriff des Unförmlichen, Unregelmäßigen. Leicht wird damit der plumpe Mensch von kurzem und dickem Wuchse verglichen, wofür überdieß noch die Ableitungen der Brockli, Mockli (von einer Weibsperson die Mocklene), g'mocklet, g'mockig, korpulent. Auf die vorhin erwähnte Verwendung als turunda bezieht sich das Sprichwort: Groß Möcken, feiß Vögel. Gueti Möckli ist gleichbedeutend mit Leckerbissen. Besonders ist es üblich das Brot in den Bruchstücken genannter Art „inzubrocken" in die Milch, den Kaffee u. s. w., was eine beliebte Vermählung fester mit flüssigen Nahrungsstoffen gibt. Milch und Mocken preist das Kinderlied, und Mockentöder bezeichnet (mit physiologischer Andeutung) das wohlgenährte, fette Kind. Die gröbere Eßlust gegenüber dem — wenn man so sagen darf — mehr geistigen Zuge nach der Flüssigkeit wird scherzend mit dem Vexierworte Mocken- (auch Knollen-) Durst benannt. Bräv înbrocken ist geradezu synonym mit sich wacker füttern [3]. Freilich gewinnt unter Umständen auch die entgegengesetzte Ansicht die Oberhand; das Kind schilt die Schlange, mit welcher es seine Milch theilt: „Friß auch Mocken, nicht lauter

---

[1] Aus dem französischen pièce, mit der die Fremdwörter treffenden Konsonantenerweichung, die aber nur theilweise eintrat in Bießli, ein gewisses Geldstück.

[2] Und zwar mit Verhärtung des Gutturals, welche aber keineswegs durchgängig ist. Wie überhaupt das Deutsche einen bunten und schwankenden Wechsel zwischen ch und ck zeigt, haben die oberdeutschen Volksmundarten Vorliebe für den Spiranten als die ältere Lautstufe. (Vgl. oben bachen.) Namentlich aber ist diese Eigenthümlichkeit in unsern Gebirgsgegenden zu hören, wo doch umgekehrt hartes nt für nd, ngg für ng u. dgl. herrscht. In den Vierwaldstätten, in Bünden, Wallis wird Dechi für Decke (vgl. Dach) gesprochen; ebenso Broche für Brocken u. dgl.

[3] Wie in der leichten Brühe die geschätzteren Brotstücke schwimmen (es sei hier nochmals an Bullinger's Erzählung von der Kappeler Milchsuppe erinnert), so sagt man von einer Gemeinde, welche einzelne reiche Bewohner hat, es heb bei (hat dort) e par guet Brocke. Ähnlich benannten die böotischen Bauern ihre Reichen mit οἱ παχεῖς, die Dicken.

Schlappes!“[1]. Ja, es kann, wie der Appetit dem Gesättigten sich ins Gegentheil, den Ekel, verkehrt, der Brocken zur Belästigung werden, besonders da nach alter Sitte als selbstverständlich vorausgesetzt wird, daß die in Angriff genommene Portion auch aufzuessen sei[2], also nach einem beliebten Wortspiele unserer Volkssprache Mueß (Mus) eben ein Mueß (muß) ist und bleibt. Nur auf dem Grunde dieser Volkspädagogik konnte der Spruch Was du în'brocket häst, muest ûsessen seine moralistische Verallgemeinerung bekommen, auf welcher dann weiterhin die schon im Lateinischen und in mannigfaltiger Fassung im Deutschen bekannte Wendnng Selber în'brocket, selber ûsg'essen beruht. Die Rede Er häd im 's (sich es) selber în'brocket, schneidet die Befugniß zur Klage ab, indem sie die Verantwortlichkeit für die unliebsame Lage dem Betroffenen selber zuschreibt, was der Engländer indirekter und zarter ausdrückt mit he has to thank himself for it[3]. Auch werden mit Brocken die derben Kraftworte verglichen, mit welchen eine Straf- oder Spottrede gespickt ist; und die Kirchgänger finden etwa, ihr Prediger habe e Bitzli stark în'brocket. So weit nun decken einander die Wörter Brocken und Mocken sammt ihren beiderseitigen Ableitungen vollständig;, es konnte aber nicht ausbleiben, daß das eine und das andre in seinem Bezirke noch besondere Begriffserweiterungen erfuhr. Der Appenzeller überträgt sein Brocken auch auf das Wegemaß: gad no e Bröckli wît, nur noch eine kleine Strecke. Möckli dagegen heißt im Freienamt der stehen gebliebene Stumpf des gefällten Baumes, möcklen mit dem Ausgraben solcher Stümmel zu thun haben; und im Bernbiet benennt man mit Mocken das Lendenstück des Rindfleisches, welches die größte knochenfreie Muskelmasse, gleichsam den Brocken Fleisch vorzugsweise, darbietet. Auch diese sämmtlichen An-

[1] Wir mußten diese Fassung der weitverbreiteten Erzählung bei Mone holen, da Lütolf in seiner uns sonst so lieben Sagensammlung der Fünf Orte und Bär's 7. Jugendkalender („Vom Kind in Greifensee“) den Spruch leider verhochdeutscht haben. Hier nachträglich die Erzählung ächt aus dem Volksmunde; der Dialekt ist derjenige der Zürcherischen „Birgsler“. 's hät emōl (einmal) es Chindli vurusse (im Freien) Milch und Molke g'gesse, do sei en Ōtere (Natter, d. i. Schlange) chō und heb (habe) dem Chindli Milch g'soffe us-em Beckeli use; do hei (habe) 's Chindli züe-n-ere (zu ihr) g'seit; Nimm nüd nu (nicht nur) Mincheli (Milch — Kindersprache —), nimm ä (auch) Möckeli!

[2] Ohne dieß gäbe es ja kein schön Wetter, denn sprichwörtlich ist die blanke Schüssel prototypisch für klaren Himmel und erzwingt diesen.

[3] Wir werden erinnert an A. W. Schlegel's Mahnung an die Dichter der Xenien (Musenalmanach 1832): „Was Einer einbrockt, das muß er auch essen.“ Hattet den rostigen Spruch ihr vergessen, Als ihr die Xenien botet zum Schmaus?

wendungen ergeben sich ohne allen Zwang aus der Grundbedeutung. Aber wie klar die Ableitung des Wortes Brocken auf der Hand liegt, so dunkel ist diejenige seines „Gespannen", der außer der Schweiz nur noch in der schwäbischen und der baierisch-östreichischen Mundart vorkommt. Das lateinische mica beizuziehen geht in keiner Weise an; weder die Bedeutung, noch der vokalische und, das m ausgenommen, der konsonantische Lautstoff stimmen; auch das Geschlecht nicht. Auch von dem mittellateinischen muga, mugio, Haufe, sehen wir ab, da es das agſ. muga, altnordisch mûgr zu repräsentieren, also auf die Mahde sich zu beziehen und im Deutschen unter der Form mähen u. s. w. wieder aufzutauchen scheint. Am sichersten dürfen wir unser Wort auf das dänische mokke, altnordisch moka, behauen, zurückführen, womit dann auch die treue Cumpanschaft mit Brocken als eine wohl berechtigte sich erweist.

Andere solcher an und für sich indifferenter Ausdrücke erhalten die Beziehung auf das große Stück nur durch bezeichnenden Beisatz; z. B. ne schöne, ferme[1] Bitz, ne Bitz für ne Hund z' tod z' schlah. (S. Exkurs.)

In umgekehrter Weise werden Ausdrücke indifferenter Art, auch solche, welche an und für sich das große Stück bedeuten, durch geeignete Attribute oder die Deminutivform zu Bezeichnungen des kleinen Abschnittes gestempelt; einige werden kaum anders denn als Deminutiven gebraucht. Ein Grübeli, eigentlich so viel als man herausgrübeln kann, besonders was die Kinder auf dem Heimweg vom Bäckerhaus am „Bödeli" des Brotes abklauben. Schnäbili, gleichsam so viel als ein Vogel abpickt. Grüsili (Wallis), Grǖsi (Simmenthal), eigentlich ein Körnchen, gleicher Abstammung mit Grieß und Grütze, in den diphthongisierenden Dialekten: Grauß, Gräusel; ein wenig, von irgendwelchem Stoffe, überhaupt sehr verallgemeinert, auch von Geld, ein Haufe, Bündel; z. B. mit einem Geschäfte es völligs Gruschili machen, sogar speziell die Spielkasse, die zu gemeinsamem Vertrinken angehäuft wird. Sonst ist der Grûs Brot ein Bissen. Mitschi, das Stalder von Solothurn beibringt, soll bereits ausgestorben sein. Er sieht darin überzeugend das französische miche, und zwar hat es Deminutivform. Begreiflich können beinahe alle der früher aufgezählten Ausdrücke in dieser Weise angewendet werden, z. B. Ränftli, Brösemli, Mündveli (Mümpfeli), Mürggeli u. s. w.

Eine besondere Klasse dieser Ableitung bilden die Ausdrücke für die Schnittchen, mit welchen Suppe gemacht wird. Der am meisten verbreitete

[1] Aus dem französischen ferme.

ist Tünki, Tünkli, dergleichen mit dem Tünklimesser, einem großen, meist auf einem Brette befestigten Schneidewerkzeuge, zur Tünklisuppe geschnitten werden. Daher auch von der figürlichen Rede verwendet: I' möcht' kei' Tüŋkli us der Suppe, wollte nicht gerne in diesen Handel verwickelt sein. (Vgl. die Brocken ausessen müssen.) Weit verbreitet (z. B. auch bei Hebel) ist die theils scherzhafte, theils hämische Bezeichnung eines sehr entfernten Verwandtschaftsgrades, us der sibete (auch nünte, das ja ebenfalls sprichwörtliche Zahl ist, und accumuliert: us der nüne-nünzgiste) Suppen es Tünkli, wozu unser nun leider auch heimgegangener Mitarbeiter Provisor Sulger die Frage aufwirft, ob nicht das Wort Sippe eigentlich zu Grunde liege. Möglich; aber immerhin ist beachtenswerth, daß in gleichem Sinne in Schlesien gesagt wird: Das kleine Brotel aus dem vierzehnte (d. i. die heilige Zahl doppelt genommen) Gebäcke. Das Wort erfährt auch Verallgemeinerung zur Bedeutung von ärmlichem Stücklein Brot überhaupt; in Baiern, Vorarlberg u. s. w. aber versteht man darunter ein Backwerk zum Eintauchen in Brühe bestimmt, und dieß ist dem Wortlaute gemäß natürlich sein eigentlicher Sinn. Daher spitzt sich der Begriff auf den Gegensatz zur Brühe in der Rede: Uf-enes Tünkli g'hört es Trünkli (d. i. was in der Anekdote der Gast aussprach mit dem Worte: Der Fisch will schwimmen)[1]. Das vorhin erwähnte Messer heißt Brockenmesser, wo man die Tünkli mehr würfelförmig gestaltet und Bröckli oder Möckli nennt. In Uri heißen die selben Bitzeli oder Schnäfeli, in Nidwalden Mäucheli, und das Schneiden der Brotwürfelchen mäuchelen[2].

---

[1] Daß diese Ableitung von tunken in Schweizer Mundart zusammenfällt mit dem abstrakten Feminin, welches Dunkelheit bedeutet, hat dem Volkswitze Stoff zu Spielereien gegeben. Wer das Licht so ungeschickt putzt, daß er es auslöscht, hat Dünkli geschnitten. Ein landläufiger Scherz hat z. B. in Leuthy's Freischütz 1, 43 Aufnahme gefunden.

[2] So nämlich haben wir das dortige Mèicheli aufzulösen, sei es daß wir uns ein Substantiv Mauch vom Präteritum eines alten Verbum »mûchen« abgeleitet denken, dem selben Verbum, von dessen Partizip das oben besprochene Mocken gebildet ist, zu welchem also Mauch sich synonym verhielte; sei es daß wir an das nicht erst zu erschließende, sondern aus den nordischen Sprachen wirklich überlieferte Substantiv mauk und an „Mauch", dessen deutschen Nachhall in einem Vokabular des 15. Jahrhunderts, anknüpfen. Als Bedeutung wird angegeben: Tunke; Brocken aus leckerer Brühe, wozu sowohl der Nidwaldnerische Idiotismus als das Mäuchli (Luzernerisch: Klößchen aus Mehl, Erdäpfeln, Rüben in Melch gekocht; in Schaffhausen: Metzelsuppe) sich ganz wohl fügen. (Das schlesische „Mauke", Mehlbrei, hat möglicherweise einen undeutschen Ursprung.)

Das letztere Wort bedeutet überhaupt einen kleinen Abschnitt von Brot, Käse, besonders auch Abfälle, speziell solche von Leder, dergleichen ehedem von den Baumwollwebern verwendet wurden. Schnäflen heißt schnitzeln, und scheint die durch Brechung gebildete Nebenform des gleichbedeutenden schniflen, Schnifel zu sein, das auch von dem Erfurter Stieler verzeichnet ist (dort mit schwankender Ansicht über die Quantität). Auch baierisch besteht Schnipf für Abfall, die Schriftsprache dagegen hat sich mit der unvermittelten niederdeutschen Form Schnippel, Schnippchen begnügt, welche zu einem Verbum schnippen, mit kurzer, rascher Bewegung schneiden, schnellen, gehört.

Werfen wir zum Abschiede von diesem Paragraphen einen Blick zurück, so mögen wir aus demselben beiläufig eine Belehrung über das Wesen sogenannter Synonymen gewinnen. Die noch vielfach verbreitete irrthümliche Auffassung derselben mag an diesem einzelnen Falle das Beispiel gewinnen, wie die Sprache mit keinem einzelnen Ausdrucke alle Seiten eines Dinges zu decken vermag, sondern zuweilen nur an einer einzigen Erscheinung desselben haftet. So betrifft von den eben aufgezählten Ausdrücken der eine den Zweck, der andre die Entstehungsart, ein dritter die Gestalt, ein vierter die Quantität.

An andern Ausdrücken haftet die Vorstellung der Kleinheit von vorn herein. Solches versteht sich von den durch den Volkshumor geschaffenen Compositen Stiefmueter- und Wittfrauenstückli. An das Erstere schließt sich die Redensart: sîn'm Mûl kei Stüfmueter sîn, d. i. den (eignen) Mund nicht darben lassen. Der zweite der genannten Ausdrücke bezieht sich zugleich auf Quantität und Qualität; es ist ein Stück, das man dem Boden des Laibes entlang so schneidet, daß wenig Krume dabei ist. In mannigfaltiger Redaktion werden unter dem Volke auch die Anekdoten herumgeboten von dem Stücklein Brot, das der Luftzug wegtrug, oder durch welches hindurch Einer die Zeitung zu lesen vermochte.

Werthvoller für die Sprachforschung sind die unmittelbaren Bezeichnungen des kleinen Abschnittes. Grümmeli, das schriftdeutsche „Krume", niederdeutschem, sächsischem Gebiete entsprungen, in den südlichen Mundarten (auch in Schlesien, Deutsch-Ungarn) mit erweichtem Anlaute (vgl. Gruste S. 43), so viel als Brosame, und wallisisch die Ableitung Grummola, ein Bißchen. An eine zweite, im Emmenthal übliche Deminutivform, Grümschi, heftet sich die spezielle Beziehung auf die Abfälle beim Kuchenbacken, welche in die siedende Pfanne abtriefen und gebacken zu Knöllchen werden.

Migeli, das um Chur und Sargans vorkommt, ist romanischen Ursprungs, das lateinisch mica, italienisch und französisch erweicht zu miga und mie, eigentlich Brosame, im Italienischen mit hinzuzudenkendem non als emphatische Negation verwendet, und zwar lombardisch mit Amplifikation der Stammsilbe, minga, an welche Form sich das kärnthische Minkeli anlehnt.

Ebenfalls romanischen Ursprungs scheint das Wort der Bîger zu sein, das aber nur vereinzelt (in Glarus) mit kühner Übertragung vom Brotabschnitt gebraucht wird, sonst ein kleines Pferd[1], im Wallis (Pÿgger) den Unwachs, d. i. den im Wachsthum zurückgebliebenen Menschen, bezeichnet. Bei den schwanken Angaben über die Aussprache des Wortes und den vielen Variationen desselben ist es mißlich, ein bestimmtes Urtheil über die Herleitung zu fällen. Für romanische Abstammung spricht die wallisische Form mit dem Anlaut Pf neben der mit P, eben so der weiche Inlaut der Glarnerschen Mundart, und zwar wird speziell die eine der Muthmaßungen Grimm's, die auf Picarde, dadurch unterstützt, daß Maaler und Dasypod Bickertle (zum Theil neben Bickerlin) aufweisen. Freilich bringt die Picardie keine besondere Pferderace in den Handel. Im Vorarlberg ist Bigerle aber das Schaf, und das i des Stammes ist wenigstens in unseren östlichen Kantonen eine entschiedene Länge. Die selben Schwierigkeiten stellen sich entgegen, wenn man sein Auge auf das italiänische piccolo werfen wollte. Wir müssen uns einstweilen mehr negativ zu diesem unklaren Worte verhalten, besonders auch da die Schreibung der jetzigen Mitarbeiter aus der Mittel- und der Westschweiz über die Quantität des Vokals in Widerspruch mit Stalder zu kommen scheint[2].

Nur wenige Ausdrücke haben vermocht in der neutralen Mitte zu verharren, sind nicht der allgemeinen Strömung in der Sprache folgend zu Superlativen noch zu Deminutiven geworden. Es sind auch sonst seltener geübte Benennungen: ein Abbîß (vom Präsensstamm gebildet). Lock,

[1] Gotthelf läßt seine Emmenthalerin sagen, die Mädchen um die Stadt Bern herum seien Dienstagsschleipfe und Märitpyggern — Anspielung auf den Dienstagsmarkt, zu welchem sich Hunderte der bekannten einspännigen Wägelchen einfinden.

[2] Auch darüber können wir uns leider nur unbestimmt ausdrücken, da in dem vieljährigen Verkehre mit unsern Mitarbeitern, wenige rühmliche Ausnahmen abgerechnet, fast alle Versuche, auf schriftlichem Wege sichere Angaben über die Quantität der Vokale zu erhalten, gescheitert sind. Daß diese Frage immer und immer, wie schon im gedruckten Idiotikon, mit derjenigen der Accentuation zusammengeworfen wird, ist — e Weltströſ würde unser Landsmann Stutz sagen), denn so lange dieses Fundament fehlt, schweben die etymologischen Versuche in der Luft. — Gefälligst Notiz nehmen, meine Herren!

männlich, also mit Beibehaltung des altdeutschen Genus, eigentlich Locke, Flocke, aber nicht, wie Maaler wahrscheinlich meint, der beide Wörter versa vice gebraucht (der Locken wullen, voll flöck, kleine steübende fätzle von der wullen), etwa aus lateinischem floccus gekürzt. Der Ausdruck wird auch auf derbere Stoffe angewendet, zunächst auf Heu[1] und bedeutet endlich ganz allgemein ein Quantum; man hört auch von einem Lockji Bröd.

Verlassen wir diesen Bezirk und versuchen nun auch noch die Kategorie der Qualität für die Mundart zu verwerthen, so haben wir theils die verschiedenen Arten von Brot, theils die zufälligen Eigenschaften desselben zusammen zu stellen. Das Letztere ist, was die von der Manipulation des Bäckers und vom Akte des Backens abhängigen Resultate betrifft, bereits oben (S. 31 ff.) geschehen. Auch von altb'bachen, nüwb'bachen und vom warmen Brote zu handeln war der Anlaß bereits da (S. 20 f.; 61; 75 f.), und es bleibt uns nur Weniges nachzutragen übrig. Jene väterliche Besorgtheit der Obrigkeiten, den „gemeinen" Mann von dem Luxus frischen Gebäckes abzuhalten, fand wohl die kräftigsten Hebel in des Volkes eigener Philosophie. Mülliwarm und bäckewarm[2] macht die rîche Bûren arm. Es ist nämlich nach Hohberg's Georgica ein Brod dass aus erstgedroschenem und stracks aus der Mühle gebrachtem Getraide[3] gemacht wird, weisser und schmackhafftiger, eben deßhalb aber wenig b'schüssig, kleckt nicht. Der ökonomische Sinn des Volkes warnt auch vor andern Dingen: Grüen Holz, warm Brod und trüebe (d. i. neuer) Wî — Do het e Hûs kei Schick derbî. Der Revers lautet: Alt Brod, alt Mehl, alt Holz, alter Wein sind der Meister, oder: Wein, so ein Jahr alt, Brod, so ein Tag kalt, und ein Stündlein kaltes Ei sind gewiß gesunde Drei.

Im Emmenthal wird das frische Brot auch als das linde bezeichnet[4], welcher Ausdruck sonst eine Partie des Laibes, die Krume, bezeichnet.

Es ist nur billig, daß die Volkssprache auch dem Widerspiele desselben, dem Worte härt (hart), gestattete, in gleicher Weise das Ursächliche eben sowohl als die Wirkung zu bezeichnen: in einigen Gegenden versteht man unter

[1] Der Walliser Hirt seufzt etwa: We doch inscher Herrgott a Schuppe Chiej im Stall hätti unn darzue kei Lock Hew, da wißt er auch was Nöt wă.

[2] Oder in Gegenden, da die Haushaltung für sich selber backt, ofenwarm.

[3] Von Neüwem guot, wie Maaler sich ausdrückt.

[4] Kuchen ist keiner mehr da, aber ich will dir lings Brot holen, sagt die Hausmutter, um ihren morosen Mann zu beschwichtigen.

härtem Brote das altgewordene. Allerdings fallen in der Wirklichkeit beide Begriffe meist zusammen, und ist es im gegebenen Beispiele schwierig sie aus einander zu halten. Doch sind offenbar in dem Baurenwitz „Du bist en Hagel (erpicht) uf-em linde Brod, du issist's härt noch", mit welchem die große Gier gekennzeichnet werden will, die beiden Partieen gemeint, welche den Laib ausmachen, während dagegen mit dem Sprichworte Härt Bröt gît Baggen röt der arbeitende Stand über die Entbehrung des leckern frischen Gebäckes getröstet werden soll. Daß härt hier in diesem Sinne wolle verstanden sein, geht aus dem Appenzellischen Synonym hervor: Gröbs Brod macht starch [1], was freilich, nachdem sowohl das tiefere Verständniß als der naive Glaube verloren gegangen, einem nichtssagenden Scherze hat weichen müssen: Wenn ma lang gröbs Brod ißt, so wird man alt.

Zwischen frisch und alt unterscheidet die Volkssprache Abstufungen. Bevor das Brot ganz altbacken, hart wird, ist es nach einem oder zwei Tagen mullweich, noch so weich, daß man es mullen, d. i. auch ohne Zähne zermalmen kann [2]. Dem mit feuchten Bestandtheilen versetzten Ge-

---

[1] Gröb, gräb, das alte graw, neuhochdeutsch grau (schimmelig), durch Vergröberung des als In- und Auslaut überhaupt nur im Hochgebirg sich rein bewahrenden Halbvokals w, der entweder mit dem verwandten Nasal wechselt (Neimis, irgendetwas, aus ne-weiz-was; auch im Anlaut: der bekannte Mythenstein beim Rütli wird von Businger 1810 und noch 1833, ebenso von Martin Usteri Wytenstein genannt; munzig ist wahrscheinlich dem hochdeutschen winzig adäquat, wobei u dem Einflusse des w beizumessen; das Verhältniß des mundartlichen mir zu wir, des lateinischen promulgare zu vulgus lassen wir einstweilen auf sich beruhen), oder sich theils noch um eine Stufe weiter verdichtet zur entsprechenden Muta b (welchen Vorgang wir trefflich in Swalewe [altdeutsch]: Schwalm [mundartlich]: Schwalbe verfolgen können. Vgl. ferner ebig, wëberen, Schmerz [altdeutsch wêwo] äußern; sebie! laß sehen wie; hilb gedeckt. Es ist dieß nur, was in der Schriftsprache, allmählich vom 13. Jahrhundert an, zur Regel geworden ist für die Stellung zwischen Vokalen oder hinter einem Konsonanten, z. B. Farbe, Milbe, Abenteuer [aventure], und vereinzelt auch außerhalb dieser Bedingungen, Hieb. Die Romanen vollends konnten an deutsches w nicht ihr v hingeben, daher machte der Tessiner aus deutschem Walze obbalz [die Käseform]), theils aber, umgekehrt, sich geradezu verflüchtigt, wie es geschah im schriftdeutschen ruhen neben mundartlichem rueben; „gar" neben dem davon abgeleiteten gerben. — Vor der Verwechslung mit dem andern Adjektiv grob schützt der Unterschied der Quantität, welchen Faktor die Mundart eben voraus hat vor der gebildeten Sprache.

[2] Mull, mit den Nebenformen moll und sogar möl, ist ein durch viele Mundarten gehendes Adjektiv mit der Bedeutung weich, teig; daher die Mulle, die Krume am Brote; holländisch und niedersächsisch Mull, Mulm u. dgl. lockere Erde, Staub; daher auch, wahrscheinlich durch eine Ableitung Mulw hindurch, das G'mülber, atomartige

bäcke, z. B. dem Hutzelbrote, geschieht, daß es nach und nach versöret, vertrocknet[1]. Die unangenehme Trockenheit, welche die der Luft ausgesetzte Schnittfläche erhält, wird in verschiedenen Gegenden der Schweiz verschieden benannt[2]. Darunter macht sich das Wort dürr nur in lautlicher Rücksicht interessant[3]. Ebenfalls mit andern Dialekten gemein haben wir den Ausdruck spör, g'spör, alterthümlicher sporr, dessen Anwendung auch auf gebratenes Fleisch, auf gesteifte Wäsche und sogar auf die physische Constitution des Menschen (empfindlich) und seine Gemüthsart (unlenksam, widerspänstig) sich erstreckt, also ziemlich mit dem Begriffe von spröde übereinstimmt. In ursächlichem Sinne wird es auch von der Luft gesagt. Spörer wind, ventus urens, hat Dasypod, das Selbe, was anderwärts

Abfälle; ebenso gehört das Feminin Mülli, schriftdeutsch entstellt: Mühle, auch das umgedeute „Maulwurf" zu dieser Sippe, welche an die Partizipialform des Verbalstammes sich anschließt, von dessen Präsens Milbe und Mehl (Beide ebenfalls eigentlich Ableitungen mit w), vom Präteritum aber mahlen, malmen und Malter abstammen, und dessen Grundbegriff der des Kleinreibens ist.

[1] Sören, ein altdeutsches Verbum, auch aus dem Angelsächsischen ins Englische fortgepflanzt (sear), wovon wir weitere Ableitungen besitzen: das G'sör, das verdorrte Gejäte; die Sören, Pfütze, die bald austrocknet; baierisch Sorwasser, ein sogenannter Hungerbrunnen, der zeitweise ausbleibt, und in ähnlichem Sinne verstand noch Maaler die Sören: ein blöde schwache brunnader, die kaumerlich ein rören treybt. Unwillkürlich zieht die Ähnlichkeit der Begriffe und der Laute den Blick auf serben, welken, siechen; die Möglichkeit eines verwandtschaftlichen Zusammenhanges soll auch nicht geläugnet werden, nur beachte man, daß soren (es rühre denn sein o von ausgefallenem w her) einem wurzelhaften Verbum der U-Reihe entsprungen ist, serben aber nicht auf das selbe zurückgeführt werden kann.

[2] In Mitteldeutschland spacherig, schwäbisch riech u. s. w.

[3] Es dient uns dasselbe als Beispiel dafür, daß die Mundart der gebildeten Sprache physisch überlegen ist. In dieser hat der alte Wechsel von organischer Länge und Kürze einem neuen Accentuationsprinzipe weichen müssen, welches die Vokale der Stammsilben rücksichtslos nivelliert; die Mundart dagegen hat nicht bloß eine große Anzahl alter Kürzen auch vor den weichen Konsonanten festgehalten, und zwar regelmäßig festgehalten in den mehrsilbigen Wörtern, d. i. wenn dieselben in abgeleiteter oder in zusammengesetzter Form auftreten (Wëbstuel, hárhalten, stille halten, Spìlratz, Erzspieler, Wìsli, kleine Wiese), und zwar so auch in den Gegenden, wo sonst der Vokal des einfachen Wortes gedehnt wird, sondern auch da, wo sie des modernen Zuges sich nicht zu erwehren vermochte, nämlich im einsilbigen Worte mit weichem Schlusse, weiß sie das alte Prinzip aus dem Schiffbruche zu retten, indem sie die neue Länge durchaus anders färbt als die organisch langen Vokale. Doch hier gebricht uns der Raum zur Ausführung; wir müssen uns auf das eine Beispiel dürr beschränken, dessen in der Mundart gedehntes ü so trübe, etwa auch diphthongisch lautet, daß sich dieses tür und tüer deutlich von tür, theuer, abhebt.

der Schirber genannt wird, womit im Berner Oberland speziell der Südwind gemeint ist; Schirbwetter, schwüles Wetter; und schirb, scherb in dem größern Theile des deutsch-schweizerischen Gebietes an der Stelle von spör, nämlich wie dieses von der vertrockneten Schnittfläche des Brotes, Käses, vom Erdboden; mittelbar auch von der Luft, z. B. die Gädmer (Gemächer) unter dem Hausdache sind schirb. Die Beziehung auf die rauh gewordene Oberfläche ist die ursprünglichere, indem schirb wie das Substantiv Scherbe auf eine Wurzel zurückgehen, welche kratzen bedeutet[1]. Aber auch an das Substantiv knüpft sich die Vorstellung der Trockenheit, und es kann die Scherbe in dieser Beziehung sogar typisch werden: vertrocknett wie einn scherb, Ps. 22.

Die Qualität kann aber auch im Unterschiede zu der ohne sein Dazuthun sich ergebenden eine vom Backenden beabsichtigte sein. So entstehen eine Reihe von Substantiven, welche verschiedene Arten von Brot bedeuten. Doch nur wenige Namen beziehen sich unmittelbar auf die Beschaffenheit, indem die Mehrzahl zunächst nur den Stoff oder die Form oder die Bestimmung, einige auch den Ort und die Art der Entstehung angeben, auch mit diesen aber allerdings die Vorstelluug einer bestimmten Qualität sich verbindet. Durch solchen Abstand zwischen dem natürlichen Werthe des Wortes und seiner conventionellen Stempelung wird eine scharf begränzte Klassifikation beinahe unmöglich. So ist z. B., während allerdings in den Namen Pfister- oder Bäckenbrod, Müllibrod die Vorstellung des Bezugsortes[2] noch obenauf liegt und diejenige der Sorte nur sekundär sich anknüpft, dagegen der ursprüngliche Begriff des Ortes und die Veranlassung in den Ausdrücken Randbrod und Commißbrot so sehr abgeblaßt, daß meist nur an eine gewisse Beschaffenheit, bei jenem, zugleich mit verfehlter Etymologisierung[3] an besonders rindhaftes, bei diesem an grobes Brot gedacht wird, und offenbar schwebte dem Dichter dieses Soldatenbrot vor und veranlaßte ihn zu einer Art Parodie: Doch besser weder (als) Soldatetod Im frömde Land isch Chummerbrod Im Vaterland. Das Wort ist der Mundart in der Form Chummis als Maskulinum geläufig[4]. Den ursprünglichen Sinn,

---

[1] Davon auch scharben, habgierig zusammenkratzen, wie das sinnverwandte rackern verwandt mit Rechen.

[2] Mancherorts ist nämlich die Mühle zugleich Bäckerei, indem das Geklapper, wie es scheint, auch ein sich doppelt belastendes Gewissen zu übertönen vermag.

[3] S. oben S. 41.

[4] E Rüter lydet dickisch (oftmals) Gar Hunger oder Durst, Muess schwarzeⁿ Chummis esseⁿ Und æss er lieber Wurst. (Kuhn.)

denjenigen von Brot, das in Commission, Akkord gebacken wird, legen übrigens unsre Rathserkenntnisse aus der kriegerischen Zeit vom Ende des 17. Jahrhunderts offen dar. Z. B. ist ein anzug beschehen wegen meiner Meister der Pfisteren, vmb erlassung der Wacht, wylen Sie mit dem Gebäch dess Commiss-Brodts Tag und nacht beschäftiget seyind. Anno 1677 wird beschlossen, dass von demjenigen Kernen, welchen Hr. kornmeister Lavater für die alllharkommenden Frey Compagneyen verbachen lasst, das Krüsch (Kleie) den pfisteren gehören solle, jedoch mit dem Bachen des Commissbrods auff die spahrsammeste form verfahren werden solle.

Das Hûsbrod, eigentlich das im eigenen Hause bereitete und gebackene Brot, bezeichnete von jeher eine besondere Qualität, was wir an einem andern Orte unzweideutig zu belegen Anlaß haben werden. Maaler übersetzt es mit panis secundus, ater, luteus, cibarius; ähnlich Ducange das pain de ménage, mit der Erläuterung, daß ihm etwas Kleie beigemengt sei. Fries nennt das Hausbrot grob, fuorig [1]. In Bern hat das Brot die sogenannte aufgesetzte Form im Unterschiede vom langgestreckten Weißbrötchen [2]. Es mochte jeweilen auch, wie das einfache Wort Brot, ein gewisses Maß meinen. Dem Todtengräber zu Dießenhofen soll man gen (geben) dess tagss zelon, VI ſs, me (dazu) j mäss win vnd j brott, vnd So er gräch (fertig) ist, zwo mass win vnd j hussbrott. Eine Offnung von 1469 enthält die Bestimmung vnnd hät er zwen wind (Windhunde) mit jm traben, denen söllent sy geben ain husslaib. Namentlich wo und wann das Hausbrot zum Verkaufe kam, wurde sein Gewicht gesetzlich bestimmt. Die Winterthurer verordneten im Jahre 1633, daß hinfort alles Hausbrot auf das selbe Gewicht, nämlich 4 Pfund und nicht mehr, bereitet werden solle; in Luzern sollen (anno 1573) 10 Brote Hausguts 16 Pfund 4 Loth wägen. Am unzweifelhaftesten aber erhellt jene erstgenannte Beziehung daraus, daß in einer späteren Periode [3] auch der Bäcker Hûsbrod

---

[1] Letzteres vom Verb fueren, (transitiv) nähren, das Vieh füttern; (intransitiv) intensiv nähren; ironisch: das fueret so vil as Hobelspï (als Hobelspäne, vgl. oben S. 6). Mit unserem Wort wird etwa das französische fourrage, doch irrthümlich, in Zusammenhang gebracht. Dagegen trifft es mit englisch fare, Kost, to fare, sich gehaben, insofern zusammen, als es vom Präteritalstamm des Verbum fahren abgeleitet ist.

[2] Seinen Preis wie seine gelegentliche Verwendung vernehmen wir aus dem Elgger Herrschaftsrecht von 1535, wonach dem Weibel für das Heimtreiben von Vieh, das er an schaden betroffen, vier haller oder ein hussbrot bar gebühren

[3] Schon das erwähnte Elgger Herrschaftsrecht redet davon, daß wyss und hussbrod beim Bäcker gekauft werden.

buk. Das Hausbrot ist, je nachdem ländliche oder städtische Verhältnisse vorliegen, Bürenbrod oder Burgerbrod; diese beiden Ausdrücke bilden also nicht, wie man etwa aus der Analogie anderer Beziehungen schließen möchte, Gegensätze, sondern stehen als Eines unter sich dem Bäckerbrote gegenüber; es ist das hier vom Bauer, dort vom Stadtbewohner im eigenen Ofen gebackene Brot.

Unzählige lokale Namen, welche zu sammeln weder möglich noch von Belang wäre, ergibt der Brauch, das Brot nach der Person oder dem Hause des Verfertigers zu bezeichnen, z. B. Vögelibrod, Hennenbrod u. dgl.; wir erwähnen dieser Klasse nur, weil sie ein Beleg mehr ist für die indirekte Bezeichnungsart der Beschaffenheit, denn offenbar ruft die Letztere dem Bedürfnisse solcher besonderen Namen.

Das Saffrangebächt in Zürcher Akten hat nicht, wie zu vermuthen am nächsten läge, Bezug auf die Spezerei, sondern auf das Zunfthaus, und zwar war es nicht Brot, das in jenem Gebäude gebacken wurde, sondern Brot, das die Zunft in theurer Zeit für ihre weniger bemittelten Mitglieder zu billigerem Preise herstellen ließ. Von dem Orte der Austheilung sind die in anderer Beziehung gleichbedeutenden Kilchenbrod und Spittelbrod (s. S. 62 f.), nach dem der Erwerbung das Schuelbrod (s. S. 3) und gewissermaßen auch das Ledibrod (s. S. 66) benannt[1].

Am begreiflichsten ist, daß die vom Stoffe genommenen Ausdrücke zugleich die Qualität, welche ja wesentlich von Jenem bedingt ist, bezeichnen. Doch gewähren die wenigsten der nach den Mehl- und Getreidesorten benannten Brotarten ein sprachliches Interesse. Die unchristlich lautenden Namen Türggen- und Heidenbrod führen sich auf den Türggen, d. i. Mais (gran turco) und den Heiden, d. i. Buchweizen zurück, welche den Hauptbestandtheil der genannten, namentlich in Bünden und dem St. Gallischen Oberlande bekannten, nicht unschmackhaften Brotarten ausmachen[2]. Das Bütelbrod, im Wallis das Halbweiß-Brot, hat seinen Namen von Bütelmel, so wie das Z'sämmzogbrod der Appenzeller den seinigen von dem sogenannten einzügigen, in einem Zuge, im „Zusam-

[1] Nicht bekannt ist in der Schweiz jene liebliche Zurückführung des den Kindern von der Reise oder dem Ausgange heimgebrachten Krames auf den fruchtbaren Spender süßer Gabe, den Hasen, obwohl der Stellvertreter des Gottes Donar uns sonst (als Geber der Ostereier) nicht unbekannt ist. Unser Hasenbrod aber beruht auf einer ganz verschiedenen Auffassung.

[2] Näherer Ausweis in des fleißigen Steinmüller's Schweizerischer Alpen- und Landwirthschaft.

menzuge" ohne Ausscheidung in feine und geringere Qualität gemahlenen Mehle. Auch das Grüßbrod, grusbrot, das man sammt oele und kumpost dem Klosterbäcker, dem Sigrist und andern Dienern der Abtei Zürich wie miner Frowen einer in der Fasten zu geben nach der Klosterordnung des 15. Jahrhunderts schuldig war, war nach seinem Material benannt. Der Grauß, alt grûz, bedeutet noch jetzt in einigen Gegenden die in der Mühle bloß enthülsten, nicht zu eigentlichem Mehl verarbeiteten Körner, Graupe, in andern groben Sand, Schutt; in diesem Sinne gerne reimend verbunden Grûs und Mûs. Obiger Ausdruck ist gleicher Abstammung mit dem bekannten Gries. Das Wort ist übrigens erstorben, und eben so unbekannt wird unsern Lesern der Ausdruck G'sigbrod sein; es ist das mit dem Gesige der Butter getränkte Brot; im Wallis pflegen sie nämlich, wenn Butter gesotten wird, Brot hineinzulegen, damit die Unreinigkeit sich am Boden eher sammle[1]. Nach dem charakteristischen Bestandtheile hat seinen Namen der Wurstweggen, in Teig eingebackene Wurst oder Wurstfleisch. Ebenso das bekannte Festgebäcke, das Birenbrod; auch das, so viel wir wissen, auf Graubünden beschränkte Kestenen- (Kastanien-) und das Kriesi- (Kirschen-)Brod.

Gewissermaßen gehört ebenfalls hierher, wenn schon nur eine gelegentliche Verbindung von Stoffen, nicht ein eigenes Gebäck bedeutend, das Butterbrot im Sinne der mit süßer Butter bestrichenen Brotschnitte, die uns zu einem Spaziergange in einem unerwartet weitläufigen sprachlichen Labyrinthe einladet.

Freilich greifen wir damit dem Kapitel über die Festspeisen vor. Zwar wo, wie im Aargau, um Bern u. s. w., die nüchterne Benennung Ankenschnitte gilt, ist diese Beziehung auf mythologischen Brauch, falls ein solcher auch besteht, wenigstens nicht ausgesprochen. Eben so wenig in dem schriftdeutschen Ausdrucke und dessen wörtlicher schweizerdeutscher Übersetzung[2] Ankenbrod, welches übrigens nur in einem kleinern Gebiete (Wallis; aüchubrod) auch die gleiche Bedeutung mit dem schriftdeutschen Worte hat, sonst aber entweder die in geschmolzene Butter getauchte Brotschnitte oder Brot aus butterdurchwirktem Teige bezeichnet[3], oder gelegent-

[1] Das Gesig, von sigen, dem schriftdeutschen ver-siegen, einer Ableitung vom Partizipialstamme des starken Verbum sigen, wovon auch sickern.

[2] Anken, verwandt mit lateinisch unguere (schmieren), durch die ganze Schweiz mit Ausnahme des Säntisgebietes, in welchem Schmalz gilt und daher auch Schmalzschnitte.

[3] Wenn Gotthelf in seiner leidigen Berliner Zwangsjacke von „Butterbrot" spricht

lich, im Kinderliede, sich als Entstellung für das unten zu besprechende Agathenbrod vorfindet. Noch primitiver, man könnte sagen natürlicher und ungeistiger, ist die Ausdrucksweise am Säntis: Schmalz ond Brod, welche auch neben zahlreichen andern Anknüpfungspunkten in dem angränzenden Zürcherischen Gebirg angenommen ist und anderseits nach Baiern (dort in der verstümmelten Form Brodeschmalz) sich erstreckt[1]. Dunkler ist der Luzerner Ankenbock, der sowohl aus dem Gäu als dem Entlibuch von zuverlässigen Gewährsmännern einberichtet ist. Man könnte sich unter dem Bocke die das Brot belegende Butter denken, denn diese Vorstellung kehrt in der Volkssprache häufig genug wieder. Allein das Wort hat auch die Bedeutung Butterkloß, globus butyri[2], und dieß dürfte nach einer Analogie, auf die wir sogleich zu sprechen kommen, die ursprüngliche sein. Bock ist Bezeichnung von etwas mit Bedacht Aufgesetztem und wird in diesem Sinne von Getreide, Heu, Ziegeln, Kohlenmeiler, Flachs, Birnen, Nüssen gesagt (Grimm, Wörterbuch II, 204, 10). So paßt es wohl auch auf den aus der Buttermilch ausgehobenen Ballen[3].

Eine ebenso eigenthümliche schweizerische[4] Benennung des Butterbrotes ist Brût, Ankenbrût, mit der Ableitung brûten und ankenbrûtlen, d. i. ein Butterbrot streichen. Da will sich uns vor Allem als die in lautlicher und sachlicher Hinsicht natürlichste Erklärung das obenerwähnte Ankenbrot anbieten; allein wenn wir auch das lautliche Verderbniß acceptieren wollten, so ließe sich doch nicht absehen, wie bei einem so durchsichtigen Worte, was es unter dieser Voraussetzung wäre, das grammatische Geschlecht in eine so totale Verwirrung gerathen konnte. Stalder gab es als männlich

---

(„an Arbeit und nicht an Butterbrot gewöhnt"), so läßt er uns im Ungewissen, welches er meine.

[1] So drückt die Romansche Sprache unser Birnbrod ebenfalls durch Zerlegung in die beiden Bestandtheile aus.

[2] Nur so läßt sich die aus der Sennerei, wo man des Rechnung abfordernden Alpmeisters gewärtig ist, ins Allgemeine übergegangenen Scherzrede verstehen: Setz-di^{ch}, Ankeböckli, morn mustret me^{n} di^{ch}.

[3] Es ist daher unnütz sich zu kümmern, ob Thor, der Erntegott und der Gott des Hausfriedens, dem der Bock symbolisch angehört, etwa auch der schwierigen Kunst der Butterbereitung vorgestanden habe, die Arbeit in seinem Namen verrichtet, die gewonnene Butter ihm zu Ehren geformt zu werden pflegte. Einstweilen können wir auch nicht dem Schlaglichte nachgehen, welches der im Tagebuch des Unsichtbaren Reisenden (einem Zürcherischen Sittengemälde des vergangenen Jahrhunderts) in Beziehung auf eine verzärtelte Tochter gebrauchte Ausdruck, sie sei wie ein verzuckertes Butterlam, in die vorliegende Untersuchung wirft.

[4] Doch auch, wiewohl ganz vereinzelt, in Sachsen brûtlen.

an, und direkte Nachfrage bestätigt die Richtigkeit seiner Angabe für Luzern, Zug, Uri, Unterwalden; in die Kantone Glarus und Zürich theilt sich das männliche mit dem weiblichen Geschlecht; andere Gegenden wieder, z. B. die Aargauer Freienämter, kennen nur die Ankenbrüt. Wenn ganz vereinzelt das sächliche Geschlecht angegeben wird, so gehört dies wohl der in jüngerer Zeit eingedrungenen Unsicherheit an, so wie auch damit, daß im Zürcherischen Gebirg deutlich Ankenbrod gesprochen wird und Ankenbrûd als affektierte Aussprache gilt, mehr nicht bewiesen wird, als daß dieses Wort überhaupt, wie wir bereits oben gehört haben, eben nicht der dort einheimische Ausdruck ist. Was aber kann der Brût sein? Wir glauben, nichts Anderes als eine Braut, indem das Bild dem Volksgeiste allmählich unverständlich und fremd wurde. Die an und für sich anstößige Veränderung des grammatischen Geschlechtes hat in diesem Falle um so weniger Gewicht, als man nur selten im Falle sein wird, von „dem" Butterbrote zu reden, die Gleichförmigkeit des unbestimmten Artikels aber mit dem bestimmten in vielen unserer Mundarten einer Verwechslung Vorschub leisten konnte, und Veränderung des Genus auch sonst in vielen Beispielen vorliegt, wo ein Wort einen neuen Begriff erhält und in Folge davon unter einen neuen Gesichtspunkt fällt [1]. Die Bündnerischen Ableitungen des Wortes, die Brūte, Brūtsche mit dem Deminutiv Brūtschi knüpfen auch nicht an „Brot" an. Als Braut und Bräutigam aber wurden in der Sprache der Alchymisten Stoffe vorgestellt, welche sich geheimnißvoll vermählen, und — scheinbar ganz zutreffend zu der in unserem Ausdrucke versteckten bildlichen Vorstellung — heißt am Niederrhein das Butterbrot „Mönch und Nonne", wie „Pater und Nonne" im Schweizerischen Kochbuche ein aus paarweise zusammen gehörenden Schnitten bestehendes Gebäck. Scheinbar, denn man muß wissen, daß am Niederrhein ein Butterbrot aus je zwei Brotscheiben besteht; und wirklich wäre es ein hinkendes Gleichniß, die Butter, also den weichern und nachgiebigern Theil der Verbindung, als Incubus aufzufassen, weßhalb wir auch für den Namen „Ankenbock" diesen Erklärungsversuch abgewiesen haben. Und doch nöthigt uns an der Vorstellung Braut festzuhalten das vielfach sich kreuzende Wechselspiel, das zwischen brütlen und bämmelen besteht als Benennungen jenes so zu sagen unter allen Himmelsstrichen und zu allen Zeiten geübten, mit unzähligen Namen bezeichneten Spieles, bei welchem es sich darum handelt, Scherben so über eine Wasserfläche hinzuschnellen, daß sie mehrmals aufhüpfen. Während manche Mundarten nicht über die äußere

[1] Vgl. die Großmuth; der Hundsfott; der Mittwoch; die Kindbett; die Fräulein N.; das Mensch; der Wetter (Spitzbube); das Vollmön; der Bauer fährt „uf dem Isebahn".

Anschauung hinauskommen, indem sie einfach den physischen Vorgang, die Technik, das Spielzeug bezeichnen [1], andre einige Poesie darein legen, indem sich die Phantasie der tanzenden Scherbe oder des aufhüpfenden Bogens bemächtigt [2], spiegeln andere unverkennbar eine mythologische Erinnerung. In Schwaben, zum Theil auch in Appenzell, ist es ein Lösen, Erlösen. Zwar wenn der Frosch, oder Vater und Mutter, oder Bräutli gelöst werden, so könnte dieß als bloße schwunghafte Umschreibung der oben erwähnten Ausdrucksweise genommen werden; die genannten Bilder sind im Wasser gebunden, bis der geschleuderte Stein sie weckt. Auch „Wasser lösen" ließe sich so erklären. Allein man löst auch Bäuerle, erlöst Unsre liebe Frau, Unsern Herrgott. In Östreich ist es „Götten (Pathen) ausführen". Es ist zwar fraglich, ob beim „Kindli werfen" das Kindli als das leidende Objekt gedacht oder der Wurf selber damit bezeichnet sei. Aber das „Heiden werfen" vergleicht Grimm mit dem Werfen nach Holzklötzen, welche als Götzen gedacht wurden. Dazu gehört wohl, daß im Oldenburgischen „das alte Weib mit Holzschuhen todt geworfen wird". Da wir nicht angethan sind, unsern Gegenstand auf das schlüpfrige Gebiet der Mythologie zu verfolgen, so müssen wir den Gelehrten vom Fache die Entscheidung überlassen, ob ein tieferer Sinn, eine mythologische Beziehung in dem bernoberländischen Ausdrucke „d' Brût über den See jagen (oder werfen)" gesucht werden dürfe. Wir bescheiden uns, ihn sammt den ähnlich lautenden von Zug.

---

[1] Plättlen, Püttjen smyten (Scherben schmeißen), schiferlen; flächeln, fläckern, flaigern, tschärbis rüeren, tschärpen (quer werfen), schifteln, slingherspel (Schleuderspiel), botten opt water und 's Wässerle schlān, ricochet, schupfen, pfutschen, Stiwerle machen, flötzen, fludern, flättern, pflinzern, schirkern, plätschern, zweielen. Hieher auch das griechische ἐποστρακισμος.

[2] Schiffle machen, schifflen; so auch im Englischen (shipping). In letzterer Sprache wird sonst das scheinbare Eintauchen auch mit dem Namen des eintauchenden Vogels, der Ente (duck), bezeichnet, und damit war von selbst der Name für das entgegengesetzte Moment des „Zweielens" gegeben, nämlich drake (andrake, Enterich). Auch in deutschen Mundarten wird die Scherbe bald mit einem Taucher, bald mit einem springenden Thiere verglichen: Wasserhühnle, Fröschchen machen, Hasen werfen (und mit unverständiger Weiterbildung: Hasen schießen). Beide Momente, die auf- und die absteigende Bewegung, sind zusammengefaßt in den Ausdrücken Wasserstelzle machen, Jungfern (so heißen die weiblichen Knickse) machen oder (mit einer Combination, welche das Steigen und gleichzeitige Wasserspringen ausdrücken soll) Jungfernsprünge machen; weniger naturgetreu, vielleicht poetischer: Wassermännle machen (ein Männle machen: sich aufrichten). Der Appenzeller faßt die Berührung als Kuß, die beiden entgegengesetzten Momente als männlich und weiblich: Vatter und Mueter küssen (auch: werfen, schlān). Viel Poesie liegt in der holländischen Auffassung des Auftauchens, der Befreiung von den Banden des Wassers als des Emporschwebens der zum Engel gewordenen Seele.

Schwyz und Zürich „brütlen, Brütli machen“ zu constatieren, um damit nach der langen Abschweifung auf unsern Ausgangspunkt zurückzukommen, bei dem es bloß auf die Darlegung einer merkwürdigen Berührung zwischen Braut und Butterbrot abgesehen war. Wenn freilich weiter Nichts vorläge, so müßten die eben erwähnten Bilder durch die Vorstellung der küssenden Berührung des Steines mit dem Wasser erzeugt sein. Aber so wie die Kinder in der Schweiz Brütli werfen, werfen die in Mecklenburg „Butterstullen“; anderwärts heißt es „Butterbämmen schmieren“, und im Oldenburgischen singen sie zu dem Todtschlagen des alten Weibes „ei bei Botterbrod“. Und nun bedient sich ferner der Urner des Wortes bämmelen statt brütlen, während Bämme sonst der Schweiz fremd ist; dem Deutschen aber bedeutet Bämme das Selbe, was hie zu Lande Brût, nämlich ein Butterbrot. Diese merkwürdige Kreuzung läßt kaum einen Zweifel daran übrig, daß die Ausdrücke Bämme und Brût einander vollkommen decken. Zugleich sind wir aber auch, wenn wir diese Faktoren aufmerksam erwägen, dem von den Lexikographen noch nicht befriedigend erörterten Grundbegriffe des Wortes Bämme näher gerückt. Nicht in „bammen, pampen“ = schmausen steckt er, diese Bedeutung ist umgekehrt erst entwickelt aus dem der Bämme; sondern es muß derjenige der streichenden Bewegung sein; daher die butterbestrichene Brotschnitte, daher das flache nicht einschneidende Schleudern der Scherbe; daher auch ist bei einem deutschen Schriftsteller bämmeln gleichbedeutend mit hätscheln, und danach erklärt sich dann auch die von Stieler willkürlich gedeutete aber dankenswerth überlieferte Schmeichelbitte der Kinder „bämme bämme“. Erwägen wir, daß „pemmeln, bemmern“ bremisch und obersächsisch bedeutet tändelnd herumlaufen, so käme am Ende auch bammeln, schweizerisch bambelen in Betracht, sowie der Name des blitzähnlich hin- und herschießenden Fischchens, der Elritze, und auch eines lebhaften kleinen Kindes, das Bambeli, Bämmeli. Doch uns liegt für diese schweizerische Abhandlung vielmehr die Deutung des Ausdruckes Ankenbrût als der Butterbraut ob; allein hier bleibt unsere Forschung bei bloßen Vermuthungen und Andeutungen stehen. Es scheint vor Allem Beachtung zu verdienen, daß in den Gegenden, in welchen man den genannten Ausdruck gebraucht, Butterbrot eine bestimmte Festspeise ist. Am Auffahrtsfeste wird im Bezirke Zofingen in wohlhabenden Bauernhäusern Zieger bereitet und mit Butter und Honig auf Brot gestrichen. Ähnliches wird aus dem Luzernerbiet berichtet. Im Zürcherischen Kempttthale herrscht die freundliche Sitte, daß an dem genannten Tage nach dem Mittagimbiß reichlich Butter und Honig auf den Tisch gestellt und namentlich auch die Dienstboten ermuntert

werden sich daran gütlich zu thun; im Oberland wird auf solche Weise der Pfingstmontag gefeiert, im Kanton Glarus die Kirchweihen (die ja vielfach, wie die christlichen Heiligen die Funktionen der alten Gottheiten, diejenigen der alten Frühlingsfeste übernommen haben). Wenn sodann der Glarner auch Hung-, Saft-, Ziger-, Chriesibrût nennt, so steckt weiter Nichts dahinter als die Übertragung einer landläufigen Bezeichnung auf ähnlich zubereitete Speisen. Die Ankenbraut aber steht unzweifelhaft in Beziehung zu altem Gottesdienst. Es war auch am Auffahrtstage, da im Jahre 1599 den eben auf dem Lindenhofe ihr festliches Schießen begehenden Bogenschützen zu Zürich eine Ankenbraut gegeben wurde, so daß die Nachklänge von zweien altheidnischen Bräuchen einander begegneten [1]. „Meyeten oder Ankenbraut" sagt Scheuchzer in seiner anno 1716 veröffentlichten Helvetiæ Stoicheiographia. Er citiert als Gewährsmann mit Namen Escher, dessen Beschreibung des Zürichsees gerade um ein Jahrhundert von dem erzählten Ereignisse absteht. Dieser aber bedient sich des zweiten der genannten Ausdrücke nicht; doch hat Scheuchzer, obwohl er mit seinem Citate ziemlich ungenau verfuhr, den Ausdruck gewiß nicht aus dem Leeren gegriffen. Jene Mayete [2] bestand aus einer Ankenbraut. Doch macht uns die Sonderbarkeit der Schenkung neuerdings stutzig. Nun ist aber beachtenswerth, daß Escher statt des von Scheuchzer gesetzten allgemeinern Ausdruckes „geben" vom „Aufstellen" der Meyeten spricht. Wir vernehmen ferner, daß "darinnen steckete ein blühender Trauben, reiffe Kirschen und Erdbeere [3], ein reiffes Roggen- und Gerstenähre samt einer Haber-Tünnen." Es ist handgreiflich, daß hier an eine Butterbämme nicht zu denken ist, wohl aber an eine sogenannte Ankenballe, d. i. globus butyri. Nichts Anderes dürfen wir verstehen, wo immer wir Ankenbräute

[1] Auch die Schießfeste gehörten nämlich zu der Frühlingsfeier, und es ist nur ein Beweis von der erstaunlichen Zähigkeit alter, in einer verschollenen Religion gewurzelten Bräuche, wenn die Knaben auf der Zürcherischen Landschaft Jahr für Jahr am Ostermontag ihre Schießübungen beginnen und sonntäglich bis Pfingsten fortsetzen, um von da an die Armbrust wieder für ein ganzes Jahr ruhen zu lassen.

[2] Ein Maye, eine Mayete, ursprünglich was der Maimonat bringt, dann überhaupt die mannigfachen Gaben, mit welchen der Lenz uns oder Andere durch uns erfreut, wird endlich von jeder „Verehrung" gesagt. Die Schenkungen, welche man ehedem den Badegästen in Baden zu machen pflegte, heißen Badermaien. In den Versen des Zürchers Heidegger (1632) sehen wir noch beide Bedeutungen, die abgeleitete und die ursprüngliche eines Blumenstraußes, verquickt: „Doch will ich mir faßen ein Muth, Und gewinnen (d. i. pflücken) einen Meyen guth, Denselben Im in's Bad verehren u. s. w.

[3] Erdbeere, nach der mundartlichen Aussprache genauer Erdbeeri (wie für Ähre besser das Ähri, ein sächliches Hauptwort, und zwar hier als Mehrzahl zu verstehen.

als Ehrengeschenke erwähnt finden; so z. B. wenn 1665 unter andern Verehrungen an den beliebten Zürcherischen Bürgermeister Waser zwei solche aufgezählt werden, wo die späteren Referenten übel daran gethan haben, den Ausdruck mit Butterbämmen zu verhochdeutschen. Wir hätten also schließlich eine neue Bedeutung für das Wort Ankenbrût erschlossen, ja wenn wir nicht sehr irren, die ursprünglichere, aus welcher die jetzige mit der selben leichten Begriffsveränderung abgeleitet ist, welche wir oben an „Ankenbock" wahrnehmen konnten. Übrigens leitet das Butterbrot, wie gesagt, bereits in das Kapitel der Festspeisen hinüber, welche wir für den zweiten Theil unseres Aufsatzes zurückgelegt haben.

Wenden wir uns daher wieder dem Alltagsgebäcke zu, so können wir auch zwischen der äußern Gestalt und dem innern Gehalt einen Zusammenhang nicht verkennen. So denkt man sich unter dem Schilt[1], wie schon dessen Ableitung Schiltmehl, synonym mit Simmel, d. i. feines Weißmehl, beweist, ebensowohl ein Brot von vornehmer Qualität, als — was eigentlich im Wortlaute liegt — den wie das Wappenschild in (vier) Felder getheilten Laib. Ja, wie wir oben (S. 81) sahen, fällt das selbe Wort noch unter einen dritten Gesichtspunkt.

Ähnlich verhält es sich mit den Pärli, Pärlibrötli, Semmeln, welche paarweise zusammengebacken sind.

Mit Rugel, eigentlich walzenförmiges Stück, welches Ausdruckes man sich etwa gröblicher Weise bedient, meint man das besser gebackene, das Randbrod, auch mit Steckenbrod das Weißbrot, da in den betreffenden Gegenden das Hausbrot durchweg eine andere Form hat.

Es gibt deren überhaupt — wir sehen hier vom Festgebäcke ab — drei. Außer der genannten Art macht man dadurch, daß man die kleinere Hälfte des Teiges über die andere schlägt, das ûfg'setzte oder Uffetzbrod, welche schweizerische Spezialität auf S. 40 beschrieben ist. (Vgl. auch S. 57). Daneben kannte man auch bei uns wie anderwärts das Rundbrot. Doch sind nirgends alle drei Arten von Laiben neben einander einheimisch. So ist in Glarus nur das Längbrod ursprünglich Landesgebäck, das Rundbrod, das delikatere, importiert. Während in andern Dialekten der walzenförmige gestreckte Laib mit dem Schenkel[2] verglichen wird, benennen wir ihn, bald mehr im Scherze bald ernsthaft, als Scheit, Holzwalze; außer den Namen

[1] Es ist eine Eigenthümlichkeit der Schweizersprache, daß sie, allerdings viel durchgehender im Gebirg als in den flachern Gegenden, hinter den Liquiden l und n (nicht aber hinter r) den alten harten Auslaut bewahrt hat. Z. B. milt, Halte, lint.

[2] Z. B. niederländisch Stuten, d. i. Steiße.

Kugel und Stecken nämlich trägt er auch den der Stange; in Appenzell, wo diese Form von den Wirthsleuten zum Zerstücken oder von Leuten, welche viel Kruste lieben, bestellt wird, heißt er Zapfenbrod, und im Elsaß, zugleich seine Bestimmung andeutend, Suppenbengel. Das Letztere thut bei uns der Name Inschnîdbrod. Der Walliser Ausdruck Suppenbrod für das runde Weizenbrod will wohl ebenfalls die eigentliche oder die gelegentliche Verwendung andeuten, obwohl die Gestalt von dem in der übrigen Schweiz üblichen abweicht. An sich deutlich ist ebenfalls der Name Roßbrod, und in der Natur der Sache liegt auch hier, daß durch die Bestimmung zugleich die Qualität bedingt ist. Vom Sau- und vom Hasenbrod war oben S.5 u. 6 die Rede. Schwerlich aber kann der Solothurnische Ausdruck Schneggenbrod einer Erläuterung entrathen. Es ist das Brot, mit welchem der Kapuziner die bei den Schneggenûflesеten sich bethätigende Dorfjugend belohnt, indem er es bei den Müllern erbettelt, denen dann nicht sowohl er, als die Schnecken sammelnde Jugend dafür dankt[1]. Unter diese Rubrik fallen auch die verschiedenen Arten des Pfruendbrotes, d. i. des von einer Stiftung als „Provende" (Vorgesorgtes) in natura ausgetheilten Gehaltes. Im Aussgeben der Abtei Fraumünster (Zürich) 1416 finden wir verzeichnet Pfrundbrot 179 Mütt Kernen; Spenngbrot, Spiss- und Mandatbrot 9¼ Mütt. — Usgen Frauen und Herren an Ir Pfrund: Der Frowen von Fürstenberg, der Frau von Klingen, je 1 Vrtl. Kernen Weinbrot, 8½ s. für Gehak und Insel (geringere Eingeweide der Schlachtthiere) und Mandatbrot. Auch dem Leutpriester 9 s. für Gehäk und Insel und Mandatbrot. In Folge einer Übereinkunft von 1424 begibt sich der Rath von Zürich des ungeltes (Accise) so unser gemeinen Statt gefallen mag von dem pfruondbrot und von dem brot, das unser frown der Ebtissin in Iren Hof gebachen wird.

Aus einer andern Stelle der selben Rechnungen erfahren wir, daß auch der Schulmeister, der Pfister, der Sigrist und einige „Herren" das Mandatbrod empfiengen, und zwar an Ostern. Der Zeitpunkt der Aus-

[1] Wir entheben der ältern Gedichtsammlung F. Schild's die Schilderung dieses wohlfeilen Festes. Der Sigerst und der Amede (Amadäus, der Pater) Göh (gehen) jetz im (dem) Zug vora Undhalte bi de Müllere Um d' Schnäggebrödli a. Dä wo-n (st. welcher) am merste Brödli git, Het au die grösti Ehr. D'r Pater seit (sagt) em Müller bloss: V'rgelt der's Gott d'r Herr! Und d' Buebe säge: Dank-i (euch) Gott! Du bisch e guete Ma, Und wenn-mer (wir) einisch grösser sy, Muesch (mußt) üsi z' Mülli (unsere Getreidelieferungen zum Mahlen) ha u. s. w.

theilung ist uns auch von sonsther bekannt; diese Austheilung hängt nämlich mit der das letzte Abendmahl des Herrn vergegenwärtigenden Fußwaschung[1] zusammen und hat den Namen, wie es die kirchliche und die juristische Terminologie ja in hundert Fällen gehalten hat, empfangen, indem aus dem Spruche Mandatum hoc do vobis ut vos ametis invicem das einzelne Wort ausgehoben wurde. Eigenthümlich ist in der Ueberlieferung von Zürich nur, daß das Mandatbrot hier nicht die an die Armen, denen die Fußwaschung zu Theil wurde, obendrein vertheilte Spende war.

Das Almosen ist in unserer Urkunde mit Spengbrot bezeichnet, was nur eine Nebenform von Spendbrot ist (s. oben S. 62), wie noch jetzt Spengvogt gesprochen wird.

Auch das Spiss — oder wie in den Rechnungen von 1328 und 1329 geschrieben ist, Spis — d. i. Spîsbrod ist entweder ebenfalls das zur Almosenspende oder das für das Gesinde bestimmte. Im Namen kann die eine wie die andere Verwendung liegen; es ist uns nämlich hier der ursprüngliche Sinn des aus dem Romanischen geholten Wortes[2] bewahrt, derjenige der Ausgabe. Aus den Expense frument. Monast. Abbat. anno 1328 können wir nur entnehmen, daß unter allen in den Klosterrechnungen aufgezählten Brotarten das Spîsbrot quantitativ die kleinste Rolle spielt. Aus der Offnung von Ermatingen erhellt, daß der Herr von Au eine gewisse Klasse von Einwohnern mit spisslaiben versah, wogegen sie verpflichtet waren, ihn über den See zu führen, so oft er es begehrte. Auch bei diesem Worte verquicken sich die Vorstellungen des Zweckes und der Qualität. Baierisch bezeichnet Speisbrod, Speiskäs, speisig, die geringe, den Dienstboten aushingegebene Sorte[3].

Das in obiger Gesellschaft betroffene Weinbrot scheint ein seltener Ausdruck zu sein. Unzweifelhaft aber bedeutet es einen bleibend oder vorübergehend, etwa wegen Mißwachs im Rebberge, vereinbarten Ersatz für Pfrundwein. Das erhellt aus einem in Blumer's Urkunden überlieferten Spruch vom Jahre 1367, wonach der Äbtissin des Kapitels Schännis ge-

---

[1] Da vnser herre sinen iungern die fueze wuosch vnd das Mandatvm bigie, sagt der alte Erzähler mit der gewohnten naiven Zurückdatierung der spätern kirchlichen Institution auf die Zeit Christi selbst.

[2] Spîs, Speise, verhält sich zu Spese, spesa, expensa, als die verdeutschte Form zu dem unvermittelten Lehnworte.

[3] Allerdings könnte diese Anwendung des Wortes Spîs auch auf bloßer Übersetzung des Lateinischen beruhen, wo cibarius die Wandlung seines allgemeinen Begriffes zu dem des Alltäglichen, Geringen, Gemeinen erfahren hat.

stattet wird, in Fehljahren ihren Stiftsdamen einen Theil des ihnen gebührenden „Pfründ- und Schenkwyns" mit Kernen auszurichten.

Eine Art Pfründe ist auch das Singbrod, welches z. B. im Stifte Beromünster sämmtlichen Chorherren an gewissen Tagen ausgetheilt wurde, und zwar für ihre Mitwirkung zur Verherrlichung des Gottesdienstes[1]. Vom Järzītbrod, Tötenbrod, Sēlenbrod S. 62.

Wie heutzutage noch gewisse untergeordnete Beamtete, deren Bedeutsamkeit für das öffentliche Wohl dem Publikum besonders nahe liegt, von jedem Hause ihr Guetjār (Neujahrsgabe) beziehen, so ehemals zu Weihnachten. Item welle (derjenige welcher) ze Klotten syn bsunder brott isset (eigenen Rauch führt) der soll dem weibel zewienacht ein wienacht brott oder ein fladen gäben. Daß dies die Erklärung des Weihnachtbrodes sei, wird durch eine andere Offnung unterstützt: Die von Ütinkon söllent (dürfen) ouch ir vich triben in die höltzer (Waldungen) ze Birmenstorf vnd sol darumb jegkliche fürstatt geben dem vorster ze Birmenstof ze wienacht ein brott, als es einer in sinem huss bachet (von der gewohnten Größe und Qualität).

So bedeutet wohl auch das Nachtbrod, von welchem in der Offnung von Embrach die Rede ist[2], nicht eine besondere Art Brot, sondern benennt, wie Morgenbrot, Neunebrot, das Brot nach der Tageszeit, da es ausgegeben wird. Vom Fasnachtbrod s. S. 62.

In Basel wurde im 14. Jahrhundert dem Lehensherrn für die Belehnung mit dem Backofen (vgl. S. 71), ohne Zweifel in natura, das Ofenbrot als Abgabe entrichtet, und noch heutzutage gibt man im Wallis dem Bäcker für die Benutzung seines Ofens das Ofenbrot[3]. Vom Schnitterbrod s. oben S. 61.

Etwa wird das Brot auch nach der heiligen Person benannt, der man es weiht, oder vielmehr auf deren Namen man es besegnen läßt. Eine große Rolle spielt das Agathenbrod. Es muß vorausgeschickt werden, daß die

---

[1] Geschichtsfreund XXI S. 129. 141. — Der feierliche Gottesdienst des Tages heißt aus dem selben Grunde die Singzīt, und ebenfalls Singöbed heißt in St. Gallen der Sylvester, weil es bis vor wenigen Jahrzehnden Übung war, vor den Häusern um eine Gabe zu singen.

[2] Die keller hand ouch daz recht, daz jedes hus inen sol senden einen schnitter . . . vnd sond die keller einem jeklichen geben ein nachtbrott. Der Zusatz dero drüzechen kument von einem fiertel kern bedeutet nicht eine inhärierende Besonderheit des Nachtbrotes, sondern bestimmt die Größe für diesen besondern Fall. Das Durchschnittsgewicht des Viertels ist 25 Pfund.

[3] Das ist das mittellateinische panis focagii, französisch pain de feu, fouage, fouée in der Normandie und Bretagne.

heil. Agathe um Schutz gegen Feuersnoth angerufen wird. Ihr Name hat die Gelehrten darauf geführt, hinter der christlichen Gestalt die Bona Dea, d. i. die Ceres der Römer, zu erkennen, welche ebenfalls um Schutz gegen die Ausbrüche des Ätna, durch welchen sie ja zeitweise in die Unterwelt stieg, angefleht wurde, womit zusammentrifft, daß die christliche Heilige eben auf Sizilien ihr Marterthum erduldete, und daß die Bewohner von Catana ihren Schleier in Prozession (zum ersten Mal als Heiden) trugen und noch tragen, wann der Vulkan Gefahr droht. Doch wie dem sei, wir brauchen uns hier nur daran zu halten, daß im Mittelalter und noch später der fromme Sinn am Tage der Heiligen, am 5. Februar, ihre Festbrote in den Haushaltungen backen, in der Kirche (im Zugerbiet wird es in der Backstube selber vollzogen) einsegnen, wohl auch mit Weihzeddeln bekleben ließ, um sie das Jahr hindurch aufzubewahren für allfälliges Brandunglück, wo sie dann in die Flamme geworfen wurden, die sie löschen sollten; auch den innern Brand in den Brüsten stillt solches Brot. Im Frickthale werden die aus dem Teigreste der „Bacheten" bereiteten sogenannten Müeltschenweggli dazu bestimmt; anderwärts, z. B. in Hessen, wo allerdings die kirchliche Weihung auf den Namen der Heiligen nicht bekannt ist, wird umgekehrt je der erste in den Ofen geschobene Brotlaib, den man mit drei Kreuzen bezeichnet, für heilkräftig gehalten. Brand, Popul. Antiq. erwähnt ebenfalls solcher Weihezeddel, S. Agathe's Letters for burninge houses und Naogeorgus beschreibt dieses Amt der Heiligen deutlich. Ebenso der Thesaurus des Gelasius di Cilia, welcher theils (und so noch anno 1781 repetiert im Benedictionale Constantiense) das Agathenbrot[1], theils die Agathenzeddel erwähnt. Letztere mit willkommener Umständlichkeit, als kleine Zeddel mit der Inschrift: „Einen heiligen † willigen Sinn † Gott die Ehre † und Hülfe dem Vaterland", welche den Ort, auf dessen Schwellen sie befestigt werden, vor Brunst schützen, oder an einem Steine ins Feuer geworfen, dasselbe löschen, ja sogar — und dieß mit mehr innerer Wahrheit — auch gegen die Gefahren des Höllenfeuers den Christen schützen. In unserer Schweiz nun scheint diese eben dargestellte Macht der Heiligen mehr in den Hintergrund gedrängt worden zu sein durch die Vorstellung einer auf natürlichem Wege sich daraus ableitenden. Wie nämlich das Feuer vermöge seiner reinigenden Kraft von jeher auch als Schutz gegen Krankheit angesehen wurde, so empfiehlt, mit eben dieser Absicht, der Obhut der heil. Agathe der Land-

[1] „Segne diese Brote, Früchte, Wasser, Wein, Kerzen u. s. w., die hier zur Ehre der heil. Agathe aufgestellt sind, und gib, daß, woimmer sie gegen Feuersbrunst geworfen oder gestellt werden, alsobald das Feuer erlesche."

mann — zu sich und seinem Gesinde will er schon selber schauen — das liebe Unvernünftige. An der Stallthüre des Solothurner Gehöftes von altem Schlage sehen wir daher den „Agathezödel“ prangen, ein mit lateinischen Inschriften [1] versehenes und bunt bemaltes Blatt, das am Agathentage vom Priester gesegnet worden. Anderwärts wird der Zusammenhang zwischen Ursache und Wirkung in einer weniger spirituellen Weise vermittelt. In Uri läßt man sich Agathen-Brod und Agathen-Mehl von der Kirche segnen. Der Fricktthaler Hausvater theilt von solchem Brote zunächst an alle seine Hausgenossen aus, dann gibt er auch allen Hausthieren davon, vom Rosse bis zur Katze; einen Rest endlich hebt er bis zur Brotsegnung des folgenden Jahres auf, um davon einem etwa erkrankenden Gliede des Hauses ein Schnittchen in die Suppe zu geben, dem Vieh unter das Futter zu mischen. Nur das Schwein darf, wie überhaupt kein Brot, so namentlich von diesem besonders gesegneten, Nichts bekommen. Die kirchliche Weihe bewahrt solches Brot auch vor dem Grau-, ja vor dem Hartwerden.

So weit besteht der Brauch auch in der Grafschaft Baden, im Thurgau und ohne Zweifel noch in andern katholischen Orten. Im Wallis theilt die Kirche nicht nur Agathen-, sondern auch Ostern- und Kirchweihbrot an die Gläubigen aus. Im Fricktthal aber ist außerdem noch die Erinnerung an das ursprüngliche Amt unsrer Heiligen lebendig. Dort wird nämlich auf jeden Laib oder Halblaib Agathenbrotes vermittelst eines schönen Seidenbandes ein mit Farben oder mit kunstreicher Bearbeitung durch die Scheere geschmückter „Agetezedel“ befestigt, für dessen Herstellung unter den Nachbaren ein eigentlicher Wetteifer herrscht. Der Zeddel trägt die schon angeführte Inschrift lateinisch [2] nebst den Chiffern K. M. B. zu Ehren der heiligen Drei Könige, auf deren Vorabend der Agathentag fällt; auch in den Freienämtern werden diese drei Buchstaben (und nur dieß) auf die Innenseite der Hausthüre angekreidet; der Fricktthaler aber befestigt dort den vom Brote abgelösten Zeddel und mit dem bestimmten Glauben der Abwehr von Feuersnoth. In der Grafschaft Baden sind solche Zeddel erst in der neuesten Zeit von den Haus- und Stallthüren verschwunden; noch aber herrscht die Zuversicht, daß das Agathenbrot ins Feuer geworfen dasselbe teppe d. i. dämme. Von der Wirkung des gesprochenen Agathensegens gibt Rochholz ein interessantes Beispiel [3]. Aus jenem unerschöpflichen

[1] Etwa der selben, welche Gelasius überliefert hat?

[2] Sie soll von dem Schleier der Heiligen, welchen man einst dem Ausbruche des Vulkans entgegentrug, kopiert sein.

[3] Noch weiß man im Fricktthale von einem bestimmten Erfolge im Jahre 1740.

Buche ersehen wir auch, daß das genannte Brot ebenfalls vor Gespenstern schützt und daß die Erdmännchen es nicht mögen.

Unser Vaterland scheint, wie so vieler, auch dieser frommen Gebräuche letzte Zuflucht zu sein. Nur sind sie in den reformierten Theilen abgegangen und vergessen [1], und dort bewahren nur noch eine matte Erinnerung daran die Abzählverse der Kinder, wo denn freilich die Worte, eben weil das Rechte nicht mehr verstanden wurde, bis zur Unkenntlichkeit und zum Unsinn verdorben sind. Neben dem Richtigen, „Agathebrod in der Noth", hört man häufiger „Acherbrod (Ackerbrod, Rachelbrod, Änisbrod, Hackebrod, Ankebrod, Ankebrosi) [2], Dintennoth (Zinnerenoth, Zimmernoth. Bernerisch, vielleicht ebenfalls richtig, „zünd't i Noth"). Vgl. Rochholz, Alemannisches Kinderlied S. 119 f., welches reiche und scharfsinnige Werk uns einzig auf diese Spur geleitet hat. Auch der wackere „Großätti aus dem Leberberg", ein dem Antiquar und Germanisten nicht genug anzuempfehlendes Büchlein, bringt Beispiele bei, die fast gleichlautend von den Kindern im Wallis hergesagt werden [3].

Da im Thurgau die Kinder „Ä'getebrod" sprechen, so kann nicht geläugnet werden, daß eine von der oben aufgestellten Etymologie abweichende des Herrn Dekan Pupikofer alle Beachtung verdient. Nachdem der unermüdliche Sammler des Thurgauischen Spezialidiotikons sich umsonst an den Altmeister der Germanisten, J. Grimm, selber um Aufklärung über den räthselhaften Ausdruck gewendet hatte, empfahl sich ihm die Deutung auf Hungersnoth, allerdings eine in frühern Zeiten die Völker oft und schwer genug heim-

---

[1] Der in Zürich erschienene „Jesuitische Goliath" (1741 S. 285) enthält eine Anspielung auf den Glauben an das Löschen der Feuersbrunst durch geweihtes Brot oder die Hostie als eine Sonderbarkeit der andern Confession. Ein Jahrhundert später aber ertönt von katholischer Stätte aus die Klage: „Wo (d. i. zu der Zeit, da) die Andacht zur heil. Agatha noch recht lebendig gewesen, da waren keine Feuerassekuranzen und Brandkorps nöthig."

[2] Elsässisch „Ägesbrod". Die Spieljugend Hamburgs setzt für das Unverstandene und ihr allerdings schon länger abhanden Gekommene leck: Gerstenbrot.

[3] Als Beispiel hier — weil sie sonst noch nirgends gedruckt sind — die Fassungen, welche in Bern und im Zürichbiet gehört werden, und zwar dort: Aenige dænige doppeldē — Drĭffel draffel drummelmē — Ackerbrōt zünd't i Nōt — Dä und dă ist dusse g'stande — Eis, zweu, drei — Und du bist frei. Hier: Aenige mænige tumpeltī — Tivele tavele numenī (oder Tumenī) — Eggebrōd (Egge statt Egte d. i. Agate; in Uri und Glarus als Taufname Agti) dintenōd — Wer kann eis zwei drū zälen — Der will ich us dem Ring use (hinaus) schnellen. Eigenthümlich ist die in der March gehörte Fassung: Anneti, banneti doppeldē — Schnifeli Schnăfeli immersmērs — Chabisbrod — In der Nod — d' Pfanne zieht bolzgrad oben use. Vgl. auch Baslerische Kinderreime Nr. 78.

suchende Landplage, welche wohl die Armen zwingen mochte, ein Substrat des Brotes aus „Acheren", den Früchten der Eiche und Buche, von der vorgeschrittenen Kultur sonst längst als „Acherig" den Hausthieren abgetreten, zu bereiten oder von den Waldbäumen der „Ägerten", des öden Weidelandes, zu gewinnen. Allein abgesehen davon, daß uns positive Nachrichten über dergleichen Maßnahmen mangeln, dagegen das „Agathenbrod" noch mancherorts zu Brauch besteht, so ließe sich die mannigfache Verdrehung so allgemein bekannter, der Volkssprache noch gäng- und gäber Wörter weder rechtfertigen noch begreifen. Wir müssen uns deßhalb zu der Erklärung, welche Rochholzens Späherauge entdeckt hat, bekennen.

Die wenigsten Brotnamen bezeichnen die Qualität direkt, d. h. nur die Qualität, und von diesen wenigen ist die Hälfte ausgestorben, außer Cours gekommen und entbehrlich geworden. Das Älteste Stadtbuch von Luzern bestimmt, daß der Pfister sol zwei selwe prot bachen vmb j. den. . . . vnd sament in die schale (öffentliches Verkaufslokal) tragen. Das Wort kann kaum etwas Andres sein als das altdeutsche salwe (schwarze) [1], da provinziell in einer Menge von Adjektiven der Umlaut unorganischerweise (zum Theil aus den Steigerungsformen) eingedrungen ist. (Vgl. S. 36, Anm. 1. und spor S. 97. Auch das oberwähnte talgg lautet Bündnerisch tälgg.)

Gemäß einem der Hofrödel aus der Gegend von Basel soll man den Banwarten geben Roten Win vnd ungeroden Brod und Böckenfleisch; Grimm führt die selbe Bestimmung an mit der Form ungeriden. Keine von beiden will sich fügen, daher setzen wir unbedenklich entweder Nachlässigkeit der Schreiber oder Licenz der Mundart voraus und rekonstruieren dafür ungereden, von dem Verbum reden, räden, das *theils* stark, wie geben, theils schwach (Partic. g'räbet) flektiert; ein althergebrachtes und noch in manchen Mundarten lebendes Wort, welches in erster Linie das Säubern des Kornes, der Asche u. s. w. durch ein gröberes Sieb, dann (Unterwaldnerisch) auch das Säubern durch Aus- und Ablesen (z. B. den Grind, Kopf) bezeichnet; bei Maaler räden, Durch ein sib schlahen; der Abräder, in der Mühle ein Sieb unter der Ausmündung des Beutels, durch welches die gröbere und die feinere Kleie gesondert werden.

Die zwei ziemlich synonymen Ausdrücke Schwarzbrod und Rüchbrod (der Unterschied ist mehr nur ein subjektiver, auf der Apperception

---

[1] Franz Pfeiffer zu Kopp's Geschichtsblättern.

durch verschiedene Sinnesorgane beruhend) sind selbstredend[1]. Es ist das pain bis ober gros pain der Franzosen; plattdeutsch, wohl bezeichnend für die landschaftlichen Verhältnisse jener Bevölkerung, Brot schlechtweg genannt[2]. Die Volksphilosophie gibt den Rath: Bäss (es ist besser) z'erst Rüchbröd esse und de (nachher) ds wîsse[3]. Das Letztere, das Wîß-brod, hat nämlich dem Volke die Bedeutung des leckern Bissens. Es spielt deshalb eine Rolle unter den Gedingbroten und wird häufig in den Offnungen ausbedungen. Ye zwen gänd (gehen) ze Abende in des Meyers Hof, die erren (pflügen) söllent, und nement ein Burdi Höwes das der Minder (der Kleinere, Schwächere) uf den Meren hilffet, und Morndes (am Tage darauf) gibt der Meyer ye zween vier wissi Brot (Hüningen); deutlicher erhellt die Werthschätzung in der Offnung von Kloten: Wenn ouch der Keller mit den hofschnittern schnidt, so soll er Inen güttlich thuon und soll Inen zemorgen gäben knoblouch vnd wisses brott vnd zeImbiss Kruth vnd fleisch, vnd ouch wysses brott, vnd zenacht einen Bratten alss gewonlich Ist ein nacht bratten[4]. Auch sind die städtischen Behörden darauf bedacht, daß der Markt dieses Artikels nicht ermangle. Die von Dießenhofen verordneten daz die phfister die vnder die loben (Lauben) bachend . . . die loben sont besorgen daz man an drin (drei) enden vnder lôben wys brot sol finden von der zit so man ze singenn lüt (vgl. oben Singzît) vntz vff die vesper[5].

Als die „Gesellschaft der Herren Gelehrten auf der Chorherrenstube“ zu Zürich die Stubenhitzen zu Neujahr 1779 ebenfalls mit sogenannten Neujahrsstücken zu erwiedern begann, fühlten sie sich zu folgender Apostrophe veranlaßt, mit welcher sie die Neuerung und Vertauschung eines materiellen

---

[1] Rüch ist die ächte Form für das in zwei Punkten abgewichene schriftdeutsche „rauh“, das der Schweizer, welcher sonst au und ou im Laute unterscheidet, beim Lesen mit dem einheimischen rau vermengt; dieses letztere ist das „roh“ der Schriftsprache, indem au und ō nicht selten wechseln.

[2] Dem Antiquar und Culturhistoriker ist vielleicht eine bezügliche Anekdote interessant, welche Ducange V, 52b über den heil. Majolanus aufgezeichnet hat.

[3] Der Großkeller des Chorherrenstiftes Zürich hatte Veranlassung über die Wahrheit der „Weisheit auf der Gasse“ nachzudenken, da er zu seinem Jahreseinkommen zwanzig Wochen lang „Brod wie ein anderer Chorherr, zweiunddreißig Wochen aber nur schwarze Brod“ empfing.

[4] Vgl. oben Nachtbrot.

[5] Ähnlich 1764 die Zürcherische Regierung: daß die Bäcker auf der Landschaft stets mit beyden Gattungen versehen seyn, zumalen (und zwar) das schwarze Brod um den fünften Theil wolfeiler als das weisse Brod von ihnen verkauft werden solle.

an einen geistigeren Genuß einleiteten: Ihr verwundert Euch, liebe Knaben und Töchter, dass ihr heute anstatt der Weissbrödtlein oder anderer Leckerbissen, die man Euch zum Geschenke gab, dieses gedruckte Blatt mit einem Kupferstiche empfanget. In Lindinner's Jährlichem Haußrath auf 1725 ist dieser Leckerbissen zum Gegenstande einer Vexierfrage gemacht: Was ist besser als ein Weissbrod? Antwort: Zwey. Stutz erzählt in seinen Erlebnissen: Es ging an der Gant um meine Liegenschaften wie um's Weissbrot.

Wie bescheiden vormals die Bauern selber ihr Brot im Verhältnisse zum Weißbrote taxierten, erhellt (wenn anders die Zahl richtig gelesen worden ist) aus einer alten Verordnung: "wenn ein frömder sich in Hofstetten wolle dass Burger Rächt Einkauffen, so müesse er jedrem Burger 1 Mss Weyn und 1/2 Weissbrod oder 10 *ß*. Rächt Buhren Brod etc."

Im Zürcher Oberlande gehört selbst in unserer verwöhnten Zeit noch zu einer Helseten (Pathengeschenk zu Neujahr) das zweipfündige Weißbrötchen. Die Weiber, welche sich auf dem Hofe des reichen heirathslustigen Bauern in Gunst setzen möchten, beschenken die dortige Schaffnerin, „Eine hier mit einem weißen Brötchen, dort Eine mit einer Flasche Rothen, oder eine Andere mit einem Hals- oder Nastuch." Diese Brotart wird nicht in der Haushaltung bereitet. Daher der Volkswitz: Mit-em Wîssbrod chann-me[n] (man) 's Hûsbrod spare[n]. Es ist sogenanntes Feilbrot, muß im Kramladen geholt werden und wird von jeher vom Wirthe den Gästen vorgelegt. Auf Letzteres bezieht sich die Offnung von Rorbas: Wellicher wyn hat, der im selbs gewachssen ist, vnd den schëncken will, der soll vier haller inn die täfer (Taverne, welche dem Gerichtsherrn gehörte) entrichten, vnnd soll auch wyssbrod (dessen er für seine Gäste bedarf) in der täfer nemen. Um sich ein Gutes zu thun, holt man noch jetzt etwa aus dem Wirthshause ein Weißbrot, welchen Brauch unser Stutz zu manchen komischen Situationen benutzt. Die verbreitete Redensart, mit welcher der Krämer das Markten abschneidet, indem er von seiner Waare aussagt, sie habe ihren (festen) Preis wie ds Wîssbrod, erhärtet nicht bloß das eben Gesagte, daß dieser Artikel von jeher mußte gekauft werden, sondern berührt die ehemaligen den jetzigen entgegenlaufenden Preisbestimmungen der Feilbäcker, welche wir bei der Besprechung des Verhältnisses dieser Leute werden zu erörtern haben. Dieses Gebäck leitet uns übrigens bereits zum zweiten Theile unseres Thema's. Hier soll nur noch bemerkt werden, daß der Name haftete, auch wenn zeitweise die Sache sich änderte. Die Supplikation der Zürcher Pfister um die

Mitte des vorigen Jahrhunderts behauptet, es sei allgemeine Klag, dass weder der Burger zu einem Haussgebäch, noch der pfister zu dem Verkauff Kein gut weissmähl mehr bekommen, und hiemit Kein währschafft (eigentliches) weis-Brot (das doch von seiner ehemaligen weisse den Nammen empfangen) mehr gebachen werden könne. Für den synonymen Ausdruck Schönbrot gehen uns schweizerische Belege ab.

Es bleiben uns zwei Brotnamen zu besprechen, deren Etymologie so sehr verdunkelt ist, daß sie der Rubricierung vorderhand spotten. Wir fügen sie darum hier an.

Nur wenig bekannt in der Schweiz ist der Bompernickel, in oberdeutscher Aussprache Pumperniggel, der eigentlich heimatlos ist, seitdem Dr. von Eye, in diesem Punkte von seinem Recensenten nicht angefochten, denselben des Bestimmtesten von dem westphälischen Dialekte, in welchen er sonst von den meisten andern Berichterstattern[1], auch von der gelehrten Monographie Hoffmanns, Propent. de pane grossiori Westphalorum vulgo Bompournickel, verlegt worden war, ablehnt. Und doch hat dieses Gebäcke, welches aus ungesiebtem, die Kleie behaltendem Roggen in großen, länglich-viereckigen Laiben mit harter Kruste bereitet wird, eine Art sprichwörtlicher Berühmtheit erlangt, wie so manch anderer Wohlthäter des Menschengeschlechts, dessen Geburtsstätte es nicht erfahren hat. Die beiden Bestandtheile zur Construktion des Wortes finden sich überall in den deutschen Mundarten, so daß wir der landläufigen Anekdoten zu seiner Erklärung entrathen können. Der Grundbegriff ist der von etwas Klotzigem, und es dürfte zunächst ein kleines, unförmliches Bürschchen bezeichnet haben. Wenn der kleine Aargauer gewaschen wird, geschweigt man ihn mit diesem Liedchen: I bin e chleine Pumperniggel, I bin e chleine Bär, Und wie mi (mich) Gott erschaffe hät, So wagglen-i derher. In Kärnthen u. s. w. versteht man unter Pumperniggel ein kleines, lebhaftes Kind. Auch die Landsknechte von ehemals sangen von der Wiederkunft „Bompurnickel's, der die Schuh mit Bast gebunden". Es war vielleicht geradezu ein Name der Zwerge, der Erdmännchen, wie bei Rochholz zu ersehen. Ein Schnaderhüpfel vom Fichtelgebirg lautet: „Der Pumpernickel sitzt hinter'n Stöl (Stuhl), Flickt seine Hosen, hat kein Fo'n (Faden), Wart i thu's der Mutter sog'n, Daß du flickst und hast kein'n Fo'n." Schon an das einfache Niggel knüpft sich die Vorstellung der unförmlichen, plumpen Kleinheit; vielleicht

---

[1] Von Liebig werden Münster und Osnabrück als die Mittelpunkte dieses Gebäckes angesehen.

an und für sich derjenige bloßer Kleinheit. So kann es das Kind in kosender Weise als das niedliche Figürchen meinen; häufiger freilich meint es das im Wachsthum noch Zurückstehende, das Unentwickelte und gar das bleibend Verkümmerte. „Du bist ja nur so ein Niggeli!“ weist dem naseweisen Bürschchen seine Schranken an. So heißt auch die noch nicht zur Reife gediehene, noch nichtsnütze Kirsche. Im Muotathal bezeichnet Niggel das Rind mit verstümmelten oder auch abwärts gebogenen Hörnern (wie Mutti, Mutsch, deren Grundbegriff ebenfalls derjenige der Verstümmelung ist, eine derartige Ziege). Süniggeli sind die Ferkel. Wenn im Aargau Niggel auch etwa einem Pferde als Name ertheilt wird, so dürfen wir uns vielleicht daran erinnern, daß mit diesem Worte in Norddeutschland wirklich ein kleines Pferd bezeichnet wird, auch mit dem lautlich anklingenden englischen nag und nacker, und von dem Reitpferde findet sodann in beiden Sprachen die Übertragung auf das Freudenmädchen Statt. Der mißgestaltete Zwerg mit dem enormen Kopfe schwebte der Benennung des Hohlkreisels vor, oder mit Maaler zu reden, "des Klotzes oder topffes darmit die jugend kurtzweylet." Auch der andere Name, Hurrlibueb, faßt ihn ähnlich auf. Der Niggel, mit dem die Knaben in Unterwalden spielen, ist eine hölzerne Kugel mit einer Art umgekehrter Nase; auf diese wird mit einem hölzernen Schwerte geschlagen, um die aufspringende Kugel mit einem zweiten Schlage in möglichste Entfernung fliegen zu machen. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß in früherer phantasievollerer Zeit der eine wie der andere Niggel, wie hundert andere, hausräthliche und architektonische Gegenstände auch in der Gestalt den zwerghaften Erdmännchen nachgebildet wurde, denn unter den Namen dieser heimeligen Wesen finden wir auch unser Wort. Indem Rochholz diese Benennung auf die Tanzlust der Elbe bezieht, schwebte ihm wohl das abgeleitete Verbum niggelen, in deutschen Mundarten „naggeln“, vor, welches allerdings auch eine wackelnde, rüttelnde Bewegung bezeichnet[1]. Die Grundbedeutung ist auch hier die des Kleinlichen, einer aufs Kleinliche gerichteten oder mit kleinlichen Mitteln vollzogenen Thätigkeit. Es heißt namentlich sich an einer kleinen mechanischen Einrichtung, z. B. einem Uhrwerke, Schlosse, Thürfalle u. dgl. abmühen, daher die Niggelifalle eine solche, welche die Maus todt schlägt, wenn sie an dem Specke rüttelt[2]; mit ähnlicher Beharrlichkeit sich in seine Ökonomie oder in das Kritisieren einbohren, filzig oder keifsüchtig sein; daher der Nig-

[1] Westerwäldisch nickeln auch intransitiv wackeln, lose sein, von der Klinge eines lahmen Klappmessers.

[2] Oder ist Niggeli das Sperrhölzchen?

gel, Nigger, Niggi, wie das englische nigg-ard, d. i. Nick-hart und nagre, der Geizhals; niggeln heißt auch überhaupt Jemanden quälen, necken, und dieß gesteigert bis zum prügeln, ja in derb scherzender Rede heißt es gar tödten, z. B. die Krankheit hat ihn geniggelt. Überhaupt wird der Ausdruck auch auf die Wirkung der leblosen Natur angewendet und bedeutet (substantivisch der Niggeler) das schmerzhafte, unablässig wiederkehrende Prickeln der Kälte in den Fingerspitzen [1]. Ins moralische Gebiet übergetragen, meint es einen am Gemüthe nagenden Ärger. Nahe liegt für Niggel die Vorstellung der Plumpheit und überhaupt des abstoßenden Eindruckes. Du wüeste Niggel! So gebraucht es auch Gotthelf für einen schmutzigen, widerwärtigen Kerl. Schwäbisch bezeichnet es einen kleinen Eigensinn, plattdeutsch einen verächtlichen Gegenstand überhaupt. Im Luzernerbiet scheint es einen von Unpäßlichkeit befallenen (und in Folge davon mürrisch gewordenen oder unappetitlich aussehenden Menschen zu bedeuten; und vielleicht gehört auch hieher die Redensart: es ist ein Niggel dahinter, dazwischen, d. i. ein unerwartetes Hemmniß, ein Häklein. Wenn nun freilich Niggel auch das hochdeutsche Niklaus ist und allerdings die Volkssprache es liebt mit gewissen Taufnamen die Vorstellung von moralischen und physischen Eigenschaften zu verbinden, so ist in dem vorliegenden Falle die Anlehnung mehr nur eine zufällige. Wir haben es offenbar mit Ableitungen einer Wurzel der i-a-u-Reihe zu thun; man erinnere sich der oben erwähnten englischen Formen nag und nagre, und überdieß gehen neben Niggel, niggelen auch Formen mit a resp. ä nebenher. Näggel: unreife Kirsche; nackeln in deutschen Mundarten, schweizerisch näggelen mit den selben Bedeutungen wie niggelen, überdieß bei Maaler: "mit dem schnabel Näggelen, als die storcken': crepitare rostro". Im Mittelhochdeutschen begegnet uns die nac-heit, d. i. auf Bosheit gerichteter Sinn, von welchem Stamme dann neuhochdeutsch necken weiter abgeleitet ist, das im Holländischen gar tödten bedeutet, wie niggelen gewissermaßen auch, und wie wir die gleiche Begriffssteigerung vom Necken im Allgemeinen zum Schlagen mit den Füßen und endlich zum Tödten in den drei sich nahe verwandten neuhochdeutschem quälen, zürichdeutschem chellen, englischem kill haben [2]. Altnordisch ist (k)nick(r) sowohl das gröbliche Anpacken als die böse List. Die Vermittlung der sämmtlichen Bedeutungen von Niggel u. s. w. bietet vielleicht das englische nack,

---

[1] Ob die mit Niggel bezeichnete Krankheit bei Ziegen, bei welcher sie Splitter zwischen den Klauen bekommen, ebenfalls ein unaufhörlich zuckender Schmerz sei, wissen wir nicht.

[2] Schabernack dagegen soll einen ganz andern Ursprung haben.

ab-, einschneiden, nick die Kerbe, wovon das später zu erwähnende nickstick, Kerbstock. Das Schwanken zwischen g und k darf uns nicht abschrecken, es besteht auch in den deutschen Mundarten ohne wesentliche Bedeutung; das Kärnthische lautet Nëgl, Nīgl, Pumpernīgl, und auch Schmeller u. A. lassen den Guttural unbestimmt.

Durch den ersten Theil des Wortes Pumpernickel mag der selbe Begriff unförmlicher Plumpheit verstärkt sein, denn pumplig (baierisch „pumpet") heißt „untersetzt", kurz und dick, z. B. in dem Spottreim, welchen der noch eben so pumplige Witz der Schulkinder einem Kameraden entgegen singt: Dick und pumplig, churz und stumplig ist N. N.; mit Pumper (auch Bumpel, Bumbel) bezeichnen wir nicht bloß die unschön vollgestopfte Tasche, sondern auch eine kleine, dicke Person, sogar ein niedlich dralles Mädchen, mit Bummer zunächst eine Hunderace mit kurzem Kopf und gedrungenem Leibe, in scherzhafter Rede auch eine Person. Oder pumperen (pumplen, bummeren, bummen) dumpf hallen, dröhnen z. B. von fernem Gewitter- oder Kanonendonner, dumpf klopfen, mit solchem Tone niederplumpsen, kann auf einen Tölpel, seinen Gang und seine Hantierung deuten, woher auch die scherzhaften Pumperwitzen, Bumpiß, und solothurnerisch Einem den Pumperniggel singen, d. i. Einem den Hintern mit Schlägen bearbeiten, was niggelen ja auch zuweilen bedeutet. Die letztere Redensart mit Anlehnung an ein bekanntes Sprichwort: Wo 's der Brûch ist, leit (legt) me^{n} d' Kue i^{n} ds Bett und singt der Pumperniggel i^{n} der Kilche^{n} (oder, wie man in Einsiedeln sagt: schlät me der Pumperniggel, nämlich auf der Orgel). Es muß offenbar ein vor Altem beliebtes, landläufiges Lied damit gemeint sein, das einst so gemein und in Jedermanns Bereich war, daß man im Knonauer Amt noch heutiges Tages, um Geringschätzung auszudrücken, sagt: „I wett (wollte) der nüd de Pumperniggel drum singe^{n}." Den Namen hatte es vielleicht wie das ebenfalls sprichwörtliche Bohnenlied von der Wiederholung des Wortes im Refrain; vielleicht war es das oben erwähnte Landsknechtenlied.

Noch andre Erklärer des Wortes Pumpernickel wollen an dem ersten Bestandtheile die Vorstellung des Schalles urgieren und sie auf die Wirkung dieses derben Gebäckes beziehen. Habeant sibi! Es mag schließlich nur noch erwähnt sein, daß anderwärts mit Nickel auch andre Gebäcke und Gerichte bezeichnet wurden, als: Commißnickel, Biernickel, Pauternickel.

Ebenfalls an die Namen für die größeren Laibe (obwohl es in Schwaben, Baiern, im Algäu Kreuzerbrötchen bedeutet) reiht sich ein Wort, dessen

Verbreitung vom Vierwaldstättersee bis nach Kärnthen hinein ununterbrochen verfolgt werden kann, in der Schweiz freilich nur noch ein Scheinleben fristend und recht eigentlich den Antiquaren verfallen. Nicht als ob ein solcher Antiquar bloß den Mund aufzumachen brauche, damit ihm die Taube gebraten hineinfliege: im Gegentheil entschlüpft es wie ein Aal zwischen den Händen, so oft man zudrücken will, denn jeder Ort und jedes Zeitalter hat ihm seinen eigenen Stempel aufgedrückt. Hier gilt es als Weißbrod (Tirol, Baiern, Algäu, theilweise im Kanton Zürich), in mittelhochdeutscher Literatur wîz alsam der snê gepriesen, und die althochdeutsche Sprache hatte die Zusammensetzung semalvochenza; selbst als ein Zuckerbrot und Pathengeschenk oder als Festbrot an Ostern und Weihnachten (Würtemberg, Kärnthen, Bünden, Tirol); dort als Schwarzbrot (Zürich 15. und 18. Jahrhundert), im Innthal sogar Bezeichnung eines schlecht gebackenen Brotes. Varietät zeigt auch der Name. In der Schweiz im 14. Jahrhundert vochentzins, vochenzis[1], im 15—17. Jahrhundert vockenzen, wie im althochdeutschen und mittelhochdeutschen Wörterbuch (fochenza), im 18. Jahrhundert noch ebenso oder mit Ausstoßung des n, Fogezer- oder Fogezenbrod, was noch gegenwärtig die gültige Form ist mit der Nebenform Fogessen-, Fogese-, Fogissenbrod. Allenthalben erscheint das Wort, wo ein Geschlecht sich angeben läßt, als weiblich, nur in Kärnthen „der Fochanza".

Suchen wir unsern Proteus einmal auf unserm heimischen Boden festzunehmen. Eine Zürcher Rathserkenntniß von 1331 (in Laufers Beiträgen Bd. II S. 29 u. 36) setzt bei Anlaß eines Stoßes, so die pfister mit einander hatten, fest: swele pfister veiles bachet der sol mit namen einen tisch han in der brotlauben. . . . . Sweler pfister aber vochentzinss bachet, die suln nieman enkein brot geben, wan der in kernen vorhin git. Ferner: umbe die pfister, die Zürich vochentzins bachent; also dass si zen Heiligen sweren suln, daz si menglichem, der in ze bachenne git, dem sol man sin korn an brot wider geben bi dem eide.

Ein anschauliches Bild von dem Verkehr zwischen dem Foggenzer und seinem Kunden gibt, ebenfalls aus den Urkunden, F. v. Wyß, Zürcher Con-

[1] Diese Endungen gehören einer der Volkssprache sehr geläufigen Adjektivbildung, die sich auf alle möglichen Stoffnamen verwenden läßt; kälberin, rinderin, schäfin, bönin; feuriner ernst (Basler Bibel 1523). Das s ist die Endung des Neutrums, das hier substantivisch zu verstehen ist, wie der gäng- und gäbe Ausdruck Schwini(n)s, Schweinefleisch.

kursverfahren S. 106. „Der Verkehr zwischen einem Voggenzer und dem Bürger wurde in der Beile vorgemerkt, auf der einen Seite der Kernen (das Soll des Bäckers), auf der andern Seite das gelieferte Brot (das Haben des Bäckers). Die Anzahl der Brote, welche für ein bestimmtes Maß Kernen nach Abzug der Procente des Bäckers gegeben werden mußte, war obrigkeitlich bestimmt."

Die Stellen genügen, um zur Evidenz zu bringen, was ein Foggenzer war. Es mag nur noch zu weiterer Aufklärung beigefügt werden, daß, wenn schon die Pfister oder Bäcker sich damals sonderten in Feiler und Foggenzer, die Letztern, unter Bedingungen, doch zugleich auch Feiler sein konnten. In der oberwähnten Urkunde bei Laufer heißt es nämlich auch: swas pfisteren Zürich ist, die vochentzinss bachent, wellent die veiles bachen, so suln si pfennewerdigü brot bachen von ir eigem korne und suln ouch tische haben in der brotlauben. Auch die Zürcher Pfisterordnung von 1426 gibt die selbe Latitüde. Consequenter war der Luzerner Rath, der 1418 verbot: welcher pfister vockenzen bachet, der sol anders kein wisbrot noch kernes nit bachen noch veil han.

Das Alles wirft freilich nur ein spärliches Licht auf die Beschaffenheit des betreffenden Brotes selber. Um uns über dieselbe aufzuklären, müssen wir vorzugsweise städtische Verhältnisse berücksichtigen, denn diese waren der Boden, auf dem die Institution der Foggenzer erwuchs, und namentlich werden wir in Zürich, wo der fragliche Brotname bis an unsere Tage gangbar gewesen ist, Aufschluß suchen und finden. Fries und Maaler, Beide im 16. Jahrhundert, erklären es mit autopyros panis, panis civilis, Burgerbrot, das nechst nach dem weyssbrot. Aus der Vergleichung der beiden Wörterbücher erhellt, daß Burgerbrot nicht ein volksthümlicher Ausdruck der Zeit war, sondern eine schulmännische Übersetzung, denn Maaler fügt bei: foggentzer brot bey vns genant.

Das Brot, zu welchem der Bürger dem Bäcker das Mehl gab, war also Brot von einer besondern Beschaffenheit, es war zweiter Qualität, und wer sich mit Simmelbrot ein Gutes thun wollte, kaufte dasselbe in der Brotlaube beim Feiler.

Genauern Nachweis über die Art des Foggenzerbrotes geben uns aber die Urkunden des selben Zeitalters. Im J. 1537 behauptet das Gewerke in Zürich dem Rathe gegenüber, das man von yewälten här zweyerley büttel (Beutel am Mahlkasten; demnach zwei Sorten Mehl), dessglychen eyn wenigli bonen zum Vogketzer brott nach zymmligkeyt damit der teyg dest gernner byeinander belibe, gebraucht habe; und wirklich haben daraufhin

Mine Herren (immerhin doch nur für dissmal) Inen vergönnt diewyl von altemhar zweyerlej brott, eyn wissers, vnnd ein Rüchers für den gemeynen armmen Man by den Vogketzern bachhen, Vnnd züdemselben brott zwen büttel, darzû allweg eyn klejnelj bonen Inn Vogketzer teyg (als man denacht Inen pfligt allerlej korns, das ettwa nitt zum besten, Inzeschütten) brucht worden, Das sy recht wie si's bisshar brucht fürfaren. Als im Jahre 1544 die Zunft beim Rathe petitionierte, daß derselbe darauf verzichten möchte, das Brot für den Spital und andere öffentlichen Ämter in eigener Anstalt herzustellen, erklärten sie sich bereit, daß sie sich mit sollichem gebächt gar gern ein höcher gewicht weder aber (als) dass Voggentzer Brot von Urchen (lauter, pur) kernen gebachen hat, nach der Gnedigen Herren gfallen uffsetzen lassen wollten. Doch beruhte solche Scheidung in zweierlei Sorten offenbar auf eingeschlichenem Mißbrauche, dem der Rath im Jahre 1593 mit Entschiedenheit entgegen trat: Das die Voggetzer nit wie etwan beschechen, dass reiner mäl vssziechen, vnnd erst vss dem vbrigen rüchers, sonders allein einerley brot, wie das der bütel erstlich gibt (beim ersten und einmaligen Durchlaufen durch das Beuteltuch), durchvss bachen vnnd einem wie dem anndern glyches brot gëben, vnnd also wyssers vnnd rüchers brot von einerley mäl zebachen Inen abgeschlagen syn. Das Bereiten der geringeren Sorte war mißbräuchliche Neuerung gewesen. Das Foggenzerbrot sollte von Rechtes wegen die Mitte halten zwischen dem Kleingebäcke der Feiler aus Semmelmehl und dem Rüchbrod. In einer Erwägung des Zürcher Rathes von 1572 wird ausdrücklich gesagt, daß der mentsch mit dem Voggentzer Brot vil bass vnd satter, dann mit dem Veyler brot gespysst werden mag. Auf der andern Seite sehen wir dem Spitalmeister anno 1594 die Vollmacht ertheilt, da Spital und Almosenamt das Bereiten ihres Bedarfes, der natürlich im Allgemeinen in Rüchbrod bestand, selber an Hand nehmen, den öffentlichen Pfistern Kernen zu Wyssem Voggentzer Brot, etwann granckenen Lüthen, ald sust zebruchen, uss dem allmussen ammt Inzeschütten. Aus dem folgenden Jahrhundert, da Theuerungen die Bürger veranlaßt hatten wieder im eigenen Hause Brot von gröberer Qualität zu bereiten, vernehmen wir die Behauptung, daß Jedermännigklich reiche und arme dass Voggentzer-Brot, ob es auch gleich in höcherem preyss, dem anderen vorgezogen, und alsso Lieber mit einem kleineren und guten, alss aber grösserem und räucherem Stuck Brot sich vergnüegen wollen. (anno 1699.) Den genauern

Nachweis über die Bestandtheile des Foggenzerbrotes erhalten wir durch die Pfisterordnung von 1417 (repetiert 1448): Dass dieselben Vockentzer söllent gerecht gůt Brot bachen von gůtem Kernen (d. i. Dinkel) alss dass Sj darunder weder Roggen noch gersten mischen. Item, dass Sy von den Lüthen, so Sy dann bachend, je unter XL mütt Kernen einen Mütt bonen für einen mütt Kernen nemmen söllent. Dem fügt die selbe Ordnung aber bei, daß, wenn die Foggenzer „Weggen" bachen, dieselben je $2^1/_4$ ℔. wägen und aus einer gleichtheiligen Mischung von Kernen und Roggen bestehen sollen, woraus erhellt, daß die oben angeführte Erklärung der Pfister von 1537 nicht alles Grundes entbehrte.

Freilich, "mit den veränderten Verkehrsverhältnissen und dem Verbote der Naturalgültzinse musste auch die bestimmte Scheidung der Voggenzer von den Pfistern (soll heißen Feilern) fallen, selbst der Name Voggenzer verschwand im 17. Jahrhundert"[1]. Allein der Name für das Hausbrot blieb, und was in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts Waser (Vom Geld, S. 48 f.) beiläufig vom „Vogetzer Brot" seiner Zeit erwähnt, indem er es mit dem Präsentz- oder Hofbrod der Chorherren, in den alten Statuten Capituli Thuricensis panis præbendalis genannt und unmittelbar über den panis furfuraceus, das Krüschbrod, gestellt, identifiziert, stimmt mit obiger Auffassung, fügt aber ein neues Merkmal hinzu, nämlich das des Gewichtes. Seither ist der Begriff eines Brotes von einem bestimmten Gewichte unzertrennlich von dem Ausdrucke. Es ist ein sogenanntes Halberli, also je nach Landesbrauch ein zwei- bis dritthalbpfündiger Laib. Gotthelf kennt zwar den Namen nicht, aber offenbar sind auch in seiner Umgebung ein gewisses Gewicht und eine gewisse Qualität enge verschlungene Vorstellungen, wenn er an einem Orte sagt: Es ist gerade, wie wenn man zwischen zwei zweipfündigen Broten auslesen soll, man nimmt eins ums andere in die Finger und z'letzt g'fallen einem beide so wohl, dass man beide möchte. (Es ist unzweifelhaft von einem Leckerbissen, dem Weißbrote, die Rede.) In diesem Sinne erwähnt Stalder es aus Zürich, der March und dem Gaster, und es beruht diese Gestaltung auf sehr alten Bestimmungen, in Zürich nicht erst von 1530 an (wie Vogel in den Memor. angibt), sondern schon die um ein Jahrhundert ältere Pfisterordnung setzt sie fest für die Foggenzer, welche „Weggen bachen" wollten.

---

[1] Genauer gesagt, im 18. Jahrhundert.

Für das eigentliche „Brod" lautete die amtliche Vorschrift, welche das Gewicht indirekt bestimmte, dahin, daß aus einem Viertel (des Müttes) je 10, 20, 30 oder 40 Laibe gemacht werden sollten. Dieß ergab die sogenannten Zechni-, Zwänzgi-, Drîßgi- und Vierzgi-Brote. Im Verlaufe der Zeit aber kamen drei dieser Arten außer Gebrauch, und die Zürcher Erneuw. Becken-Ordnungen von 1700 kennen nur das Vogezer Brot von zwey Pfund Ein Vierlig.

Örtlich verband sich noch ein neuer, der dritte Begriff mit dem Worte, oder vielmehr der Begriff verengerte sich auf die eine Seite, nämlich des Spendbrotes [1]. So in Bülach und so in der Stadt Zürich, wo bis 1834 die unbemittelten Studenten jeden Samstag im Revental (Refectorium des ehemaligen Augustinerklosters) je vier solcher Laibe in Empfang nahmen. (Vogel, Memor. II, S. 8.) Auch im Zürcher Oberland ist das Fogessebrod eine Art von Spendbrot, nämlich das den Schnittern mit nach Hause gegebene Erntebrot.

Nach der Örtlichkeit sehr verschieden war und ist Qualität und Gestalt. Während das zuletzt genannte Spendbrot, vermuthlich die Spendbrote überhaupt, so wie wahrscheinlich auch die Opfer- und Zehntenbrote, als welche in vielen Ländern die Foggenzerbrote galten, von Roggenmehl und in der in Zürich sonst ungewohnten Scheibenform gebacken war, versteht man darunter am Zürcher See und im sogenannten Zürcher Baurenland ein Weißbrod, und zwar ein „aufgesetztes". Das „halbe Vogenzer Brod" wird wohl auch kein Schwarzbrot gewesen sein, das nach der Satzung des Winterthurer Musikcollegiums von 1751 denjenigen Mitgliedern, welche der fronfastlichen Collegiumsmahlzeit nicht persönlich beiwohnen konnten, mußte ins Haus geschickt werden [2].

Solche Differenz der Bedeutung verliert übrigens das Räthselhafte, wenn wir beachten, daß dieser Gebäckename der Stadt Zürich erst abgeborgt und in Verhältnisse versetzt wurde, welchen die historische Grundlage fremd war und wo daher das Nebensächliche die Hauptvorstellung abgeben mußte. Für Winterthur gibt Troll sogar das Jahr (1630) an, in welchem das „neu Gebäck" angefangen wurde. Den Bauern am See war das Burgerbrot der Stadt im Vergleiche mit ihrem selbstgebackenen Brote das leckere Gebäcke.

---

[1] Auch in Baiern scheint es ursprünglich Spendbrot gewesen zu sein.

[2] Die Vorstellung besonderer Schmackhaftigkeit (wenn nicht die der gewichtigern Portion) liegt jedenfalls auch der Parodie des Kirchenliedes zu Grunde, wo auf das Wort „Stund" gereimt wird: Es Fogezebrötli macht sie g'sund.

In der March bezieht sich der Ausdruck **Fogezerbrod** mit Ausschluß des Begriffes der Qualität auf Form und Gewicht: es ist das Halbbrot und von gestreckter, walzenförmiger Gestalt. Auch in dem benachbarten Einsiedeln ist er gleichbedeutend mit Rundbrot.

So viel über die Sache. Und nun woher das sonderbar lautende Wort? Die Bauern, z. B. die um Kyburg herum, haben sich eine Erklärung geschaffen, die wir ihnen für ihren Hausgebrauch lassen wollen: es ist das „Vogtsbrot", denn dem zu Herbst- und Maiengericht kommenden Vogte von Kyburg mußte Weißbrot vorgesetzt werden. Wir aber müssen uns weiter bemühen, und versteigen wir uns nur so weit als bis zu unsern eidgenössischen Brüdern „dahinten", wo Bären am hellen Tage auf der Landstraße spazieren, so werden wir mit einem extrafeinen Gebäck, der **Fagäschi-Pitta**, regaliert, da auch beim Starken Süßigkeit ist. Das Wort muthet uns durchaus nicht deutsch an; die deutschen Bündner haben es offenbar von ihren romanischen Hausgenossen angenommen; und wirklich führen diese das Wort fugascha im Munde; im Unterengadin ist ein Lieblingsschmaus die fuatscha oder fatscha grassa, ein fettes, tortenähnliches Backwerk. Steigen wir auf dieser Fährte weiter über die Alpen, so treffen wir auf die focaccia, welche die Italiäner mit den Spaniern gemein und auch den Slovaken und Ungarn mitgetheilt haben. Es ist die im mittelalterlichen Latein so genannte focacia (in verderbter Wortform foacis, foassis), eine Ableitung vom lateinischen focus (italienisch fuoco, französisch feu), der Feuerherd, von dem andre italiänische Mundarten, so die apulische, eine andre Ableitung, focagna, bilden, während die Angelsachsen, ohne weitere Ableitungsendung, das nackte Stammwort zu foca movierten. Die ursprüngliche Bedeutung liegt nahe: ein Gebäck, das man am Herde, wohlverstanden am eigenen, bereitet, also Hausbrod, an welchen Sinn unser schweizerisches Wort sich anfänglich treu anschloß. Das "autopyros" bei Fries drückt dies trefflich aus, und das Selbe meint der Druckfehler bei Maaler, antopyros. Wenn im Verlaufe allerlei andere Vorstellungen sich des Wortes bemächtigten und ein Schwanken eintrat, so darf dieß bei einem entlehnten Worte am allerwenigsten befremden.

Wenn man mit Rücksicht darauf, daß die focacia synonym mit panis subcinericius, Aschenbrot (Derbbrot) erklärt wird, die Beziehung auf den focus lieber in dem Gegensatze von Kochherd und Backofen sucht[1], so verträgt sich diese Auffassung ganz wohl mit der eben aufgestellten: beide laufen,

[1] Das Gebäcke des Letztern heißt panis clipanites, angelsächsisch ofen-bacen-laf.

wenn man primitive Hauseinrichtungen im Auge behält, auf den Gegensatz zu dem auswärts bereiteten Gebäcke hinaus, und immerhin liegt auf der Hand, daß die Vorstellung eines derbern, gemeinern Gebäckes impliciert ist[1].

Während nun der Franzose gros gâteau bis qui se fait ordinairement au village darunter versteht, ist es dem Italiäner und mit ihm dem Bündner, dem deutschen wie dem romanischen, nicht das geringere, sondern das geschätztere Gebäck, ein Kuchen; daher bei Boccaccio sprichwörtlich vendere pane per focaccia; und in Apulien ist es ein Kuchen ganz ähnlich unserem schweizerischen Lieblingsgebäck, von dem wir noch zu sprechen haben werden.

Augenscheinlich verträgt sich die eine wie die andere dieser Auffassungen mit der Grundbedeutung, und dieß ist auch der Fall mit den übrigen alten scheinbar abweichenden Angaben über die Bedeutung des Wortes. Isidorus setzt, wo er subcinericius panis mit cinere coctus et reversatus erklärt, noch bei: ipse est et Focacius; so erklärt es auch der Angelsachse mit panis sub cinere pistus. Panem subcineritium segnet auch Ekkehard l. c. S. 107 v. 28 und S. 117. In deutscher Weise wurde das Wort übersetzt mit „Eschibrod“ (Vocab. Predic.), oder „ein underaschen brot“ (Pass. Germ. VII, 263)[2]. Eine eigene Erklärung hat Joh. Vincent. Metulinus: panis sine fermento; auch von der serbischen pogatscha wird angegeben, daß sie ungesäuert sei[3].

Gegen die Identität des deutsch-schweizerischen Wortes mit dem lateinisch-romanischen auch in Betreff des Lautkörpers kann kein ernstliches Bedenken walten. Am wenigsten darf das in der ältern Zeit etwa eingeschobene n stören, da solche Einschiebung zeitweise oder bleibend auch in vielen andern Wörtern[4] beliebt wurde. Die bedeutendste Verschiedenheit liegt in der Betonung, indem der Deutsche mit richtigem Instinkt den hervorhebenden Accent der Stammsilbe wieder zugewandt hat; auch das fran-

[1] Am Niederrhein hat sich offenbar die Erinnerung an ein solches primitives Backwerk bewahrt, indem dort ein Gebäck, das nicht aufgegangen ist, Aschenplatz (placenta) gescholten wird.

[2] Bei den Römern wurde der Teig zwischen Steine gelegt und diese auf dem Herde unter heiße Asche und Kohlen gebracht. Noch gegenwärtig backen die Beduinen ihr Brot, in Kuchenform, unter der Kohlenglut, und die Peruaner haben ähnliche schwarzbraune Fladen als Brot.

[3] Brot ohne Hefe, damper, bereiten auch die Ansiedler in Australien.

[4] Z. B. adenlich, guedenklich, compentierlich, die pfister die feilens bachend (Zürich anno 1577), sogar in der Hauptronsilbe: Dienstag, künsch, Chränze, d. i. Kückenkorb.

zösische fouache, fouace amplificiert dieselbe. Ähnliche Verschiebungen des Gewichtes gibt es aber die Menge. Es sei beispielsweise an das nahe liegende Chöstez, Köstniz aus Constántia erinnert. Es gehörte dieß zur Germanisierung des Fremdwortes [1].

Wir dürfen also das Ergebniß der Untersuchung über die Foggenze dahin resumieren, daß sie, ihrem Namen entsprechend das Hausbrot, in städtischen Verhältnissen schon früh, so weit historische Kenntniß zurück reicht, das durch eine besondere Klasse von Bäckern verarbeitete Hausgut des Bürgers bezeichnete; daß dann aber in der Folge, bei veränderter Zeitlage und Örtlichkeit, die anfänglich bloß sekundären Vorstellungen einer bestimmten Qualität, Gestalt oder Schwere die alleinigen geworden sind. Die folgende Untersuchung wird zeigen, wie im Laufe der Zeit neben diesem Amphibium, als das es schon in den ersten geschichtlichen Zeugnissen erscheint, das Bedürfniß neuerdings ein Hausbrot im eigentlichen Sinne des Wortes schuf, um auch dieses eine ähnliche Laufbahn erfahren zu lassen.

Damit nehmen wir Abschied von dem Kapitel der Brotnamen, dessen Reichthum, wie wir gesehen haben, eben so sehr wie in der Mannigfaltigkeit der Realitäten, in derjenigen der Gesichtspunkte liegt.

Nur verlangt noch eben so wohl die poetische Billigkeit als die praktische Zweckmäßigkeit — denn manch willkommener Lichtstrahl wird davon noch auf die bereits abgehandelten Punkte zurückfallen — daß auch der Leute gedacht werde, welche den Gottessegen der Fluren uns ins tägliche Brot umschaffen.

Wir haben bereits die zwei Hauptklassen, in welche die Bäckerzunft, am ausgeprägtesten in Zürich, zerfiel, kennen gelernt. Feiler, als Name der einen, begegnet uns erst ziemlich später als derjenige der andern, Foggenzer. Maaler definiert den Feiler als den, der brot feil hat vnd simmelring vnd dergleychen, Crustularius. Der Name besagt an und für sich nur einen solchen Bäcker, welcher aus seinem eigenen Mehle Brot auf Verkauf backt. Es liegt aber die Beschränkung auf bestimmte Sorten von Gebäck in der Natur der Sache; ebenso brachte die polizeiliche Obsorge früherer Zeiten mit sich, daß die Feiler ihr Gebäck in den öffentlichen Verkaufslokalen der Stadt (s. oben S. 2 u. 73) auslegten [2]. Das Gebäcke des Feilers gehört vorwiegend zu dem zweiten Theile dieser Sammlung. An dieser Stelle genügt es daher dasselbe aufzuzählen. Nach der Zürcher Pfisterordnung

[1] Man lese in der instruktiven Arbeit W. Wackernagels, Die Umdeutschung fremder Wörter, S. 34 f. oder 1. Aufl. S. 30.

[2] Daher in den Basler Kinderreimen: An der Laube verkauft me 's Brod.

von 1494 sollen die feiler kein Viererwertig Simmlen, Helssweggen [1] noch wissbrod bachen, sonder angsterwertig darleggen [2]. Hundert Jahre später werden Beschwerden kund, dass die Feiler die Zeit hero (her) die Ring, Weggen und brod dermässen klein gebachen und gemacht, ein stuck für ein Kreützer hingegeben, und bald nachher wurde ihnen (wohl aus Vorsorge für die Ökonomie des Publikums, denn z. B. anno 1770 wird die Repetition dieser Beschränkung mit der damaligen Theuerung begründet) untersagt Gebildebrot auf Verkauf zu machen: Es ist heiter abgestrickt, dass dheiner (keiner) unter den Meisteren Feiler Handtwercks fürhin zu dheinen Zeiten weder Eyerweggen, krütz nach noch ring auff den Kauff bachen sollen: Doch wellichem unter ihnen von jemand dergleichen gebächt gefrömbd [3] wurde, der mag alssdann diesselbigen wol bachen ohne yntrag, und aber solliche dheines wegs zur gschauw auff den gaden fürhin leggen, und soll aber hiemit des gebächs der gebrochnen Brödtlinen frey aller dingen abkennt seyn [4] Selbstverständlich war die festliche Zeit (des Jahreswechsels, der Zwölf-Nächte) von solchem Verbote ausgenommen, wie wir aus einer Beschwerde vom Jahre 1648 entnehmen, als Sich die Mr. Feiler ab den Mr. Krämeren erklagt, dass Sie zuweyt mit ihren Ständen und anhenckinen (Nebengerüste) gegen ihren (der Feiler) Bäncken fahren Thüegind, alsso dass umb die Neuwjahrszeit gewohnlichermaassen die Eyer-kräntz und Ring an den Krämer-Ständen kümmerlich mehr auffgestellt werden könnind, und der gemeine pass verschmäleret und verschlagen werde.

Obrigkeitlich waren auch die Preise des Feilergebäckes geordnet, und zwar galten für Brote und Ringe die selben Ansätze. Anno 1553, da der Mütt Kernen bloß 4 *tt.* d. i. 2 Zürichgulden gilt, ward folgende Skale für das Gewicht aufgestellt: es soll ein Schilling Werthig stuck ein pfundt,

[1] Feineres Gebäcke, das zum Helsen (heilsen, heilisôn), d. i. zu Pathengeschenken an Neujahr dient.

[2] Vierer, d. i. 4 Heller, Angster d. i. 2 Heller oder $^1/_6$ Schilling.

[3] Anfrömmen, in den nordöstlichen Kantonen und in Schwaben noch jetzt gebräuchlich im Sinne von bestellen, in Auftrag geben, eigentlich eine Sache fördern. Man könnte das ö der schweizerisch-schwäbischen Form als e erklären wie in frömd (fremd, was weit weg ist), und frömmen wie dieses von altem fram (vorwärts) herleiten. Aber die ältere Form (und noch so in Baiern, Tirol) hat ü und weist uns daher auf frum, from (nützlich).

[4] Aus dem genannten Grunde durften in den Jahren 1561 und 1562 auch die Pfister zu Thun keine „Brätzeln und viererwerthe Brödlein" backen.

ein Kreutzerwerthiges ein halb pfund[1], ein viererwerthiges ein Vierling, und ein angsterwerthiges Fünff loth am gewicht halten. Bald nachher bezeugt der Rath von Zürich den Feilern sein Mißfallen, dass Sie allein Kreützer und nit mehr vierer oder angsterwertiges gebachen, an Wellichem dem gemeinen nutz ein Treffenliches abgangen, und unter ihrer Burgerschafft ein grosser unwillen und verdruss bringt. Und hatten sie doch seiner Zeit die Erlaubniß zu diesem Gebäcke als eine Gnade erbeten müssen, wie aus einer Zürcher Rathserkenntniß von 1491 (beiläufig der ältesten der uns zugänglich gewesenen Urkunden, welche ausgedrückt den Namen dieser Klasse der Bäcker gebraucht) sich ergibt: Als die Meister der pfisterzummfft sich erklagt, dass Ihnen, und besonders den Feilern ein merklich beschwehrd und darzu dem gemeinen Mann nit möglich syge, dass Sy nit mehrere pfemmert dann angster und Viererwertig bachen söllen, uff das ist Inen nachgelassen, dass Sy acht pfemmert brot auch bachen, und Veil haben mögen, doch der Vordrigen Erkanntnuss ohn schaden, alsso dass Sy nüt dester minder angster und Viererwertiges auch bachen. Neuerdings wurde anno 1599 der Schilling als das Maximum des Brotpreises gestattet, 1667 aber der Kreuzer; allein schon drei Jahre später fand sich der Rath zu den Verordnungen veranlaßt, Die Feiler sollind, wie von altem her gebrucht, widerumb Weggen und Brödli umb Sechsser (6 Heller) und Kreützer bachen, und im selben Jahr, dass sie nebent den Schilling-wertigen künfftig auch kreützerwerthige stuck bachen. Im Jahre 1770 wurden ihnen aussert den Schilling- und Sechser Brödtlenen alle andere Arten von kleinem Gebäch untersagt. Das Gewicht schwankte nach den jeweiligen Fruchtpreisen (von 6 bis 24 Pfund Gelds) zwischen 20 und 5 Loth für die größere und halb so viel für die kleinere Semmel. Dagegen sticht durch übergroßen Reichthum die Basler Liste des Feil-Becken-Brodts von 1715 ab, welche Rappen-, Vierer- und Doppelvierer-Brodt zu je 6, 13, 27 bis 1, 2, 5 Loth, je nach der Schwankung des Fruchtpreises von 3 bis 30 Pfund, ferner Lutzer- und Plappert-Wecken zu je 20 und 41 bis 4 und 8 Loth, Zweenplappert- und Vierplappert-Laib zu je 87 und 180 bis 16 und 34 Loth aufzählt.

In diesen letztern Akten wird abwechselnd neben dem Namen Feiler der Ausdruck Kleinbrötler gebraucht. Auch Maaler schon übersetzte das oben-

[1] Schilling = 12 Heller, Kreuzer = 8 Heller.

erwähnte crustularius ebenfalls mit diesem andern Worte. Es bezeichnet in Zürich offenbar das gleiche Gewerk nur von einem andern Gesichtspunkte aus, der unter neuen Verhältnissen allmählich der vorherrschende und ausschließliche geworden ist[1].

Durch von Moos (anno 1775) erfahren wir nun auch eine Erweiterung des Geschäftskreises dieser Klasse. Da er der Zunft zum Weggen erwähnt, sagt er: Diese Zunft hat zweierley Beken: Grossbeken, und Kleinbrötler, welche weisse kleine Brödgen oder Weggen, auch schwarzes Brod baken. Und genau so wurde noch zu Anfang unseres Jahrhunderts das Verhältniß Stalder'n für das Idiotikon einberichtet. Es sticht dasselbe wesentlich gegen dasjenige der früheren Zeit ab, wo z. B. der Rath von Zürich beschloß, die Feiler söllent nit mehr dann 80 pfund brot (statt 90, wie die Foggenzer) vom müt, Es syge schilling-, Crützer-, oder viererwärtigs zebachen schuldig syn, in Anbetracht, daß sie das mäl etwas reiner bütlen, vnnd das brot vff den kauff wysser bachen müssend, als ihre eben erwähnten Nebenzünfter.

Doch schon anno 1617 scheinen die Foggenzer das weißere Brot (die größern Laibe, also abgesehen vom Kleingebäck) für sich in Anspruch genommen zu haben, wie aus einem Beschlusse der Zunft erhellt: . . das etliche fürgriffige Meyster Eigen (besonderes) mäll zů dem schiling wertigen Brot Habind malen Lassen, welches dan den Vockentzeren häfftig zů wider, vnd der alten Ordnung ouch nit gemess Ist . . . . Beschlossen, das Iro keiner nit mer Besonder mäl darzů sölle malen Lassen. Sonder vss dem nachmäll mag er die schiling wertigen Brot wol bachen, oder ein Beck (eine Bacheten, ein Gebäck) Wyss Brot, vff den Donstag. Ihr eigentliches Dominium war das Luxusgebäck, und in dieses ließen sie keinen Unberechtigten eindringen. Daher im Jahre 1698 die Rathserkenntniß, es solle den Landbecken alles klein-Brötler-gebäch gäntzlich abgestrickt seyn.

Doch gaben sie sich auch unter einander Gelegenheit zur Eifersucht. Wiederholt treffen wir auf Zunftbeschlüsse wie der von 1617: Das dheiner vnder den Feileren weder stuben frouwen (welche die Wirthschaft auf den Zunftstuben übernommen hatten), wirt, noch deroglychen Personen So feyler Brot In Iren Hüseren bruchend, vff das End hin kunden an sich zů bringen, weder zů Gast halten noch andere ver-

---

[1] Um 1786 begegnen wir einem Herr Hauptmann J. Meier, der Kleinbrödler in Zürich.

Eerungen mieten (oder wie andere Male der Ausdruck richtiger lautet, kunden mit Verehrungen mieten) söllend.

Nicht minder hatte aber auch die Obrigkeit Ursache ein wachsames Auge auf die Zunft zu halten. Die Brotschau scheint zunächst ausschließlich den Feilern gegolten zu haben, da die Kunden der Foggenzer in den Stand gesetzt waren, die Controle selber zu üben. Wenigstens in der Zürcher Pfisterordnung vom Jahre 1417 (welche sich auf hergebrachten Usus beruft) wird solchermaßen unterschieden: dass jegklicher Vogenzer in sinem hus ein eigne wag haben solle, damit er den lüten das brot usshj wege, Ob Sj einer nit emberen (entbehren) wellte; und was dem Brot, das mann also wigt, an der Vorgeschribnen gwicht abgat, das sollent Sj den lüten mit anderem brot erfüllen, ongefärd. Darzu soll mann ein gmein wag haben uff dem hus (Zunfthaus?), umb das, were das jemand duchte, dass Im der pfister nicht dass Recht geben hete, dass der den (denn) desselben tags, alss er das brodt genommen hete, uff das Huss gan müge, und Im da den Husskuecht das brot heissen wegen. Aber von der Veilbacher wegen .... dass man ... nach Ir Zunfftbrieffen Wisung zwen Burger und einen pfister darzu geben solle, die zu den Heiligen schweren, dass Veilbrot uff allen laden zu Jegklicher·wuchen zwürend zeschowen. Und wenn auch zeitweise das Mißtrauen dem Zutrauen wich, so sah sich doch wieder z. B. anno 1565, zu einer Zeit, als das Verhältniß sich bereits umgedreht, nämlich die polizeiliche Controle sich vielmehr den Foggenzern zugewendet hatte, der Zürcherische Rath zu der Verordnung genöthigt, das die Brotschower das Voggentzerbrott fürer (fernerhin), alls bisshar wägen, vnnd besichtigen, Vnnd so dann an den Feilern ouch grosser mangel syn will (sein soll, nach dem Gerede), Söllen sy dasselbig ouch besëchen.

Namentlich wachte die Obrigkeit, ganz im Geiste jener Zeit des Innungswesens, darüber daß die in manchen Punkten schwer zu behauptende Grenzmarke zwischen den beiden Abtheilungen der Zunft nicht verletzt wurde, obwohl sie nicht bloß die Wahl der einen oder andern Beschäftigung, sondern auch den Wechsel dem Einzelnen frei ließ. Noch im vorigen Jahrhundert rügt der Rath zu Zürich, wie dass von Seiten denen Vogetzeren zu wider des Articels der So genanten Viertzger Brödtlenen (die wahrscheinlich inzwischen den Foggenzern untersagt worden waren, weil man fühlen mochte, daß sie ins Gebiet des Kleingebäckes streiften) und der darauf gesetzten Buss, als auch die feiler in ansehung des zu wider alter ordnung vorgenommenen gebächss auf Haab, vielfeltig zu

handlen und Bald ungeschohen (ungescheut) ein Hantwerck dem andern Intrag zu Thuen understanden, und folglich die Handtwerks ordnungen in nit geringe Confusion gebracht werden wollen. Die Obrigkeit hatte immer wieder daran zu erinnern, das keyn meister an die Hab (s. S. 23 f.) bachen solle: er wolle dann symmlen Bachen vnnd aber der Surteyg, dess sich die meister bishar Im anndern Brodt gebrucht vom Symmelteyg, darInn die Hab ist, genommen wirt, Das es dann by gedachter vnnserer Herren vorgegebner erkanntniss belyben vnnd nemmlich die meister vssert-halb des symmelbrots keyn Hab ouch keyn surteyg darInn Hab ist, bruchen. (1537.)

Schon frühe versuchten die Feiler für Wirthe und andere Kunden, welche bei gewissen Anlässen einen ungewöhnlich großen Bedarf hatten, das Backen auf Abrechnung zu besorgen. Der Rath von Zürich schritt aber anno 1463 dagegen ein: Item vnd das die veiler veils brott an Ir läden vnd In die loben (Brotlauben) bachen mögent allerleye wie Ir vorfaren . . . . . . vnd das Sy dehein vochentzis brott XX, XXX, XL oder X vom fiertel oder gottel[1] ald brott vmb kernnen an die hochzit ald kilwinen (Kirchweihen) nit bachen söllent, aber vmb gelt, das Sy an hochtzitt an kilwinen, vnd an andre end mogent veil brott verkoffen vnd zekoffen geben denen wer des begert. Und wieder, beiläufig 130 Jahre später, Dass inschütten betreffend, da solle Ihme keiner von jemandem, wer joch der syge, Kernen yuschütten lassen, dann solliches dem Zummfft-Brief zuwider; wellicher Burger ald Landtmann aber einem feiler Kernen zustellen, und den angentz (sofort) zu gelt anschlachen, oder aber sonsten ein anzahl gelts (?) Brod daran zunemmen, überantworten wurde, da mag der Feiler selbiges wol annemmen und dem Khunden Pfänwert brod darauff geben und auff ein beilen schlachen, biss selbige Summ mit brod bezahlt wird. Wir sehen hier aber an der Scheide zwischen dem 16. und 17. Jahrhundert den ursprünglichen Unterschied zwischen den beiden Klassen der Bäcker faktisch verwischt oder auf eine subtile juridische Spielerei hinausgeführt. Dennoch stellten die Feiler gerne ihr Geschäft als das zurückgesetzte dar, u. A. desshalb das sy das Vorbrot[2] wie von altem

[1] Wie Gott welle d. i. von welcher Art immer es sei.

[2] In Betreff dieses Ausdruckes müssen wir unsere Unzulänglichkeit bekennen. Unsere Bemühungen bei den Sprachkundigen und beim Gewerke blieben leider gleich erfolglos. Bekanntlich hat der fleißige Mone das Wort zuerst beigebracht aus einem alten Glossar

har gëben söllend, vnnd sontst auch Inn andere weg mehr dann den Voggetzeren abgaadt.

Aber auch die Foggenzer mußten oftmals in die Schranken gewiesen werden. Schon jenes älteste, von Lauffer mitgetheilte Zürcherische Aktenstück (s. oben S. 123 u. 124) von 1331 beruht auf einem stotz (Stoß, Span), so die pfister (gemeint sind eben diese beiden Klassen) mit einanderen hatten. Derselbe veranlaßte den Rath die beiderseitigen Befugnisse und Geschäftskreise neuerdings auszumarken, wie oben im Umrisse gezeigt worden. Im Ganzen sollten die Foggenzer nur produzieren, nicht zugleich wie die Feiler (und der Bäcker der Neuzeit) mit ihrem Fabrikate Handel treiben. Dem Foggenzer wurde von den Privaten das Korn ingeschüttet, das er dann zunächst in die Mühle besorgte. Gewiß gieng diese Übung hervor aus dem früher allgemeinen Besitze eigenen „Gutes" und dem bis in unser Jahrhundert sich forterstreckenden Gebrauche Gülten und Pfründen in Naturalien auszurichten. Doch schon sehr frühe benutzte das Institut der Foggenzer auch, wer kein oder nicht genug eigenes Korn besaß. Ja man ließ sich dasselbe sogar vom Bäcker einkaufen, wodurch schon zu Anfang des 14. Jahrhunderts das Fundament der Scheidung in die zwei Klassen von Bäckern gelockert war. Die wiederholt angezogene Verordnung des Zürcher Rathes gestattet nämlich: Were ouch dass in (ihnen) jemand pfenning gebe,

---

des 15. Jahrhunderts, wo es mit torta, chuech zusammengestellt war. Das mittelhochdeutsche Wörterbuch legte sich dasselbe sodann zurecht als Brot, welches vorab gebacken wird. Natürlich befriedigt solcher auf bloße Verbaldefinition abstellende Versuch nicht, vollends nicht wenn wir sie zusammenhalten mit den urkundlichen Stellen, welche nackt zu geben, den Gelehrten zur Weide, wir uns einstweilen bescheiden müssen. In die gleiche Zeit mit Mone's Glossar fällt die Luzernerische Verordnung, daß die Pfister nicht mehr als acht Brode um 1 Plapart geben und kein Vorbrod verkaufen sollen. Ebenso und auch früher eine ähnliche Bestimmung in St. Gallen: das enhain (kein) phister enhain vor brôt geben sont, inrent den nähsten Drin tagen, als das selb brot gebachen ist. In Zürcherischen Berichten vom Schlusse des 16. Jahrhunderts erscheint das Vorbrod als ein Requisit des Bäckers selbst; es wurden nämlich die Auslagen des Backens von 1 Mütt also specificiert: 5 ß das Vorbrot, 1 ß umb Hab, 1 ß umb Saltz, 3 ß umb Holtz und Liechter. 4 den. umb Zoll mynen Herren. Um die Mitte des nachfolgenden Jahrhunderts aber, da diese Specifikation wieder vorgenommen wird, fehlt der entsprechende Passus geradezu. Wir glaubten, daß in der Bedeutung Sauerteig die sämmtlichen Angaben sich etwa vereinigen ließen, und daß es etwa als ehemaliger Brauch dürfte angesehen werden, daß Leute, welche ihr Brot selber backen wollten, den benöthigten Sauerteig vom Feiler, der nicht „an die Hab backen" durfte, bezogen. Ein unzweifelhaftes Beleg zu solchem Brauche kann man z. B. in den Weisthümern III, S. 819 ersehen. Allein Kundige des Gewerkes wollen diese Combination nicht billigen.

daz sie im kernen kouffen sollen, dem mugen si brot geben; allerdings unter der Bedingung, mit welcher man die Zunftschranken aufrecht halten wollte, nach dem male so si den kernen kauffent und nit eer. Ouch mugen si einem erbern burger lichen (leihen) zwen müt kernen oder drye ob ers bedarf, und nit einem ussman. Die Pergamenturkunde von 1463 (Archiv der Weggenzunft Zürich) macht einen Unterschied zwischen Kunden und Nicht-Kunden: das Sy nieman kernnen zekoffen geben söllent ouch uil oder wenig darumb das Sy Inen denn vmb sölichen kernnen brott geben wöltend, aber von Iren kunden, das Sy von denen mögent gelt für kernnen nemen vnd Inen denn brott geben vil oder wenig, wie das den kunden eben ist. Offenbar will damit eigentlicher Kornhandel den Bäckern abgeschnitten und den Müllern gesichert werden. Wie über das eingeschüttete Korn und das abgelieferte Brot Abrechnung geführt wurde, ist bereits an einem andern Orte (oben S. 124) angedeutet worden. Hier sei nachträglich nur auf die ungleiche Behandlung, welche in Conkursen den Foggenzern zu Theil wurde, aufmerksam gemacht. Zu den bevorzugten Creditoren, welche vorab bezahlt werden mußten, gehörten Die Voggentzer beilen, so allein brot auff die beilen geben, und dass nit zu gelt angeschlagen; welche aber das brot zu gelt auff die beilen geschlagen, söllend in demselben (d. i. auf gleichem Fuße) by andern gemeinen schuldneren stahn. Es soll hier nicht untersucht werden, ob mit einzelnen der gewohnten Kunden statt wie gewöhnlich die Brote bloß zu zählen und Gewicht gegen Gewicht, das des Brotes gegen das des Kornes, abzurechnen etwa in den Geldwerthen creditiert und debitiert wurde; vielleicht bezieht sich der letztere Modus auf den Brotverkauf, von welchem nächstens die Rede sein wird. Das eingeschüttete Korn durfte übrigens auch unverbacken zurückbezogen werden. Im Jahre 1463 und wiederholt findet sich die Bestimmung das Sy Iren kunden wol brottäyg vnd mel für brott geben mögent, wie das ouch von alter her komen ist.

Selbstverständlich war der Lohn ein anderer für dieß, ein anderer für jenes. Die Zürcher Pfisterordnung von 1593 (und 1530) sagt mit Beziehung auf das Brotbacken: Das die Voggetzer von einem müt Kernnen Nüntzig pfund zegeben schuldig syn, vnnd das vberig so am mütt vber die nüntzig pfund fürschüsst, es sige vil oder wenig, dem Voggetzer für syn arbeit, holtz, saltz, fhür vnnd belonung belyben, Doch Inen Ir alter Lohn, als von einem müt ein schilling zusambt dem grüsch hiemit nit benommen syn. Sie müssen sich nämlich bei

der Naturallöhnung wohl befunden haben; als wenigstens bei theurer Zeit anno 1713 die Zünfte von sich aus Brot backen ließen für ihre benöthigten Glieder, wollte man den Pfistern den gewohnten von jedem "Mütt Kernen fallenden überschutz der Brodten" entziehen und dafür einen gewissen Backerlohn in baar erstatten; dagegen supplicierten die Pfister, indem das Zunftgebäck ihnen ohnehin am täglichen Verkauf so viel entziehe, daß einer statt 12 Mütt wöchentlich jetzt höchstens 5 vertreibe.

Die amtliche Backprobe von 1448, welche beyde Simmels[1] und Weggen d. i. sowohl das Gebäck von lauter Kernen als die Mischung von Kernen und Roggen betraf, hatte ergeben, daß sie an jegklichem mütt brotes mer dann VI Brot (zu 2 Pfund 4 Loth) und an jecklichem mütt weggen IIII weggen (die, weil von gröberem Stoffe, je 4 Loth schwerer waren) vor (als Überschuß) hatten. Wenn ihnen auch etwa Schaden droht, als man Inen pfligt allerlej korns das ettwa nit zum besten (von bester Qualität ist) Inzeschütten, so wurde solcher durch den rechtlich gestatteten Zusatz von Bohnen aufgewogen[2].

Wie bereits angedeutet, stand den Foggenzern auch, doch nur beschränkt, das Backen auf den Verkauf zu. So in den Urkunden von 1331 (s. oben S. 124); die spätern Beschränkungen hatten es schärfer darauf abgesehen, eine Confusion mit dem Feilergewerke nicht einreißen zu lassen: welicher nit Ir kund ist, das Sy von dem für ein fiertel brotz vnd dar vnder nit, gelt nemen mogent vnd das der selb das fiertel brotz eins mals vnd nit nach vnd nach nemen sol. (Zürich 1463.) Gemildert 35 Jahre später; sie sollen niemand gebachenes Brod um gelt minder dann ein halb Viertel sammethaft geben. Auch ganz frei wurde der Verschleiß vorübergehend gelassen. So 1572: Diewyl jetzmalen leider ein grosse Thürj verhanden, so solle dem gemeinen armen mann zu mehrer unterhaltung, in ansechen, dass disser Zeit nit ein jeder ein halb oder gantz Viertel brot zukauffen hat, den Voggentzeren nachgelassen

[1] Auffallender Ausdruck an dieser Stelle, da er sonst immer vom Gebäcke der Feiler beansprucht wird. Wenn wir daher zum Jahre 1454 dem Beschlusse begegnen, welcher wolle Simmlen bachen, der solle kein halb weggen bachen, und welcher halb weggen wolle bachen, der Soll kein Simmlen bachen, so sind wir in Verlegenheit, ob Simmlen und Weggen die beiden eben genannten Gebäcke der Foggenzer bedeuten, da wir doch von keiner Trennung unter diesen beiden wissen, oder ob damit auf eine allerdings bündige Art die Kaste der Feiler von derjenigen der Foggenzer unterschieden werden solle, und hier bloß die bekannte gesetzliche Bestimmung vorliege. Wohl das Letztere.

[2] Unter je 10 Mütt Kernen 1 Viertel Bohnen.

syn, dass einem jeden der Sy (Syn?) begährt, ein brod zukauffen geben mögen — zum Ärgerniß den Feilern, welche darum (aber vergeblich) begehrten, ebenfalls den Foggenzern ins Handwerk pfuschen zu dürfen. Mit besserem Erfolge reklamierten sie gegen den hellen Unfug, den die Foggenzer sich oftmals erlaubten mit schrotten[1] und stuckwys verkauffen der Brodten (vgl. S. 82). Noch im 17. Jahrhundert aber war denn doch das Verbacken fremden Gutes die Hauptbeschäftigung und der Haupterwerb dieser Klasse von Bäckern. Als sich die Zunft im Jahre 1604 und andere Male um die Kundsame des Spitales, Almosenamtes und der Spannweid bewarb, welche eigene Bäckereien eingerichtet hatten, begründete sie ihr Gesuch damit, daß meiner meisteren, der pfisteren, eben vil (ziemlich viele sind)[2], und diss inschütten auss besagten ämteren gegen Ihnen bisshar beschehen, der mehrentheil auch ohne besagtes inschütten ihres Handtwercks nit geleben und hussen möchten.

Damit daß man den stückweisen Verschleiß als Privilegium der Feiler anerkannte, hängt die Beschränkung und allmähliche Unterdrückung der Foggenzerbrötchen kleinsten Kalibers zusammen. Wegen der vierzger Brödtlen, lassens M. H. vnd Meister die Vogenzer bey der alten woll her gebrachten ordnung verbleiben, Namblichen dass Selbige zum Nachtheil meiner H. vnd M. den Feilern, weder auff Zunfft, Gesellschaffts, Wirz häusser, noch anderer gestalt zu verkauffen nit sollend gemacht werden; seinen Kunden aber, wie von

---

[1] Schröten, das englische to shred, in grober Weise oder einen großen Gegenstand zerstücken, z. B. Baumstämme mit der Schrötachs, einer schweren, groben Axt, anstatt mit der Säge; oder mit der Schrötersäge Steinplatten; auch die Rinde von gefällten Stämmen schälen; besonders auch das fest aufeinander liegende Stapelheu mit der Schröte oder dem Schrötîsen, Heumesser abschneiden; Schrötel heißt der Hirschkäfer wegen des auffallend groben und starken Tafelbesteckes, das er mit sich führt. In diesen Bedeutungen ist es eines der vielen in ihrem Werthe herabgesetzten Wörter, denn ursprünglich lag der Sinn des Schneidens überhaupt darin, und in diesem gilt es auch noch vom Zuschneiden des Tuches (daher hochdeutsch Schröter, niederdeutsch Schrader); die Schröte, Winkel in einem Zimmer (anderwärts die vorspringende Ecke), daher ein Spiel, schrötlaufen; in einer Walliser Fasnachtskomödie räsonniert der Narr: Der Stât brûchti nit (chennt' er nur besser hûsun), Den Bûren alli Schrôten ussen (aus) z' mûsun. Der Schröt bedeutet im Freiburgischen gerade was Schnitz (von schneiden) in Bünden, nämlich Gemeindeabtheilung, und beide Bedeutungen, die von Schröt und Schröte, vereinigen sich hinwieder in dem bekannten italiänischen Worte cantone mit seinem ursprünglichen und seinem abgeleiteten Sinne.

[2] Die Zahl der Bäcker in Zürich war in der That nach unsern jetzigen Einrichtungen unbegreiflich groß.

zösische fouache, fouace amplificiert dieselbe. Ähnliche Verschiebungen des Gewichtes gibt es aber die Menge. Es sei beispielsweise an das nahe liegende Chóstez, Kóstniz aus Constántia erinnert. Es gehörte dieß zur Germanisierung des Fremdwortes [1].

Wir dürfen also das Ergebniß der Untersuchung über die Foggenze dahin resumieren, daß sie, ihrem Namen entsprechend das Hausbrot, in städtischen Verhältnissen schon früh, so weit historische Kenntniß zurück reicht, das durch eine besondere Klasse von Bäckern verarbeitete Hausgut des Bürgers bezeichnete; daß dann aber in der Folge, bei veränderter Zeitlage und Örtlichkeit, die anfänglich bloß sekundären Vorstellungen einer bestimmten Qualität, Gestalt oder Schwere die alleinigen geworden sind. Die folgende Untersuchung wird zeigen, wie im Laufe der Zeit neben diesem Amphibium, als das es schon in den ersten geschichtlichen Zeugnissen erscheint, das Bedürfniß neuerdings ein Hausbrot im eigentlichen Sinne des Wortes schuf, um auch dieses eine ähnliche Laufbahn erfahren zu lassen.

Damit nehmen wir Abschied von dem Kapitel der Brotnamen, dessen Reichthum, wie wir gesehen haben, eben so sehr wie in der Mannigfaltigkeit der Realitäten, in derjenigen der Gesichtspunkte liegt.

Nur verlangt noch eben so wohl die poetische Billigkeit als die praktische Zweckmäßigkeit — denn manch willkommener Lichtstrahl wird davon noch auf die bereits abgehandelten Punkte zurückfallen — daß auch der Leute gedacht werde, welche den Gottessegen der Fluren uns ins tägliche Brot umschaffen.

Wir haben bereits die zwei Hauptklassen, in welche die Bäckerzunft, am ausgeprägtesten in Zürich, zerfiel, kennen gelernt. Feiler, als Name der einen, begegnet uns erst ziemlich später als derjenige der andern, Foggenzer. Maaler definiert den Feiler als den, der brot feil hat vnd simmelring vnd dergleychen, Crustularius. Der Name besagt an und für sich nur einen solchen Bäcker, welcher aus seinem eigenen Mehle Brot auf Verkauf backt. Es liegt aber die Beschränkung auf bestimmte Sorten von Gebäck in der Natur der Sache; ebenso brachte die polizeiliche Obsorge früherer Zeiten mit sich, daß die Feiler ihr Gebäck in den öffentlichen Verkaufslokalen der Stadt (s. oben S. 2 u. 73) auslegten [2]. Das Gebäcke des Feilers gehört vorwiegend zu dem zweiten Theile dieser Sammlung. An dieser Stelle genügt es daher dasselbe aufzuzählen. Nach der Zürcher Pfisterordnung

[1] Man lese in der instruktiven Arbeit W. Wackernagels, Die Umdeutschung fremder Wörter, S. 34 f. oder 1. Aufl. S. 30.

[2] Daher in den Basler Kinderreimen: An der Laube verkauft me 's Brod.

von 1494 sollen die feiler kein Viererwertig Simmlen, Helssweggen [1] noch wissbrod bachen, sonder angsterwertig darleggen [2]. Hundert Jahre später werden Beschwerden kund, dass die Feiler die Zeit hero (her) die Ring, Weggen und brod dermässen klein gebachen und gemacht, ein stuck für ein Kreützer hingegeben, und bald nachher wurde ihnen (wohl aus Vorsorge für die Ökonomie des Publikums, denn z. B. anno 1770 wird die Repetition dieser Beschränkung mit der damaligen Theuerung begründet) untersagt Gebildebrot auf Verkauf zu machen: Es ist heiter abgestrickt, dass dheiner (keiner) unter den Meisteren Feiler Handtwercks fürhin zu dheinen Zeiten weder Eyerweggen, krütz nach noch ring auff den Kauff bachen sollen: Doch wellichem unter ihnen von jemand dergleichen gebächt gefrömbd [3] wurde, der mag alssdann diesselbigen wol bachen ohne yntrag, und aber solliche dheines wegs zur gschauw auff den gaden fürhin leggen, und soll aber hiemit des gebächs der gebrochnen Brödtlinen frey aller dingen abkennt seyn [4]. Selbstverständlich war die festliche Zeit (des Jahreswechsels, der Zwölf-Nächte) von solchem Verbote ausgenommen, wie wir aus einer Beschwerde vom Jahre 1648 entnehmen, als Sich die Mr. Feiler ab den Mr. Krämeren erklagt, dass Sie zuweyt mit ihren Ständen und anhenckinen (Nebengerüste) gegen ihren (der Feiler) Bäncken fahren Thüegind, alsso dass umb die Neuwjahrszeit gewohnlichermaassen die Eyer-kräntz und Ring an den Krämer-Ständen kümmerlich mehr auffgestellt werden könnind, und der gemeine pass verschmäleret und verschlagen werde.

Obrigkeitlich waren auch die Preise des Feilergebäckes geordnet, und zwar galten für Brote und Ringe die selben Ansätze. Anno 1553, da der Mütt Kernen bloß 4 ℔ d. i. 2 Zürichgulden gilt, ward folgende Skale für das Gewicht aufgestellt: es soll ein Schilling Werthig stuck ein pfundt,

[1] Feineres Gebäcke, das zum Helsen (heilsen, heilisôn), d. i. zu Pathengeschenken an Neujahr dient.

[2] Vierer, d. i. 4 Heller, Angster d. i. 2 Heller oder $^1/_6$ Schilling.

[3] Anfrömmen, in den nordöstlichen Kantonen und in Schwaben noch jetzt gebräuchlich im Sinne von bestellen, in Auftrag geben, eigentlich eine Sache fördern. Man könnte das ö der schweizerisch-schwäbischen Form als e erklären wie in frömd (fremd, was weit weg ist), und frömmen wie dieses von altem fram (vorwärts) herleiten. Aber die ältere Form (und noch so in Baiern, Tirol) hat ü und weist uns daher auf frum, from (nützlich).

[4] Aus dem genannten Grunde durften in den Jahren 1561 und 1562 auch die Pfister zu Thum keine „Brätzeln und viererwerthe Brödlein" backen.

wird nach der Verordnung von 1680, und zwar nach alter Gewohnheit, wöchentlich vom Großweibel die Schatzung des Brotes an ihre Tafel geschrieben. Aus der unmittelbar vor der Revolution auf's Neue bestätigten Bäckerordnung geht deutlich hervor, daß den Bürgern um Lohn zu backen keineswegs den Foggenzern zukam. Diese mußten die Concurrenz des um 8 Loth gewichtigern und um den gleichen Preis sich verkaufenden Hausbrotes durch Anwendung feineren Mehles bestehen, sie sind also Simmler. Diese Einrichtung erhielt noch anno 1810, im Interesse der unbemittelten Haushaltungen, ihre Bestätigung.

Hûsbäcken hießen zu Winterthur diejenigen, welche den Leuten das Hausbrot backen durften[1]. Natürlich war, bevor es Übung wurde, die Hülfe des Bäckers in Anspruch zu nehmen, allerwärts ein anderes Verhältniß vorausgegangen, wie es noch heutzutage an manchen Orten in der Schweiz der Brauch ist, daß die Haushaltung ihren Bedarf durchaus selber backt. Wir besitzen historische Zeugnisse, direkte und indirekte, vom Bestehen dieser patriarchalischen Einrichtung auch in unsern Städten. In St. Gallen gab es im 14. und 15. Jahrhundert zwar Pfister, aber noch wurde auch in den Haushaltungen gebacken, und die Rathsatzungen unterscheiden in den Privathäusern zwischen Öfen, darinn man niht bachen sol, und solchen, darinne erlobt ist zebachenne, und verbieten mit Beziehung auf Letztere, das nieman in kainen kachelöfen me (mehr, öfter) bachen sol, danne ainost an dem tag[2]. Die Pfister in Zürich verklagten im Jahre 1542 einen Mich. Schmid, das derselb Herren Erasmus schmiden, Inn sinem Huss Brot gebachen, vnnd nammlich Ime Micheln von dem Zebachen, kernen vnnd mäl gegëben . . . Vnnd aber gerürten Erasmus S., fürgewendt, das Im ettwa also vss fründtschafft eyn hussbrot Vmbeyn Vogkentzerbrot (d. i. Brot um Brot), Zwey oder drü, wie Im zuzyten, alss eynem vnwerchsammen (der keine körperliche Arbeit zu verrichten hat) Man das Hussbrot bass geschmegkt, gewëchslot syge ,vnnd demnach Mich. Schm. ouch vermeynt, das . . . er zůzyten so er von dem, oder eynem gůten nachpuren als fründ, Ime Inn sinem Bachofen, derdann gůt sin solt, bachen zelassen angesůcht worden, demselben das . . . gestattet. Noch im Jahre 1631 wird aus der selben Stadt bezeugt, daß gemeincklichen die

[1] In Ulm war es der Saurbeck.

[2] Radikaler das Älteste Rathsbuch in Luzern: das nieman sol enhein brot bachen in eim stuben ouen.

Leüth den Winter bachen daheimen [1]. In andern Gegenden vereinigten sich die Gemeindewesen zur Errichtung von öffentlichen Backöfen, und auf solche Einrichtungen bezieht sich die bekannte sprichwörtliche Redensart: 's gät um — wie's Bachen, und wer kein Mël hat, überhupft (wird übergangen), und entstand daraus der Geschlechtsname Bachofner, auch kurzweg Bachofen. Aus Mangel guter Backeinrichtung bringen an einigen Orten im Zürichbiet die Haushaltungen ihr Mehl dem Bäcker und bezahlen ihm Lohn für das Verbacken, oder wo sie leckerhafter sind, lassen sie sich für ihr Mehl weißeres Bäckenbrod geben — eine komische Verquickung der alten ländlichen Übung mit modernem städtischen Brauche.

Das Bedürfniß, das Backen außerhalb der eigenen vier Wände vollziehen zu lassen, mußte sich begreiflicherweise vorzugsweise in Städten geltend machen. Schon die Basler Urkunde von 1256 scheint solchen Verkehr zwischen Bürger und Bäcker im Auge zu haben, da sie dem Letztern einen Backlohn; 2 Schillinge (solidi) für je eine „Bacheten", nämlich einen für seine Unkosten, den andern als Nettogewinn, zuerkennt. Ohne allen Zweifel war es um 1406 und vorher auch in Bern üblich, das Hausbrot vom Bäcker nicht bloß backen, sondern (wenn anders wir richtig zwischen den Zeilen des überlieferten Zeugnisses lesen) durch den ins Haus gerufenen Bäckerknecht auch den Teig kneten zu lassen. Die Stadt-Satzung gestattet nämlich den Pfistern, nachdem sie für den feilen Kauf das zweierwerthige Brot abgeschafft und nur Weißbrötchen von 1 Pfennig erlaubt hat, doch an mischelgût vnd vsser (aus) Iren lönen So Inen uon Iren knechten uon Husgût gezichett (zukommt), von denen die mit teige vnd nit mit pfenigen (baar Geld) lonent, dannat vss (daraus) mögent si bachen mulscherren (Multenscharreten) vierenwërdig leip oder zweyenwerdig bröter nach dem als das uon Alter har komen ist. Und deutlicher geht dieß hervor aus der Vorschrift Vmb die Multen. Das alle Pfister so Hussbrot bachend erberen lüten In vnser Stat die des begërent multen geben söllent, vnd uon Inen Ir gut es sy uom ofen oder zem ofen tragen zu eren zichen (ziehen) als uon Alter har gewonlich ist gesin. Noch direktere Nachweise erhalten wir bald nach diesem aus Basel. Um 1438 erhielten dort diese Hülfsbäcker 2 Schillinge von jeder „Vierntzel" zu backen. Es durfte jeder von ihnen vier Schweine halten

[1] An vielen Orten mußte das Recht im eigenen Ofen backen zu dürfen dem Feudalherren mit einer Abgabe, dem sogenannten Backofengetreide u. dgl. bezahlt werden, was bekanntlich zur Zeit der Mediation im Kanton Freiburg zu Renitenz und militairischer Exekution Veranlassung gab.

und auf der Gasse herumlaufen lassen, während dem höher taxierten Weißbäcker die doppelte Anzahl erlaubt war. Daß in jener Zeit oder bald darauf sie sich angemaßt hatten, auch Feilbrot auf eigne Rechnung zu backen, und daß solcher Mißbrauch festgewurzelt war, können wir daraus ersehen, daß der Rath erst im Jahre 1545 wagte ihn radikal abzuthun, im 15. Jahrhundert dagegen wiederholt nur das Maß beschränkte, innerhalb dieser Schranke aber das Backen auf feilen Kauf also gewissermaßen sanktioniert hatte. Erst nachdem dieses Institut zu Basel in dieser Weise seine Stadien der Entwicklung durchlaufen hat, taucht es auch in Zürich auf. Natürlich, denn hier hatte inzwischen das ähnliche Institut der Foggenzer dem Bedürfnisse, welches beide, das eine hier, das andre in Basel, ins Leben gerufen hatte, genügt. Insofern war der Historiker schon befugt, beide für ein und das selbe zu erklären. Von anderem Gesichtspunkte aus sind sie es aber doch nicht, und namentlich in Zürich muß sich die Anerkennung eines wesentlichen Unterschiedes schon aus dem Vorhandensein zweier Benennungen aufdrängen; vollends so, wenn wir auch nur einen flüchtigen Blick in die Urkunden thun. In dem fälschlich so betitelten Urbar der Zunft zum Weggen, einer Sammlung der Zürcherischen Pfister- und Müllerordnungen und der die beiden Gewerbe betreffenden Beschlüsse in Copie, findet sich, leider ohne Datum, ein Aktenstück, das ein höchst interessantes und anschauliches Bild von dem hier besprochenen Gewerbe abgibt. Es sei deßhalb vollständig abgedruckt. Die Hussfürer sollent sweren dhein Korn ze mil in zeschicken Sy habent dann vor und ee den Mülleren die Wortzeichen geantwortet, dass es umbgeltet sye. Ouch sollent die Hussfürer Ire Wibe, knecht, Jungfrowen (Mägde), Kinde und gesinde, die zwölff Jar alt sind, und darüber ouch sweren, dass Sy dennen personen so by Inen bachen, dass erberste (Ehrbarste) und wegste (Tüchtigste tügend (thuen), Iren Frommen und nutz fürderent, und Inen Ir brot zu eeren bringen getreüwlich und nach Ihrem besten Vermögen, den Lüten Ir Brot, mäl und dass Ire gantz zekeren (zu retournieren) und zegeben, und dess heimblich und offentlich nützidt (Nichts) zenemmende, nach zebehaltende ouch niemandem deheinen teigsamen[1] nach anderen Teigk milten scharret (Muldenscharreten),

[1] Ein in der Weise von Brosamen und mit der gleichen Sinnigkeit umgedeutetes Wort, das aber hie zu Lande längst ausgestorben ist, wenn es je alemannisch-schweizerisch war. Maaler kennt es nicht, und Dasypod dürfte sein Deysem und das Verbum deysamen, verseüren erst in Straßburg erworben haben. Deutsche Mundarten kennen es noch. Alt lautete es deisme und gehört zu ge-deihen im Sinne von wachsen, aufgeben, von dessen altem Präteritum es abgeleitet ist.

nach anders nit zenemmende, in dhein Weise, sonder mengklichem dass Syn gantz und gar volgen zelassen mit dem überblibnen Würckmähl, und desselben Melwes, ouch wenig nach vil nit zebehaltende, ob joch ein Dienst (Dienstbote) oder andere Persohn (von Seiten des Arbeitgebers) so lewe (lau) oder hinlässig wer, dass Sy es Inen wol lassen woltend. Ouch dheinen zuber, butgin (Bütte), Wasser Tröglein oder anders darinn man utzidt (irgend Etwas) usslahn oder gewerffen möge in der Würgkstuben davor, und ouch um den ofen nit zuhabende ouch niemanden dhein Teigtuch zelihende, sunder Iren kunden zesagende, Ir selbs tücher zehabende, und mit Inen zetragende, und Ir Würckmel damit zesammen zeslahende, und wider heimb zetragen, und welches Syn Teyg-Tuch nit bringet, dem dheins zelihende, sunder vff blössen Banck Im, oder gantz nit, zewürckende, untz es syn eigen Teigtuch hat und bringt, wand (denn) welche Jungckfrow oder gesinde so lewe ist, dass Sj das Teig Tuch nit mit Ir bringt, oder Treitt (trägt), die soll X ß on gnad zebesserung geben. Und umb dass die Hussfürer dester bass darinn bestan mögint, und dass Sj ouch den lüten den Teigsamen von Irem gut one widerumb nemmen geben sollent, so soll man Inen von jeder Virtzal zebachen II ß pfn. ze lonn geben, und wo sich ervindet, dass dhein (irgendein) Hussfürer jemanden des sinen ützidt nemme oder behube, Verhengkte, oder Verschuffe getan werden von jemandem, der Hussfürer soll one gnad V *lb.* ₰ zebesserung verfallen sin.

Obwohl der ganze Foliant lauter Zürcherische Urkunden enthält, lehrt ein Blick auf den Inhalt, einige mundartliche Ausdrücke und Formen, und den Namen, der hier den Hausbäckern gegeben ist, daß wir einen fremden Eindringling vor uns haben. Es ist kein allzu gewagter Schluß geradezu zu behaupten, daß dieses Aktenstück nicht bloß nach Basel gehöre, sondern daß es das Aktenstück sei, welches die Zürcherische Obrigkeit sich von dorther zum Muster verschaffte, als sie im Falle war, die Hausbäckerei auch bei sich zu organisieren. Basel war nämlich gerade so die Stätte, wo diese sich zu besonderer Stärke und Ausbildung entwickelte und breit machte, wie Zürich für die Foggenzerbäckerei. Theils die Richtung, welche diese im Laufe der Jahrhunderte genommen hatte, theils die veränderte Lage eines Theiles der Bürgerschaft machten an dem letztern Orte, wo nicht, wie wir es in Basel gesehen, die Ausschreitungen des Gewerkes zwischen die alten, ursprünglichen Dämme zurückgewiesen wurden, eine Neuerung nothwendig,

mit welcher die allmählich entstandene Lücke verstopft, die Foggenzerei ergänzt werden sollte. Von diesem Gesichtspunkte aus tritt also die Hausbäckerei in Gegensatz zu jener. Eine Zeit lang trug die neue Einrichtung noch den spezifisch Baslerischen neben dem allgemeiner verbreiteten Namen ohne Unterschied fort, doch erst vom Jahre 1623 an, von welchem beim Zürcherischen Rathe die durchgeführte Organisation des Institutes datiert. Um jene Zeit, dürfen wir uns also denken, hatte man sich das Basler Instrument (freilich in seiner um Vieles ältern Redaktion) verschafft. Die Einführung in Zürich in dem genannten Jahre lautet: Nachdemm M. Gn. Herren vor der Zyt (— davon sogleich —) wegen der damahlen, und nach anjetzo schwebenden leidigen Theüri, gemeiner ihrer Burgerschafft zu gutem, die Hussbecken angesechen (eingeführt, beschlossen hatten) u. s. w. Dieweyl und aber die gemeine Burgerschaft, rych und arm sich bey den Hausbecken die Zyther nit übel befunden, da sollend dieselben nach (noch) fürer (weiterhin) belyben, also dass mengklicher den Husfeüreren dass Brot nach wyters Zebachen geben solle und möge, von den Mr. Pfistern ungesumpt und unverhindert; Wellicher aber bey den Husfeüwreren bachen lassen will, der sole dass mähl in seinem selbst eigenen Hauss und daheim knätten, und den Teig Zurüsten, und erst alsdann denselben den Husbecken bringen, und zu Brod machen und bachen lassen, da dann hiemit Sy die Haussfeüwrer dheinen Kunden das mähl wyters, wie etwa vor der Zyt beschechen, abnemmen sollen nach werdend, Inmassen dann ein solliches an anderen Orthen und Stätten auf die formb auch gebrucht wird; Was aber die Würth, Stubenknecht und Stubenfrowen belanget, da solle hiemit ihnen dasselbig gäntzlich abgestrickt seyn, also dass sie für die Gäst bey den Hausfeüreren dhein wyter Brod bachen lassind, sonder wass Sie für Brod ums gelt verbruchend und den Gästen aufstellend, dass sollend Sie wie von alter her by den pfistern nemmen und kauffen. Eigentlich wollte der Rath schon im vorhergehenden Jahre diese Einrichtung ins Leben treten lassen, und zwar mit weiterem Umfang; es scheint aber der Protest der Pfister, welche sich auf ihre alterworbenen Rechte steiften, ihn zu engern Schranken für die Neuerung vermocht zu haben. Er hatte folgende Einladung erlassen: Dieweyl bei jetziger schweren Zyt und grossen unerhörten Thürung dem gemeinen Mann nit mehr müglich seyn will, dass Voggentzer Brod zum Täglichen Bruch genugsam zuerzalen und zekhauffen, sonders die hoche Nothdurfft erforderet, dass

für dass gemeine und arme Vollck auch gmein Hussbrot gebachen und hierzu khommliche Anordnung gethan werde, wie an anderen orthen auch gemeiniglich brüchlich ist, und vor der Zyt in söllichen Theüren Zyten mit anstellung der Haussbecken allhie auch beschehen, so ist myner Herren Verordneten gutachten und Meinung, dass ein solliches dissmalen auch für hand genommen, und dass etlicher unter Ihnen den Pfisteren, so hier zu lustig weren, oder es unter ihnen umbgahn liessent, einem jeden der dessen begerte ein, Zwey mehr oder minder Viertel Haussbrot umb ein gebührend lon bachen, oder sonsten Sy die Pfister ouch auf den Kauff Hussbrodt bachen. Es erboten sich dem Rathe drei von den Bäckern. Der Plan, Hausbrot auf Verkauf backen zu lassen, wurde aufgegeben; „man wolle noch zusehen". Die Präcedentien, auf welche der Zürcher Rath hinwies, fallen, so weit unsre Aktenkenntniß reicht, in die Jahre 1530 und 1593. Vom ersteren lautet ein Erlaß: Wann ein Burger in seinem Hauss nit bachen oder dem Voggetzer nit Inschütten wellte, dass er wol so fer er es an dem Pfister gehaben (erlangen sc. mag) umb ein zimmlichen (geziemenden) Lon in des pfisters Hus̨ zebachen geben, der pfister es Im auch bachen mag, unverhindert, und on yntrag siner Meysteren, der pfisteren. Wiederholt im J. 1593. Ebenso kam die Obrigkeit der Noth auf der Landschaft entgegen, und zwar mit viel weiter gehender Bevollmächtigung. Dem Gesuche eines Webers zu Andelfingen, es möchte ihm gestattet sein, gemein Hussbrod auf den Kauff zebachen, weil er dem eigentlichen Bäcker in dem übrigen seines gebächs, dess Wyssen und feiler brods dhein yngriff nit thüege, und zudemm dass Wäber Handtwerck müssig stehe, Ihme sollich gebächt von anderen pfisteren, deren nach zween zu andelfingen sygent, nach jemands anderem nit gespeert werdind, wird entsprochen, "dem gemeinen armen Volck zu gutem".

Zu Bacherlon für Holtz und alles waren anno 1622 provisorisch vor jeden Mütt Brodt 12 ß verabredet, welche aber im folgenden Jahre auf 16, und 1748 auf 20 erhöht werden mußten [1]. Begreiflich reizte solche Schmalheit des Erwerbs zu wiederholten Versuchen Einzelner sich neue Quellen zu öffnen. Allein der Rath hatte sich nach kurzem Schwanken nun einmal entschlossen, die vorgeschützten Rechte der alten Pfister ohne Weiteres

[1] Zu Anfang des 15. Jahrhunderts in Bern von 8. Imi kernis, von 9. Imi mischelguth oder uon 10. Imi ruggis (Roggenmehl) zechen Pfenige, in Basel 2 Schillinge (solidi) von der Vierzel d. i. 3/4 Malter oder ungefähr 230 Pfund.

anzuerkennen, und erklärte daher in jenem 1623. Jahre definitiv, die Haussbecken sollend sich der Haussbecken[1] sättigen lassen, und nebent derselben für sich dhein brod auff den Verkauff geben. So zu wiederholten Malen. Im Jahre 1631 wurde einem Emancipationsversuche gegenüber entschieden, dass es bey der in Anno 1626 ergangenen erkenntnuss belyben, also dass ernannter Grob sich eines gebächs allein gebruchen und hiemit nebent dem gemeinen bachen und Hausfeüren kein sonderbahr Brod bachen und verkauffen oder aber hingegen dess Haussfeürens sich nit gebruchen mögen solle. Um die Eifersucht wie die Interessen der Feiler möglichst zu schonen, bleibt sogar Alles abhollen der Teig zum Haussbrodt, Item alles heimbschickhen dess Hauss- Vnd Vogenzer brodt, es seye gleich den Kunden oder in die Wirzhäusser in- oder aussert der Statt, wie von alters her verbotten[2]. Trotzdem warf sich der volle Haß der Pfister auf die neue Concurrenz. Spuren desselben gewährten uns schon die oben beigebrachten Urkunden. Der erwähnte Grob hatte sich zu beschweren, dass diejennigen, welche Sich disses Haussfeührens unternemmend, von Ihren mit Meisteren eben zimmlichen auffsatz habind.

Ein concretes Müsterchen pikanter Art bieten die Protokolle vom Jahre 1625. Diewyl besagte beid der Bosshart und der Blüwler mit bachen der Burgerschafft vnnd mit dem Hussführen (wie mans nempt) annders nützit gethann, Dann was m. g. Herren Inen erloubt, so sollint Ire schilt Inn die Zunfftafelen widerumb recht gethänn werden, auch sy mit wyterm bachen Vnnd Hussführen biss zu Vsstrag der sach fürfahren, vnnd sy beide für ehrliche Meister vnnd Zünffter gehalten werden. Die Alten hatten dem jungen Gewerbe geradezu den Untergang geschworen: der Grob'sche Handel verräth den betreffenden Beschluß der Zunft, da Grob sich auf diesen für sein Verfahren berufen zu können glaubte. Er sagt: Dieweylen vor Jahren etwass enderung geschächen, dass man allhie auch haussfeühren möge und solle, desse sich unterstanden etliche Meister, auff welche sich erweckt ein unversühnlicher hass, welcher nach wäret je lenger je hefftiger: desshalben dass Haussfeüren in abgang zubringen, erkennte sich meine Meisteren Anno 1627, dass ein Jeder Meister nebent seinem anderen Bächt wol haussfeühren möge, zu abbruch

[1] Hier als feminin, die Hausbäckerei.

[2] Anderwärts dagegen, in Würtemberg, pflegten die Bäcker den Leuten sogar den Knettrog ins Haus zu schaffen und ihn mit sammt dem Teige wieder abzuholen.

der ersten hausafeühren. Und der Wortlaut des Aktenstückes von 1748 läßt schließen, daß der Kriegsplan gelang. Wenn daher diese Dreitheilung des Gewerkes, welche fast einzig in Zürich stattfand, auch von verhältnißmäßig kurzer Dauer war, so bleibt doch der Dualismus, der durch die ganze Geschichte der Innung bis an unsre Neuzeit heran in allen städtischen Gemeinwesen sich vollführte, wenn auch mit verschiedentlichen Modificationen und demzufolge unter verschiedenen Namen [1].

Nicht aber implicieren die neben einander stehenden Namen Bäcker und Pfister irgendeine gewerbliche Scheidung; Beides sind vielmehr synonyme Bezeichnungen des Genus Panifex. Der erstere hat bei uns wie überhaupt in den oberdeutschen Mundarten beharrlich treu an der althergebrachten Form gehalten, Beck (d. i. becke, Mz. Becken); um so sonderbarer ist, daß der Schweizer Dasypod, und im Elsaß, drucken ließ Becker, dieses über den gemeinen Leisten der Nomina agentia geschlagene moderne Wort. In dem Übergange nun von dem Verbum bachen zu Beck besitzt unser Dialekt eine eben so wohl physisch begründete als symbolisch wirksame Gradation des Consonantismus, welche dem Neuhochdeutschen abgeht. Von diesem Grundworte bachen hebt sich sodann als augenscheinliche Ableitung des Substantives ab becken, das Gewerbe des Becken treiben; wie „pfisteren", das zu „Pfister" steht. Dieser letztere Name ist entschieden der bevorzugte wenigstens der älteren Schweizersprache, obwohl die lebende Generation einiger Gegenden, z. B. Appenzell, ihn entschieden desavouiert. Das Oberland von Bern mit dem Ausdruck Beck stellt sich in Gegensatz zum Unterlande, wo, wie in manchen andern Kantonen, Pfister noch gilt. In andern, wo es zwar nicht mehr lebendig ist, bedient sich seiner doch die offizielle und die Schriftsprache als der durch Tradition geadelten mit Vorliebe. Maaler setzt beide ohne Wahl. Die 6. Zunft in Basel ist Zu den Pfistern, jetzt zu den Brodbeckern — sagt Ochs im Jahre 1792. Pfister ist durch die Klöster eingebürgert worden, es ist das lateinische pistor [2] von pinsere, stampfen (kneten).

Dazu vermeint das Mittelhochdeutsche Wörterbuch noch ein drittes Synonym beizubringen, Brötler, befindet sich aber im Irrthume, denn dieses ist vielmehr eine neue, ganz eigene Klasse von Bäckern, die der Gesammtheit der bisher aufgezählten gegenüber stehende der Pseudobäcker.

---

[1] In deutschen Städten theilten sich die Bäcker in Saur- und Süßbäcken, Fast- oder Schwarz- und Los-, Platz-, Weiß- oder Kuchenbäcker (auch Simmler) Rauch- und Feinbäcken u. s. w.

[2] Auch noch heute in den oberitaliänischen Dialekten pisator.

Darüber läßt ein Zusammenhalten der betreffenden Paragraphen in der Mühlheimer Thurg.) Offnung des 15. Jahrhunderts gar keinen Zweifel. Nach derselben soll ein bröttler allwochen brot haben. . . . . Wan der brot holen oder kauffen will, so soll er denen, die im pfandt versezt handt zue iren heusern verkünden, dass sy ire pfandt lösendt; wa sy die nit lösendt, so mag er die mit im nemen, da er brott kauffen will, vnd mag die verkauffen vnd ander brott darumb kauffen. . . . . Vnd mag ein bröttler drüzechny für ainen schilling kaufen vnd zwolffe für ainen schilling geben. Das können doch offenbar nur Brotkrämer sein[1], diejenigen, welche, wie die Foggenzer und die Hausbäcker, den Feilern gegenüber nur der einen Seite des Gewerbes oblagen, nämlich wie jene der bloßen Produktion, so sie ausschließlich dem merkantilen Geschäfte. Dieß die Ahnen des heruntergekommenen Geschlechtes der Wegglibueben unserer Zeit, oder Gotthelf's Weggenfraueli. Auch in Bern hatte schon im 14. Jahrhundert der Handel sich dieses Artikels bemächtigt[2]. Die Zürcher Pfister brüsten sich: Es ist auch unsseren Gn. Herren und Oberen und sonst mängklichem wol bewusst, dass Unsser gebächt bey Frömbden und reissenden Volck in gutem Lob und achtung gehalten, alsso dass mann es Wyt in die Frömbde kaufft und hinweg Treit, und sonderlich wass für Frömbd Vollck gen Baden kommt, die befindend sich gar wol darbey, dass Sie gar viel allhier beschickend, und von einem brot ein Schilling gänd aben (hinunter) Zutragen, und dass Bader-brot lassent ligen, unangesehen mann dass Korn von Baden allharo führt.

In Luzern waren der Pfisterzunft auch die Schiffleute des Pfisternauens einverleibt; Letzterer (lateinisch navis) war ein Schiff, welches die Waldstätte mit dem Luzerner Gebäcke versah. Da Landbäckereien entstanden, öffneten auch diese sich neue Provinzen. Dass mehrere (der größere Theil) in Stäfa gebachen Brot wird auff Wuchen-Märckt nacher Rapperschweyl, Lachen, Utznach, auch von dannen ins Fischenthal und andere nächst gelegene brot mangelhaffte Orth verfertiget (hingeschafft); so wird auch viel nach Pfäffikon, Wollerauw, item gen Bäch und Richterschweyl, von dannen nacher Einsideln und der enden geführt und abgehollet. Wieder im 14. Jahrhundert weist auch St. Gallen einen eigenen Namen für diese Klasse von „Pfistern" auf, welcher sie

[1] Die Verkäufer, welche sich in Östreich wieder spalten in Brotsitzer und Gäukäufer.
[2] Die Satzung redet von brot veil füren.

trefflich als pseudonym kennzeichnet. Das dortige Stadtbuch schreibt nämlich vor, Das enhain kaltphister mè brot sol kouffen, denn XV vmb 1 ß. Zwar könnte der Umstand, daß das nach dortiger Mundart Kalt und Kalter zu schreibende, im Appenzeller Landbuch von 1585 auch wirklich so geschriebene Wort G'halter (Behältniß)[1] in St. Gallen u. d. E. ein Magazin bedeutet, uns veranlassen den fraglichen Ausdruck damit zusammen zu halten, was allerdings eine durchaus schlichte und trockene Deutung ergäbe. Allein die erwähnte Urkunde selber kennt das obige Wort nicht, sondern bedient sich dafür noch des allgemein schweizerischen und deutschen Ausdruckes Gaden; sie fährt nämlich fort: Es ist verbotten allen kaltpfistern, das si enkain brot, saltz, noch mel, noch kainerlay söliches vailes gûtes, das sü daher am markt vail gehept hant, nit fürbass mè vailhan sont, denn allain vnder dem räthus, es wär denn, das ainer nach dem ave maria zü ir ainem käm, so er in gelait hett än geuärde (da er etwa schon eingepackt hätte), so mag er denn zemàl dem ze kouffen geben in dem gaden oder davor, da er denn das selb sin vail gût inne beslossen hät. Wär ouch das ainer den selben kaltpfistern in irü hüser nachgiengi, dem mugent si ouch in iren hüsern ze kouffen geben. Auch die Form Kaltenbäck (noch als Geschlechtsname z. B. in Östreich) weist uns auf das Adjektiv kalt.

Der rechte Gegensatz zum Brötler und Kaltpfister, sachlich und sprachlich, ist der Ofenmann, welcher Ausdruck in Basel für Hûsfürer etwa vorkommt. Ofner, das bei unsern alten Lexikographen sich findet, war nicht ein lebendiges Wort, sondern bloße Verbalübersetzung eines lateinischen Ausdruckes, wobei die Übersetzer schwanken zwischen den Erklärungen Pfister und Eynheitzer.

Die selben setzen zu Beck und Pfister auch das abgeleitete Femininum an, und zwar nicht bloß dem Latein oder der Analogie zu Liebe. In der am Schlusse des 17. Jahrhunderts erhobenen amtlichen Statistik der auf der Landschaft Zürich vorfindlichen Bäcker werden neben ungefähr 240 männlichen Bäckern auch 26 Frauen und Wittwen aufgezählt, darunter in Horgen eine, die schon über die 40 Jahr, eine andere, so in die 30 Jahr becket[2].

Namen für die verschiedenen Rangstufen, welche ein angehender Bäcker durchzumachen hätte, bevor er sich als Meister breit macht, konnten wir bei

---

[1] Auch bei Hans Sachs: Brotkalter.

[2] Auch der englische Geschlechtsname Baxter deutet auf ehemaligen Betrieb des Gewerbes durch Weiber.

unserm schweizerischen Gewerke nicht entdecken [1]. Wohl aber hat uns eine Supplikation der Zunft in Zürich aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts eine Aufzählung der Requisiten des Gewerbes aufbewahrt: . . . hat man domahls das Tannj und Nussbäümj Holtz, die Kerzen, die Zwilchen zun Säcken, Tuch zu Teig Tücheren, Leim (Lehm) und Stein zun Öfen, item das Kupfer zu Kohlenhäfen (deren ein mancher biss 30 fl. kostet, und doch nicht mehr biss 10—12 Jahr dauert) Wasserhäven, wehen und Brat Pfannen (— von den erstern wird unser zweiter Theil handeln —), von welchen Sachen wir eine grosse quantitæt brauchen, das eint und andere halb ringer (wohlfeiler) haben können.

Auf der Landschaft ward die Bäckerei natürlich im Anfange nicht zünftig betrieben, sondern etwa erst später von den Zünften der Städte aus organisiert. Dieß z. B. im Zürichbiet im Jahre 1698, da beschlossen ward, es sollten inskömmfftig alle neuwe Land-Becken sich bey hiessiger Ehrsamen meisterschafft vermittelst 16. ß bezahlenden einschreibgelts einzuverleiben schuldig seyn. Es war damit auf Erstickung der stark wuchernden wilden Bäckerei abgesehen. Schon sieben Jahre früher war eine Supplicationsschrifft Eines gesampten Pfister Handtwerkks alhier Vmb abschaffung dess zunehmenden Landt-Gebächss und der Vielen stümpel Bekken ergangen. Die Klage schildert die damaligen Zustände anschaulich folgendermaßen: Ingleichem gehet es zu beiden seythen dess Sees unsserem Handwerck höchst nachtheilig und ungebunden daher, indemm ein Jeder pfystereyen auffricht, und bacht, auch viel derjennigen, so auss hiessigen gewerbs- und Handels-Häusseren gantz Nehrsamme und gute Verdienst haben, die solches Ihr glück sehr missbruchen, und anstatt der Ihnen auch geleisteten baaren bezahlung den armen arbeits-Leüthen dass Brot abzunemmen aufftringen, und alsso folglich die Ehrlich auff dem Land gesetzte Pfister umb alle kundsamme bringen. Aber noch im Jahre 1777 hatte der Rath Veranlassung zu verbieten, dass in der Statt und um dieselbe herum 1 Stund weit keine Stümplerey und unbefügte Brod verkauff getrieben werde [2], obwohl schon jener

[1] In Deutschland, wo das Kastenwesen des Handwerkes vollständiger organisiert war, galten folgende Grade in aufsteigender Linie: 1. Kleinjunger oder Junker, Posler; 2. Kneter, Teigmacher oder Kübelknecht; 3. Werkmeister, Schießer oder Helfer; 4. Altknecht.

[2] Ein Erzstümper in Schuhen wird auch, im Tagebuch des Unsichtbaren Reisenden, ein gewisser Handelsherr, welcher u. A. Schuhwaaren vom Auslande bezieht, von

ersten Supplikation mit dem Beschlusse entsprochen worden war, daß kömmfftig kein Schlosser, oder andere die märckt gebrauchende Handwerck-Leüth ohne permission brot auff mehr-schatz (Verkauf) bachen, sondern Sich nur eines Handtwerchs bedienen, und schon früher in vereinzelten Fällen in gleichem Sinne entschieden wurde. Auf der Landschaft nämlich war das Brotbacken meistentheils als Nebenerwerb mit andern Gewerben verbunden; namentlich die sogenannten Fergger [1] fanden, wie oben gezeigt, ihre doppelte Rechnung dabei. Einige, bescheiden, verkauften nur beiläufig, wann sie ihren eigenen Bedarf buken, etwa an ärmere Dorfgenossen auf deren Anhalten. Abgesehen von jenen Wollen-, Baumwollen- und Seidengewerbern und allfälligem Export war noch in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts der Dorffschafft Becken meister Vertrib gegen den Wirthen, Kindbetteren (Wöchnerinnen, die man mit Weißbrot zu traktieren pflegte), Gmeinden (Gemeindeversammlungen und folgende Wirthshausgelage), Hochzeiten oder dergleichen mehreren anläässen. Zum Schutze der Zunft sowohl als des consumierenden Volkes setzte daher der Rath von Zürich im Jahre 1700 eine Erneuwerte Becken-Ordnung auf. Darin heißt es: Wann Wir dann auch . . . zu Unserem missfallen vernemmen müssen, wie dass von Unseren Vögten und Beambteten, da und dort in den Gemeinden, allzu vilen Becken, Brot, auf den Kauff, zubachen bewilliget, dardurch nicht allein das Pfisterrecht verstümplet, sondern mit deren übermässigen Zahl, sehr vil Missbräuch eingeführt, und auss antrib der Becken gewünsucht (doppelter Genitiv) das Brot zu mercklichem nachtheil Unserer Angehörigen aussert Unsere Bottmässigkeit in zimlicher quantitet verkaufft worden; Als haben Wir nicht umgehen mögen, Unsere Land- und Obervögt hiemit alles Ernstes zu erinneren, die in ihren Ambts-Verwaltungen sich befindend- überflüssige Brot-Becken fürderlich abzuschaffen, und nach jederen Dorffs beschaffenheit, nur die ohnentbehrlich erforderende . . . . zubestellen, welche . . . kein Brot aussert Unser Land verkauffen, zu dem end die Märckt nicht besuchen; auch aussert den bestimten Becken, keiner . . . Brot zum verkauff bachen. Die Beamten sollen namentlich

---

den auf ihre Zunftrechte eifersüchtigen Schustern geheißen. Namentlich waren auch Sidenstümpler eine bekannte Klasse von Leuten.

[1] In Wollen-, Baumwollen- und Seidenmanufakturen die Mittelspersonen zwischen dem städtischen Gewerbsherren und den Arbeitern auf dem Lande, eben die Leute, deren Treiben in der Klageschrift vom Jahre 1698 geschildert war.

solche Leute wählen, die samt ihren in gleicher Hausshaltung sich befindenden Kindern keine Wullen- nach Seidentrager sein mögen.

Aber auf der andern Seite darf nicht unerwähnt bleiben, daß die Obrigkeit sich auch etwa veranlaßt fand, statt zum Schutze der Zunft gegen ihre Übergriffe einzuschreiten. Als um die Mitte des 17. Jahrhunderts einem Schärer zu Grüningen bedeutet ward, er solle sich seines Schärrer- und Bader Handtwerchs sättigen und alsso den becken mit seinem Brodbachen nützid eingreyffen, erinnerte man ihn daran, wie auch den Bäckern fehrndrigen Jahrs eben von synetwegen ihre habende Brod badstüblj für andere alss den Haussgenossen (Dativ) zebruchen verbotten worden [1].

Der treffliche Landvogt Escher hielt sich darüber auf (was wahrscheinlich mit einem förmlichen Verbote endigte), daß die Bäcker zu Winterthur Ihre Becken-Häusser an den Sontagen mit setzen (nämlich an die Tische, also bewirthen) des Landt-Vollcks nit beschlossen bleibend, welch Landt-Vollck vast nit abzuhalten, wie Sie thür und thâr (Thor) offen finden, und darmit dahin verlockt werden, dass an den Sontagen Ihnen (von den Gutsbesitzern) angezeigt werde, wass die Werck- und arbeits-Leüth durch die wochen zuverrichten habind [2].

Es verdient übrigens sowohl die Weisheit der Obrigkeit, welche die Bedeutung dieses Gewerbes für den ganzen Staatsorganismus erkannte, als die Unparteilichkeit, mit welcher sie die Interessen des Gewerkes und die der Consumenten zu schützen suchte, alle Anerkennung. Gegenüber jener schon erwähnten Verpflichtung an die Bäcker dem öffentlichen Bedarfe allezeit bereit zu sein [3] steht die väterliche Besorgtheit für sie, von welcher uns oben Beispiele entgegentraten.

---

[1] Vgl. in Zürch. Antiq. M. Band 15 S. 240 Dr. Keller's Schilderung des bis in neuere Zeit fortgepflanzten Brauches in jener Gegend. An jenes Güggen des Bäckers, d. i. das Zeichen, das er den Dorfbewohnern durch ein Horn zu geben pflegte (vgl S. 79), lehnt eine scherzhafte Wetterregel sich an: wenn nämlich die Krähe arg schreit, sagt man, sie rufe zum Bade.

[2] In Zürich hatten im 15. Jahrhundert umgekehrt die Wirthe den Bäckern in das Handwerk gegriffen und Brothandel zu treiben versucht. Es mußte ihnen bedeutet werden, sie sollten dehein brott nieman zekoffen geben oder Jemant nötten das von Inen zekoffent; ob aber ein gast ein brott zwey oder drü vordert an Sy Im die ze gebent, das Sy die dem vngevarlichen vmb Sin gelt wol geben mögent.

[3] Z. B. Item es soll ein Jeggklicher Pfister .... allwegen Brott han oder aber teig Inn der muolten, dass man kein gebrästen am brott nit habe; wer (wäre) ouch dass er anderschwo här brott nemme oder Besante d. i. beschickte (also

Auch ausschließliches Privilegium kam in früheren Zeiten vor: mehrere Dorfoffnungen des sogenannten Zürcher Neuamtes u. d. E. sprechen von einer Brottaverne. So mag ein vogtherr von Flach die brotteffer lichen wie thür er mag. (Vgl. oben S. 118.)

Es ist begreiflich, daß ein Gewerbe, welches so tief ins tägliche Leben eingriff, die Vorstellungen und die Sprache des Volkes nicht ohne Bereicherung lassen konnte. Eine lebendige und vielseitige Geschäftigkeit wird bezeichnet mit umme (umhin, herum) pfisteren. Bekanntlich sind mehrere Namen des Berufes in bleibende Geschlechtsnamen übergegangen, und obenan die beiden synonymen, welche das Gewerbe am allgemeinsten bezeichnen: Beck, dem deutschländischen „Bäcker" entsprechend; Pfister, namentlich in Zürich, wo schon 1259 ein Pistor unter den Räthen genannt wird, wie Bluntschli annimmt, vom Geschlechte eines in den regimentsfähigen Stand erhobenen Pfisters der Äbtissin. Bald nachher ein „Hug genannt Phisterli". Was die Zürcher Simmler ursprünglich waren, wird aus dem folgenden zweiten Abschnitt erhellen.

Vielfach beschäftigt sich der Leumund mit der Bäckerzunft. Derselbe lautet natürlich sehr verschieden in der Selbsttaxation des Gewerkes und in der Lynchjustiz des Volkes. Durchgeht man etwa die zahlreichen Supplikationen der Zunft an die Obrigkeit, so sieht man ein kümmerlich um sein Dasein ringendes Gewerbe vor sich. Doch lassen wir das bloß durch den Zweck berechtigte Gewebe von Übertreibungen in den vergilbten Scharteken ruhen. Mit besserem Fug nennen sich die Pfister selber das schlafflose Handtwerck. Auch möchten sie an und für sich wohl Recht haben sich zu beschweren über das ihnen endlich gar den Boden austruckende Deis[1]- und Borg nemmen (1751), und die Frage, ob der obenerwähnte Backerlohn ein Lidlohn könne genennt werden, unseren hochgeehrten Herren hochweysem nachdenken zu überlassen. Auch ihrer Sünden zu gedenken stellten sie aber den Leuten anheim, und diese machten denn auch schonungslos in Spott und Zote dem Grimme Luft, der den zum Unterliegen Verdammten zu blähen pflegt. Ein Beispiel hörten wir bereits oben S. 19. Wegglidrücker, Mutschlidrücker erscheinen da als glimpfliche Ehrentitel. In einem längeren Volksliede, in welchem alle Stände und Gewerbe zur Freierwahl die Revue vor dem mannbaren Mädchen passieren müssen,

---

bloßer Kaltpfister wäre), so soll er allwegen Brott Jnn synem huss han oder aber ein Botten vnderwegen nach dem Brott.

[1] Dings, das zu dins kann abgeschwächt und dann mit Vokalisation des n zu (dis) déis werden muß.

Chund (kommt) en lustige Beckersson: "Jungi, Hübschi, wend-er mi?" (wollet ihr mich). ""Nei, o nei, du Hebelsür, Na (noch) vil weniger as de Bür!"" In einem andern wird eines um das andere karikiert und muß ohne Pardon über die Klinge springen. Nach der Aufzeichnung von Rochholz heißt es darin von den Bäckern: Si nemmed für en Chrüzer Teig Und mached drüs Dreibatzelaib Und g'heied's (schleudern es) in en Egge Und säged, es sîg en Wegge [1].

Vielleicht ist es nur die Freiheit des Gedankens, welche keck negieren, das Gegentheil von dem behaupten darf, was vor den Augen liegt, und der Neid, welcher von dieser Freiheit Gebrauch macht, wenn man den Bäcker hänselt: Beck, häst weder Mel no Seck, Weder Ross no Fülli (Füllen, Fohlen), Gäst mit de Chatze [2] z' Mülli. Und der innerste Grund zu all diesem Hohn zuckt hervor aus dem Räthselspiele: D' Becke und d' Müller stëled nit — man bringt-en-es [3].

Doch im Kinderspiel wird der Bäcker wieder hoch im Range gehalten; wenn das Mädchen an den Blüthenblättern von Maßlieb sein Schicksal und den Stand seines einstigen Mannes erforscht, setzt es Müller und Beck gleich nach König und Kaiser und vor Bür und Bettler (nur diese sechs Stände kennt es). Bedeutsamer ist, daß auch die Alten faktisch großen Respekt vor dem Gewerke beweisen. Dasselbe genießt in vielen Städten, namentlich in Deutschland, auszeichnender Privilegien und ist der jährliche Festgeber des Ortes, wie anderwärts die Metzgerzunft; Beides alte Traditionen [4] und angeblich von bestimmten historischen Ereignissen her datierend. Spielten ja auch in unserem Vaterlande in den Mordnachten, welche fast jedes städtische Gemeinwesen in seiner Vorgeschichte zu erzählen weiß und

---

[1] Die gröbere, aber gewiß die naturwüchsigere Fassung hat mehr Pointe, darum mag sie hier folgen — es ist ja immerhin unter dem Striche —: Wie mached's denn die Becke? Und so mached sī's: Si mached in es Eggeli Und säged 's sei es Weggeli; Und so mached sī's.

[2] Die Katzen müssen sich im Kinderlied ja auch sonst vor Wagen und Pflug spannen lassen. Grimm, Wörterb. V, 283, b.

[3] Noch mehr ad hominem wurde das Argument in dem berühmten Puppentheater von Laverge in London, im Royal gallantee-show, geführt. Dort war ein Lieblingsstück die Zauberposse Pull devil pull baker (Wettkampf zwischen dem Teufel und dem Bäcker), in welcher der Schwarze einen Bäcker, der immer zu kleines Gewicht hat, in einem Backtrog in die Hölle trägt.

[4] Älter als das Gewerke selber ahnt.

Jahrhunderte lang festlich feierte, die Bäcker eine hervorragende Rolle, insoweit wieder mit der Metzgerzunft sich in die Ehre theilend[1]. Auch hat sich das Gewerke im Verein mit dem verbrüderten der Müller unter vornehme Patrone gestellt, keine geringeren als St. Petrus und St. Paulus selbst. Freilich hängt dieß wahrscheinlich ursprünglich zusammen mit landwirthschaftlichen Verhältnissen, denn Peter- und Paulus-Tag Bricht dem Korn die Wurzen ab, Und dann reift es Nacht und Tag. Den kühnsten Schwung aber nahm die Phantasie, als sie die ebengenannten Zwillingsgewerke prototypisch in den Himmel versetzte. O himmlischer beck und unser got! Wie weit hat uns diese rott Verfüeret von deiner göttlichen mülen! Was in diesem Lied aus der Reformationszeit von der Reflexion mit Bedacht vollzogenes Bild ist, fanden wir schon einmal als naive und unbewußte Poesie in der Anschauung der Volkssprache liegen: Der Herr Gott der große Bäcker: sein Gebäcke der Mensch. Damit sehen wir uns ziemlich zu dem Ausgangspunkte unserer Betrachtungen zurückgeführt und den Kreis unserer Abhandlung sich schließen.

[1] Die gleiche Geschichte übrigens sogar im äußersten Zipfel Europa's, nur mit anderer Drapierung in der Monarchie als in den Republiken. In Granada beschied der maurische Herrscher die Großen seines Reiches einzeln zu sich und ließ sie enthaupten. Auch hier ist es der Bäckerjunge, welcher von Neugierde getrieben in den Palasthof sich geschlichen hatte und hinter das Geheimniß gekommen war. Nur gab es für ihn nicht ein Gemeindewesen zu retten, sondern seinen Herrn, dem er entgegenläuft, um ihn zu warnen, den Einzigen, der mit dem Leben davon kam.

Exkurse.

I.

Die Brotlaube. (Vgl. S. 2 u. 73.)

Der Brotlauben eigentliche Bedeutung war die öffentlicher von der Obrigkeit zum Auslegen des Feilbrotes angewiesener Lokale, in denen daher, was zu der figürlichen Anwendung des Wortes Anlaß gab, Brot in Menge beisammen zu finden war; vgl. z. B. oben S. 117 das Dießenhofer Stadtrecht. In den Städten der westlichen Schweiz nannte man im Mittelalter und nennt zum Theil noch heutzutage das Verkaufslokal für die beiden wichtigsten Lebensmittel, das Brot und das Fleisch, welchen die Obrigkeit eine besondere Aufmerksamkeit angedeihen ließ, die Schale[1]. In Bern, wo es für die Bäcker eine besondere Brotschal gab, hören wir den Schuster Küng zum Metzger Weishahn sprechen: „Eure Witze riechen immer nach der Schale und kommen aus dem Thierbuche. Man sieht, daß ihr den ganzen Tag in der Metzge seid"[2].

Wo die Schalen, was wohl meistentheils der Fall war, eigene Gebäude bildeten, dienten die oberen Räume der Bürgerschaft etwa als Versammlungslokale, so z. B. in Solothurn anno 1501 "vss gaben . . . . vff der

---

[1] Das Wort bedeutet ursprünglich, wie noch im Bairischen, eine bretterne Einfassung, daher verschälen, mit Brettern umgeben; von der Verkaufsbude, auf welche sich wahrscheinlich jene Benennung anfänglich bezog, dehnte sich der Begriff auf den des Schlachthauses aus und wurde auch auf die Metzg auf der Landschaft übergetragen (s. z. B. Gotthelf, Baurensp. S. 301). Allerdings beruht diese Erklärung nur auf Voraussetzungen. Man könnte auch einen unmittelbaren Zusammenhang zwischen diesem burgundisch-alemannischen Idiotismus und dem gothischen Worte für den Fleischer, Schille, skilja, erwägen.

[2] Es ist ein Spiel des Zufalls, daß diese Schalen-Witze eins sind mit schalen Witzen.

schal als verzert ward daman Jorzitt hat." "Verzert vff der schal Als man von bruder holtz kam." In Luzern haben wohl die Metzger ihre Schale schon im ältesten Rathsbüchli des 13. Jahrhunderts, welches bestimmt "dc enhein (daß kein) metziger sol enhein Rint slahen, wand (ausgenommen) in der Schale. Ouch sol ir enhein (ihrer keiner) fleisch veil han wan in einer Schale." Daß es daneben auch eine besondere „Brotschale" gegeben habe, läßt sich aus der Rathserkanntniß von 1426: "Swer deheins (irgendwelcher) brot kouft oder fürt von der Statt, er trag es emals (vorher) in die schala, und lassentz da gesehen" etc. erschließen; jedenfalls daß den Bäckern ein öffentlicher Auslegeplatz zur Verfügung stand, aus der nebenherlaufenden Stelle: "Wer Brod auf Kauf bachet, er verkaufe selbes in seinem Haus oder auf der Bank[1]." In Basel, dessen Gerichtsordnung von 1457 zusammenstellt: in vnserem koffhuse oder in vnser metzge oder schale, scheinen nur die Metzger eine „Schale" besessen zu haben; die Bäcker dagegen hielten feil in den Brodhüslinen[2], und zwar waren diese Buden ganz abweichend von den Schalen und den Brotlauben durch die Stadt verstreut. Die Letzteren hinwieder bildeten keine eigenen Häuser, sondern waren meistens in die Erdgeschosse öffentlicher Gebäude verlegt: in Zürich war es eine Halle im alten Rathhause, bis dieses anno 1694 niedergerissen und die Feiler unter die Laube vor der Wasserkirche, das sogenannte Helmhaus, versetzt wurden, wo sich durch alle Wandlungen, welche dieses Gebäude erfahren hat, hindurch eine vereinzelte Brotbank bis heute behauptet hat. Auch in St. Gallen gab es, bis zu dem Brande von 1418, eine Brotlaube. In kleinen Städten mögen die öffentlichen Gebäude zu enge geworden sein, so daß die Bäcker sich genöthigt sahen, unter freiem Himmel Buden zu beziehen, doch immerhin daß die offizielle Sprache den alten Namen beibehielt. In Winterthur bestand zwar bis 1797 eine „Brotlaube", aber wohl nur uneigentlich so benannt, denn wir haben sie außen neben dem Kaufhause zu suchen, und die Bäcker mußten sich mit den Hausleuten "vor denen die bänk stand" abfinden. Ähnlich muß in Dießenhofen „die Brotlaube" aus einer Reihe von Buden in offener Gasse bestanden haben, wie aus der Verordnung von 1380 erhellt: Ez sol ouch nieman dekainen mist stroewen an die strazz für die brotloben vntz an die vischbenk zu ietwederr syten.

[1] Übrigens bringt Businger aus einem Kaufvertrage zwischen der Stadt und dem Hause Östreich vom J. 1366 geradezu die Ausdrücke „die Metzig und die Brotscholl" bei.

[2] „Brodhäuser" gab es auch in deutschen Städten.

Der Hauptzweck dieser municipalen Einrichtungen — auch die Bänke in der Gasse waren städtisch und die Stadt bezog Miethzinse von denselben — und gewiß der ursprüngliche Zweck war nicht die Bequemlichkeit der Verkäufer, sondern die Erleichterung der obrigkeitlichen und gegenseitigen Controle: es wird geklagt, "dass gar liederliche pfenwärtte brot hie — zu märckte gestellt werden, dess Min Herren by frömden und heimschen nachgerede." Daher der Beschluß, die Bäcker müssen die Brote zu Markt bringen und "also feilhalten damit man frischs oder altgebachens ze kouffen finde." (Staatsarchiv Soloth. v. J. 1526.)

Zwar schwankt das Gesetz zwischen Strenge und Latitüde. Auf die Zürcher Pfisterordnung von 1498: die Pfister so feiles bachend, mögend ihr brod . . . feil haben, es sey in der Brodlauben, auch in ihren Häusseren und zu Laden, aber ausserthalb unsser Statt sol lend Sie es nit feil haben, folgt 1519 eine Rathsverordnung, dass alle die so brot zu veilem Koff bachent, Täglichs alles das brot . . . uff ein nämmliche stund . . . in der brotloben by einanderen sammentlich haben . . . Und sollend suss . . by Iren Hüsseren gantz dhein (kein) Brot verkoffen.

Doch ist die kategorische Strenge einigermaßen abgeschwächt durch den Nachsatz, dass die Veiler von dem Brodt, so am morgen alss obståt geschowet wirt, einer biss uff Fünff Schilling wert, ungefarlich, wider heim zu huss schicken, dessglich zunacht, so die Brotloben beschlossen wird, aber Fünff Schilling wert, mit Im heim Tragen, und dass by sinem Huss verkoffen mag, damit Biderb lüt dester minder mangel habend. Auch begegnen wir in einer Verordnung von 1583 den Worten: in der Brodlauben, ald wo Sie dass anderstwo feil haben; und später allerdings mußten die Pfister, was anfänglich ein Zwang war, als Gunst und Vortheil betrachten, zu der Ihriger desto besserer erhaltung, weilen ein Theil unter Ihnen ziemlich abgelegne hüsser habend.

In der Benutzung der Brotlaube wurden wenigstens die Zürcher Pfister räumlich und zeitlich beschränkt. 1636 wird bestätigt, daß an einem Sonntage auch ussert beiden predigen das Stadtlokal gäntzlich beschlossen seyn solle, Sintemahlen an Sontagen in der Brodlauben . . . allerley leichtfertigkeit und muthwillen von vielem unnützen gesind getriben worden sei. Dagegen will der Rath mit den Krämern reden lassen, dass Sie diesselbig (die Brotlaube) an einem morgen bey Zeiten öffnind, damit Sie (die Bäcker) nit lang Vorussen (draußen)

warten, und erfrühren müssind. Und dann, dass auch Sy die Krämer, die Lauben mit überflüssigem ghenck und gestühl nit sogar verschlachind . . . damit man auch abends desto eher darauss kommen möge, insonderheit aber dass Liecht so lang in die nacht nit bruchen müesse. Es war nämlich in der Brotlaube allmählich nicht bloß auch noch den habermähleren und sonst anderen burgeren, vonwegen ihren daryn dienenden Handtwerchen Zil und platz gegeben worden, so z. B. den Brieff und tuchmalern oder Färwern, welche Ihre Kunst-Stück . . . darinnen uffhenckend und feil habend, und andern Krämern, welche mit ihren großen Kästen den Feilern die heitere verschlachind (das Licht rauben), die gäng verstellind, sondern man pflegte auch — den Verkäufern von Gebäck in zweifacher Hinsicht ein Ärgerniß — Käss- und Zigerständli (Tonnen oder Zuber) und Harzrümpf (Harz in Gefäßen aus Baumrinde) in die Brodlauben zubehalten zulegen, namentlich aber häufen sich zu Ende des 16. Jahrhunderts die Klagen über die Glasgutterentrager und ihre Weiber, und andere Walchen (italiänische Krämer), welche (die ungarischen Blechwaaren-Hausierer unserer Zeit) gemeiner Statt dem allmussen gantz beschwehrlich und sonst männigklich mit einnemmen der besten plätzen in der Brodlauben dermassen überlegen, dass die fehrner nit zu gedulden. Gegen solche Eindringlinge schritt der Rath wiederholt ein, nur den Haarbandstickeren, Schafftheutrageren ald anderen derglychen personhen, so nit gross Vermögens, und Sich dennoch gern erhalten wellten, bleibt gestattet bey den Stüden (Pfeilern) der Brotlaube Sömmliche Ihr kauffmannschafft zevertryben. (Jetzt freilich hat sich das Verhältniß umgekehrt.)

Anfänglich aber sind die Bäcker, wie die Metzger an das bezeichnete Lokal gebunden, dessen Benutzung nicht ein Dürfen, sondern ein Müssen ist. Das Backen an und für sich mochte wohl frei sein, aber — bestimmt das Dießenhofer Stadtrecht — wer die phfister sint die nit vnder die Lôben bachend vnd nit in der Buntnüst wellen sin als (wie) die Lôben phfister, sie bachen gen Costentz alder (oder) anderswa hin, daz der (derselben) kainer kän vail brot hie sol verkouffen. „Unter die Lauben bachen" wird identisch mit: Backen auf den Verkauf, „Laubenpfister" mit: Feiler. Die polizeiliche Obsorge gieng so weit den Betreffenden den Fleck vorzuschreiben, den sie einzunehmen hatten: es soll nämlich ieglicher oder sin botte der das brot verkoffet, stan vsserent der brotloben hinder sine brotbank, vnd soll nVt stan vnder der brotloben.

Allein diese scheinbar kleinliche Maßregel, der wir auch in deutschen Stadtrechten begegnen, hatte ihren guten Grund in der neidischen Zudringlichkeit, späterhin sogar in der geilen Rohheit des Verkaufspersonals[1].

Doch sehen wir (vgl. oben „Bank") in Luzern im 15. Jahrhundert eine freiere Praxis, welche den Bäckern die Wahl ließ auch in ihren Häusern auszulegen. Durch Weisheit und eine großartige, liberale Auffassung ihrer Aufgabe leuchtete allen voran und könnte noch heute zum Muster dienen der Magistrat zu Bern. Hier diktierte weder eitle Vielregiererei noch die Rücksicht auf die eigene Bequemlichkeit, sondern eine wahrhaft humane Sorge für das Gewerke einer- und die Bürgerschaft anderseits. Der Pfisterbrief von 1413 sagt: Als wir den pfistren In vnser obren stat uor ziten Ir brotlouben vnd schale, So si hatten In der nüwenstat vff vnsrem Stetbach, durch notdurft vnser Stat (weil die Stadt zu ihrem Umbau den Platz brauchte) abbrachend, vnd si mit einer andren brotschal vnd göttfrith seligen louben besorgtend (versorgten), dieselbe schal aber uerbran . . . Vnd also haben wir Inen gegeben ein Hofstat daruff Si ouch Jetz köstlich ein schal gebùwen hant. Vnd vmb das si denselben costen vnder Inen selben desterbass zukomen (bestreiten) vnd ouch erberlüt uor Iren Hüsren uon Inen vnbekümbert syn, So setzen vnd wellen wir das enkein pfister In vnser Stat brot veil haben denn allein In der brotschale, doch so mag Ir Jetlicher uor sinem Hus vn Herbrig da er Inne sesshaft ist wol brot veil haben.

Schließlich die Notiz, daß der in Deutschland vorherrschende Name „Schranne" mit niederdeutscher Färbung „Scharn, Scharren, Schirn" lautet.

[1] Wiederholt müssen die Feiler und namentlich deren Weiber und Dienstboten ermahnt werden sich des schreyens, Zöklens (Anlocken) und gellens. rupfen und Winckens abzethuen, damit ein jeder Frömbd und Heimbsch synes gfallens brod kauffen möge. Eine Zürcher Rathserkenntniß zu Ende des 16. Jahrhunderts sagt: Demnach etwas Zyts har, Durch etliche der Feileren Wyber vnnd Dienst, So Veils Inn der Brotlouben verkouffen.. Inn vngebürlicher Vbung gewëssen, Das sy Durchwanndlende Heimbsche vnnd frömbde Personen, nit allein vmb abkouffung Brots, vnuerschambter wyss andastinnd, Sonnder ouch die Jenigen, So Brot zekouffen Willens, einanderen von Denn stënnden Danhin, mit Verschreigen (verläumderischem Herabsetzen) des Brots, Vnnd annderer vnordnung veranlaasind etc. Das sy sich fürhin . . . . Des Zöcklens von einem stannd zum anndern . . . müssigind. Nach dem Berner Pfisterbüchli durfte geradezu, uss beweglichen Gründen und Ursachen, kein Wybsbild, Tochter, Jungfrau nit in den Schaalen feil halten.

II.

Der Düchel. (Vgl. S. 3.)

Unter Düchel, Tüchel versteht man eine unterirdische Wasserleitung, bestehend aus Fichten- und Arvenstämmen, welche mit dem Tüchelnägwer, Tüchelnäpper der Länge nach durchbohrt und da, wo sie aneinander stoßen, etwa mit einer Tüchelzwinge, einem eisernen Reife, zusammengezwängt sind. Doch kannte schon Maaler auch ein irdins Tüchele, und jetzt spricht man auch von metallenen. Etwas zuetüchlen ist ein beliebter Tropus und heißt (ähnlich wie der andere: d's Wasser uf sîni eigni Mülli leiten) eines werthvollen Vortheils durch kluge Vorkehrungen und emsige Mühe habhaft werden. Die ganze Wasserleitung wird durch die Namen: die Tüchelig (bei Maaler, d. i. Deuchelung), Tüchelleiti, Tüchelfuer, der Tüchelgraben bezeichnet. Eine Tüchelrös ist der Aufbewahrungsort für den Vorrath solcher hölzernen Deuchel, ein kleiner Teich, wo sie im Wasser liegen (uneigentlich so genannt; der Ausdruck ist übertragen von der Hanfrös, denn die Röß heißt eigentlich Fäulung, vgl. englisch to rot).

Die Ableitung des Wortes Tüchel wird verwickelt durch die Nebenformen Tül und Tünkel. Die erstere zwar, welche im Zürichbiet gilt (auch schwäbisch, Deul, Deil) erklärt sich auf ungesuchte Weise durch Synkope aus der Grundform Tüchel, da ch zwischen Vokalen nur eine unsichere Existenz hat. (Vgl. Zürcherisch die Zwäle, Zwähele neben Bernerisch u. s. w. Zwächele, buchstäblich das französische toaille, wozu das annoch bei uns lebendige Verbum zwagen, waschen. Für eichig, buechig [aus Eichen-, Buchenholz], reichen u. s. w. sprach die zu Grabe gegangene Generation im Luzernerbiet eiig, buhig, reie.) Beim Verbum macht sich die Zürcher Mundart das Vorhandensein zweier Nebenformen zu einer Dissimilation zu Nutze: tülen nur im eigentlichen Sinne, Deuchel bohren oder legen; für die tropische Bedeutung dagegen nur zuetüchlen. Danach möchte man versucht sein, Tüchel noch weiterhin auch als die Grundform zu Tünkel anzunehmen, so daß dieses in umgekehrter Weise einen durch n amplificierten Stamm darstellte. Allein dieser durch Symmetrie bestechenden Hypothese steht entgegen, daß die allerdings häufige Einschiebung von n nicht nach Vokallängen stattfindet, und daß die schweizerische Aussprache des k in dem letztern Worte (kch) an den sonst im Alemannischen üblichen Wechsel zwischen k und ch in dem vorliegenden Falle nicht denken läßt.

Allerdings ist Tüchel die am weitesten verbreitete Form; auch das Grimm'sche Wörterbuch legt dieselbe zu Grunde, freilich in nicht weniger als sechs Variationen [1]. Dieses Tüchel hat man, veranlaßt durch die Gleichheit der Bedeutung und die nicht zu läugnende Ähnlichkeit des Wortkörpers, mit dem französischen tuyau zusammenbringen wollen, und allerdings bezeichnet, was der Franzose enter en tuyau nennt, eine gewisse Art des Propfens, der Baier mit „deuchlen". Doch müssen wir dieses Zusammentreffen für einen bloßen Zufall betrachten, denn das französische Wort ist durch die ebenfalls in romanischen Sprachen noch bestehenden Zwischenformen tuel, tudel hindurch (der Ausfall des d zwischen Vokalen ist als die Regel anzusehen. Vgl. lateinisch videre, sudare, französisch voir, suer und so in unzähligen Beispielen) unbestreitbar altnordischem túda entsprossen, dessen t und d auf deutscher Sprachstufe sich regelrecht zu z und t steigern mußten, und wirklich entdecken wir das nordische Wort in deutschem „Zaute", schweizerisch Zaugge, Zolgge, für das Ausgußröhrchen, die Nase an einem Gefäß. Das Neuhochdeutsche besitzt das selbe Wort auch in unvermittelter Form, als Lehenwort aus dem Niederdeutschen, Tüte, der röhren- oder vielmehr trichterartige Papiersack.

Wer also einen Zusammenhang des fraglichen Wortes mit der eben aufgezählten Sippe herzustellen gewillt ist, kann sich einzig an das oberitaliänische tuel anklammern; und allerdings wäre der umgelautete Vokal ein unwesentliches Item, da die Umlautung, ihrer ursprünglichen Bedingung vergessend, allmählich einem neuen Principe gefolgt ist und sich zum Charakteristikum der Vokalableitung gemacht hat; im Gebirge, wo das u sich mit Leichtigkeit noch des Umlautes erwehrt, z. B. in Uri, spricht man, wie anno 1482 allgemeiner, Tuchel. Dagegen ist die Entwicklung eines ch in dem Lehenworte unglaublich; und überdieß schwindet die verlockende Ähnlichkeit mit tuel, wenn wir sehen, daß nicht bloß baierisch neben Daichel (ai baierisch-schwäbisch für eu, dieß gleich û) die Form Daichen besteht, also offenbar die Endung auf deutschem Boden, nach Willkür geschaffen worden ist, sondern die alten Vokabularien überhaupt noch von keiner Endung mit l wissen (tücha. wasserduch).

Dem eben abgethanen etymologischen Versuche gegenüber hat derjenige

[1] Beiläufig ein Exempel für mundartliche Wörterbücher, wie mißlich es sei bei der lexikalen Anordnung dem vokalischen Elemente die gleiche Berechtigung zu ertheilen mit dem konsonantischen, sowie unter den Konsonanten weichen und harten Anlaut auseinander zu halten.

Bergmann's [1], der sich rein deutscher Quelle zuwendet, viel Anziehendes. Er sucht sie nämlich in dem alten durahhil, dürkel, durchbohrt, und wirklich ist der Ausfall von r nicht bloß in Fremdwörtern und in unbetonten Silben eine ziemlich häufige Erscheinung, sondern liegt uns unter vielen andern Beispielen in dem bekannten Worte Bëchtelitag [2] nahe, und zwar ist solcher Ausfall nicht etwa bloß landschaftlich beschränkt, wie denn gewisse Gegenden den genannten Buchstaben mehr und weniger von sich abstoßen, sondern ist z. B. in dem Worte Köder allgemein deutsch. Aber wieder ist die obenerwähnte älteste Form des Wortes ein Hinderniß. Auch darf der Umstand, daß wir den Deuchel jetzt nur als durchbohrten Baumstamm oder dessen Nachbildung kennen, uns denn doch nicht zu sehr befangen. Mittelalterliche Gelehrsamkeit übersetzte das Wort etwa mit tegula, und obschon dieß an und für sich falsch ist, lernen wir doch daraus, daß es von je ein weiches ch in unserm Worte war, und daß Grimm mit Recht das mittellateinische Wort doga (auch doha, dos geschrieben) herbeizieht. Wir gehen noch einen kleinen Schritt weiter und ergänzen die Vergleichung dahin, daß wir in diesem doga geradezu die Latinisierung eben jenes alten Wortes wasser-duch erblicken. Auch noch heute gilt in Baiern Daigen sowohl als Daichen. Wenn nun dieses doga, das uns sonst in einer andern Bedeutung (es ist nämlich auch unser Dûg, Faßdaube) geläufig ist, auch für den Wassergraben gilt, und sogar für Deuchel sich die Bedeutung Brett bis auf heute erhalten hat (s. bei Grimm), so ist die Vermuthung nicht zu gewagt, daß die Leitung des Wassers ursprünglicher durch Bretterrinnen geschah. Für offene Wassergräben bedienen wir uns eines den ehemaligen Herren des Landes, den Römern, abgeborgten Namens, Akten d. i. Aquäducten. Die Versuchung liegt daher nahe, auch für Deuchel den Ursprung in lateinischem ducere zu suchen, allein wir sind in Verlegenheit, für die alte Form des Wortes duch ein entsprechendes Substantiv im Lateinischen zu finden; ductus selber nämlich fällt außer Betracht, weil der deutsche Sprachtrieb, weit entfernt t abzuschneiden, vielmehr an einer eigentlichen Sucht litt, diesen Buchstaben

---

[1] Wir wollen den ehrwürdigen Veteranen und gleichzeitigen Mitarbeiter auf alemannischem Sprachgebiete hiemit freundlichst begrüßt haben, gewärtigend, daß uns neben ihm und Birlinger der dritte deutsche Bundesgenoß — der rechte Mann dazu sitzt ja bereits in Freiburg — dieser für den Schwarzwald u. d. E., erstehe.

[2] Fest der Göttin Berchta; in unserer Aussprache ebenfalls zum Ersatze für den ausgefallenen Konsonanten mit gedehntem Vokale und außerdem mit Wandlung des e in den Laut ë, was durchaus als Wirkung des einst vorhandenen r zu betrachten ist, wofür wir den Beweis an einem andern Orte führen werden.

als Schnörkel anzuhängen, wo immer eine Stelle dafür sich finden ließ, und weil namentlich die Quantität des Vokales absteht.

Lassen wir unsern Tūchel für einen Augenblick liegen und wenden uns für einmal dem stärkern Stamme zu. Und was nun diesen betrifft, so ist dafür, daß in Tünkel die sämmtlichen Elemente organisch seien, schon oben der negative Beweis geleistet worden. Den positiven liefern die Keronischen Glossen, welche gurgitem durch tuncculle wiedergeben, das sich dann in der Form tunkel durch das Mittelalter hindurch fortpflanzte und, mit umgelautetem Vokal, noch in den Dependenzen unseres Pilatusgebirges bis in den Aargau herunter die allein gültige geblieben ist, während sie auch in den andern Kantonen bekannt ist, hier als vornehmere Nebenform für schriftlichen Gebrauch. In diesem letztern Falle hat der Sprachinstinkt das Richtige getroffen. Tüchel ist nichts Anderes als eine phonetische Spielart von Tünkel, beruhend auf jenem durchgehenden Lautgesetze des Alemannischen, wonach n vor den Spiranten der drei Organe, f, s, sch (— k muß vorher die Erweichung in ch erfahren —) vokalisiert wird, oder mit andern Worten zwischen dem vor solcher Position verlängerten Vokale und dem Spiranten sich verflüchtigt. Nach diesem Gesetze werden fünf, uns (oder vielmehr, richtiger, üns), Kunkel zu fȗf, ȗs, Chȗchle. Anstößig ist bei diesem Erklärungsversuche immerhin, daß in dem ebneren Theile der Schweiz, wo sonst die auf solche Weise entstandenen Längen ā, ī, ū, ǖ sich zu au, éi, ou, öu weitergebildet haben (wonach z. B. Zyro's Zurückleitung des Namens Krauchthal auf „Krank" [die Biegung] als sehr gelungen sich erweist), Tǖchel stehen geblieben wäre. Um dieß begreiflich zu finden, muß man annehmen, daß das richtige Gefühl von dem Ursprung dieses ǖ schon früher abhanden gekommen sei. Vgl. oben S. 75 die Form nüw für neu. Vereinzelt blitzt diese Erscheinung, zumeist bei s, auch in andern Sprachen und Dialekten auf, und selbst das Neuhochdeutsche hegt, ohne dessen bewußt zu sein, einige wenige Fälle. Damit erklärt sich auch das Verhältniß von tauchen zu tunken, welches Beispiel uns schließlich an die Etymologie des von uns breit getretenen Artikels mahnt. Es läßt sich kaum bezweifeln, daß unser Substantiv mit dem eben genannten Verbum verwandt sei und Beide zusammen hinwieder mit dem alten tunc, unterirdischer Gang, Webekeller. (Wen nach weiterer Häufung der Sippe gelüstet, findet solche von Prof. Tobler zusammengestellt in der Zeitschrift f. d. D. Mundarten.)

III.

Brosmen. (Vgl. S. 11 u. 43.)

Von den beiden gleichberechtigten, weil aus ein und der selben Grundform entwickelten, allerdings von der Kunstsprache nicht gleich sanktionierten Nebenformen, ist uns die eine, Brosem (Brösemli), nur aus Baselland überliefert, und es überwiegt die Form Brosmen, da es der Volkssprache mundgerechter ist, die Liquida unmittelbar an vorausgehenden Konsonanten anzulehnen, dafür aber den zweiten Vokal der Ableitungsendung zu bewahren (vgl. die Gable u. s. f.). Eine dritte Form, aus Brosem durch Verflüchtigung des m entstanden, ist bei uns weniger geläufig, außer im Deminutiv Bröseli. Auch das Geschlecht schwankt einigermaßen, indem dasjenige der alten Literatursprache, das weibliche, zwar im Frickthale sich erhalten zu haben, aber sonst allerorten dem männlichen, dem selben, welches Bitzen und Tropfen tragen, gewichen zu sein scheint. Über Friesens und Maaler's Sprachgebrauch läßt sich in diesem Falle keine Behauptung aufstellen. Die Grundbedeutung muß die eines minimen Bruchstückes überhaupt gewesen sein. So heißt auch das abgeleitete Verbum brosmen zerbröckeln, ebenso das Deminutiv dazu, brösmelen, bröselen (und brösmelig, bröselig, leicht zerbröckelnd, die Brosmete, Unordnung von Zerbröckeltem), bei welchem sich die Grundbedeutung nach verschiedentlichen Richtungen hin weiter gesponnen hat, als Neutrum: bruchstückweise, in kleinen Abtheilungen herbei kommen, synonym mit tröpflen, z. B. Wenn's nur eso brösmelet, so git's nit wol ùs; aktiv: eine Sache nur in kleinen Quanten producieren, z. B. (Geld) füre brösmelen: nur kleine Summen je auf ein Mal hervorlangen; daher: die Abfälle zu Ehren ziehen, die Speisen haushälterisch abtheilen und gleichsam brosamweise genießen, dann besonders auch mit dem vorwiegenden Begriffe des Genusses, welcher durch Ökonomisieren an Dauer gewinnt, sich gütlich thun, sich's schmecken lassen; Bröseler, Brösmeler, ein Leckermaul; verbröslen, Finanzen aufzehren, indem man dem Gaumen fröhnt, "'s chönnt manche Mit aller G'walt die Zìsli (Zinsen) nid verbröslen, Die-n-er ìzücht (einzieht) vu sìne Milliöne." Aber bei dem Grundworte Brosmen hat sich der Sprachgebrauch so gestaltet, daß, wenn nicht ausschließlich (Stalder redet von einem Brosmen Fleisch, Käse u. dgl.), doch vorwiegend an das Brot dabei gedacht wird. Die Brösmelisuppe ist aus Brotkrumen bereitet. Allerdings mag dieser Ausdruck hinwieder wie Brot auf Lebensmittel überhaupt ausgedehnt werden. Im Wallis hört man in diesem Sinne die Redensarten: schìni (seine)

Brôsmen brûchen oder uf schînen Brôsmen lëbun, aus seinen Kapitalien leben. Schîni letstun Brôsmen brûchen. An magrun Brôsmen zërun. Es mag verglichen werden, daß auch die in den lombardischen Dialekten übliche Verneinung minga aus mica verderbt ist, also ebenfalls eigentlich die Brotkrume bedeutet, gleichsam „kein Bröseli“. Diese vorwiegende Beziehung auf das Brot mag durch das lautliche Anklingen befördert worden sein. Fischart versucht wiederholt geradezu die Umdeutung „Brotsame“ unterzuschieben, wahrscheinlich ohne zu wissen, daß es eine wirkliche Sämerei gibt, welche wegen ihrer Verwendung im Gebäcke Brotsamen genannt wird. Diese Umdeutung mag auch das Geschlecht verändert haben. Als Samen faßt auch der Aberglaube jene Brosamen, welche er am Karfreitage um Mitternacht in die Erde streut, um allerlei Blumen daraus erspriessen zu lassen. Aber den wahren Ursprung des Wortes haben wir natürlich anderswo zu suchen. Zu diesem Ende müssen wir jedoch vorerst zurückweisen, was bloß dem Buchstaben nach, also bloß zufällig die Familienzüge dieser Sippe zur Schau trägt. Wenn bröselen nämlich auch in Butter backen, ein leckeres Gericht köcheln, sieden (baierisch bröseln, bruzeln, gelinde kochen, braten) heißt, so beweist, daß dieses ein Wort für sich sei, treffender noch als die Bedeutung (denn diese ließe sich zur Noth noch als diejenige des Durcheinanderkochens, was dieses Wort in der Aachener Mundart heißt, auf die des Bruchstückes zurückführen) der Laut.

Dank der Sorgfalt, welche der geniale Verfasser des Appenzeller Sprachschatzes im vortheilhaften Unterschiede gegen Stalder der Bezeichnung der Aussprache zugewendet hat, können wir deutlich zwei verschiedene Wörter, das eine mit reinem, das andre mit getrübtem ö unterscheiden. Wohl mit dem letztern Worte wird zusammenhangen der Brosel, Schmaus, jedenfalls in der Bedeutung von verrührtem Eierkuchen. Unentschieden bleiben muß, ob auch prosölen, gut leben, prassen, und Broß, Brosi, Brosli der Fettling (eigentlich der Gourmand?), angelehnt an den Namen Ambrosius, zu dieser letztern Sippe gehöre. Förderlicher ist, an das ähnlich lautende bräusen, rösten, Bräusi, geröstetes Gericht, zu erinnern. Immerhin läßt sich nicht läugnen, daß sich manche Berührungspunkte zwischen den beiden eben aufgezählten Wortfamilien finden, die im Bewußtsein der Volkssprache gewiß vielfach in einander verschwommen sind. Über die Ableitung des Wortes Brosmen nun stehen zwei Ansichten einander gegenüber. Die Ähnlichkeit der Bedeutung mit dem Worte Brocken konnte den Gedanken eingeben, für beide die Wurzel am selben Orte zu suchen, nämlich bei dem Verbum brechen. Vermittelst einer vom Partizip ausgehenden Weiterbil-

dung, für deren Existenz man aber kein direktes Zeugniß hat, broch-is-ôn, gelangt man zu einer substantivischen Ableitung Broch-s-amà, von der man dann unsere bekannte Form durch Ausstoßen des Gutturals erhält. Die Möglichkeit dieses lautlichen Vorganges ist unbestreitbar; ch fällt vor s auch in andern unbeanstandeten Beispielen. Allein auf der andern Seite kann man eben daran Anstoß nehmen, daß die Sprache mit einer Art Überschwänglichkeit aus der selben Wurzel zwei gleichbedeutende Wörter, und zwar mit dem completen Troß der Ableitungen sollte gebildet haben; auch sollte man wenigstens in der frühern Sprachperiode nach Ausfall des ch Dehnung des Vokales erwarten, wie solche bei ähnlichem Vorgange z. B. im schwäbischen Flās für Flachs u. s. w. eintritt. In den Mundarten schwankt die Quantität des Vokals o, ö, so daß hier kein Zeugniß für die Ursprünglichkeit des Einen oder des Andern geholt werden kann. Es läßt sich aus diesen Gründen schon der entgegenstehende Versuch erwägen, welcher auf eine Wurzel zurückgeht, die allerdings für das Deutsche auch erst erschlossen werden muß aus den verwandten Dialekten. Es kann ein altes brießen oder brissen gegeben haben [1], das ebenfalls brechen hieß, so daß also die Gleichheit der Bedeutung um eine Stufe weiter zurück geht. Damit hangen zusammen die norddeutschen Wörter broß oder brosch (spröd, brosen (brechen, protzig (zerbrüchlich) u. dgl.; aus einer frühern Stufe [2] das englische brittle (spröd und noch älter das lateinische fraud —; ja frustum wäre zugleich auch synonym mit Brosam. Die Entscheidung, ob das ebenfalls synonyme lombardische brisa und das französische bris, débris, briser ebenfalls dazu gehöre, mag noch schweben [3]; ebenso die über das italiänisch-romansche brusca, welches die deutschen Bündner als Bruschge im Sinne von Abfälle, Überbleibsel und Nachfeier entlehnt haben.

IV.

Die Muelten. (Vgl. S. 23.)

Die Muelten, ein weit verbreitetes, aber an jedem Orte besonders gefärbtes Wort. Die vollste und zugleich älteste Form lautet Muelter, Mueltren (muoltra), und so noch immer in Tirol, Baiern und Kärnthen.

[1] Das »breton« des Hildebrandliedes.

[2] Vgl. agſ. breotan.

[3] Doch sind die Gelehrten ziemlich einstimmig in der Ableitung von deutschem bersten (brësten).

Daneben besteht die eben genannte schweizerische Form ohne r, mit vielen Variationen theils des Vokals, theils des Bildungskonsonanten (d oder t); Letzterer fehlt auch ganz (mittel- und niederdeutsch) oder ist (hamburgisch) durch j vertreten; doch dürfte sein Fehlen auf Assimilation beruhen. Wie dem auch sei, so liegt dieser ganzen zweiten Klasse die Ableitung von dem Stamme mahlen nahe; der Diphthong (ue) wäre ganz am Platze, indem das Verbum ihn ehemals in seinem Präteritum besaß. Demnach wäre man versucht, auch in jenem „Muelter" die gleiche Wurzel zu suchen und das Ganze als ein Compositum mit -ter d. i. Baum (vgl. Hol-der; Trüe-ter d. i. der in besonderem Grade gedeihende, trüejende Baum oder Weinstock; englisch tree) aufzufassen, da ja der ausgehöhlte Baumstamm einst zur Wiege wie des Menschen, so des Brotes diente, daher man in holzarmen Gegenden statt der Muelter nur einen „Backzuber" gebraucht. (Doch darf man nicht das alte pachweiga als Schreibfehler ansehen.) Allein das Geschlecht ist ohne eine Spur des Schwankens aller Enden und zu allen Zeiten feminin. Ein andres Wort aber als zweiter Theil läßt sich kaum entdecken. Überhaupt will sich auch kein natürlicher Zusammenhang mit dem Begriffe mahlen geben. Wir folgen darum der von Weinhold aufgestellten Ableitung aus lateinischem mulctra, mit welcher wieder einmal ein Columbus-Ei aufgestellt worden ist. Zwar dem Lateiner bedeutete das Wort speziell das Melkgeschirr, aber leicht konnte sein Begriff bei einem Adoptivvolke zu demjenigen von hölzernem Geschirr überhaupt erweitert werden, der sich dann in Mittel- und Norddeutschland, auch in dem größern Theile der Schweiz neuerdings zu dem des Backtroges verengerte. Aber im Berner Gebirg bedeutet es noch so viel wie Hand-Brente, offenes Traggeschirr für Milch und für Wasser. Ähnlich im Schwäbischen; in Östreich eine Art Schaufel oder Holzschüssel mit Stiel zum Aufschöpfen von trockenen Dingen, in Kärnthen eine Holzschüssel für kleines Backzeug.

Der Backtrog, einst der Stubengenosse in jedem Haushalte, gab frühe ein beliebtes Bild nach verschiedenen Beziehungen; zunächst für Gegenstände, welche eine Aushöhlung darbieten, auch eine mehr und weniger große Vertiefung im Terrain. Im Simmenthal heißt der Spucknapf Speumuelte. Muelte muß früher auch im Kanton Zürich der Name derjenigen Art der Kinderschlitten gewesen sein, welche im Unterschiede zu der mit hörnerartig auslaufenden Kufen versehenen Geiß, einem Kasten gleicht und ein muldenartig sich vertiefendes Sitzbrett hat; aber es ist einer der heruntergekommenen Ausdrücke, denn er wird allerdings nur noch verächtlich angewendet. In einigen deutschen Mundarten gibt man diesen Namen auch der Flußmuschel

(Fröschmuelte zum Unterschied zur Bach-, Bad-, Obstmuelte u. dgl). Begreiflich kann der Backtrog auch von seiner convexen Seite aufgefaßt werden, und so dient dieses unförmliche, Platz raubende Möbel zur spöttischen Bezeichnung einer korpulenten Weibsperson; e scharpfi (arge) Muelte van-am (von einem) Fräuwji, hört man im Wallis. Überhaupt liegt dem Backtrog der Begriff des kolossalen Gefäßes nahe und eignet sich derselbe daher zum Ausdrucke des übertreibenden Superlativs. Es ist ein bekannter Ausdruck: mit Mulden regnen; in ältern Schriftstellern ist die Rede von müssiggengern, die anderst nit zu schaffen hon, denn mit Molten den tag ausstragen, und vom unredlichen Müller, der Offt mit der grossen Molten gemetzdt (seinen Backlohn gemessen). Unstatthaft dagegen ist, eine neue Bedeutung anzusetzen für eine Satire aus der Reformationszeit: Als kumen wer Der recht müller Und auch der beck, Seind frech und keck, Wend (wollen) nit abstan, Das rad muoss gan, Die muold ist brait (bereitet) Und aussgesprait, wo Mulde als Beutelsieb in der Mühle erklärt werden will; allein im Thurgau, wo das Lied entstand, kennt man solche Bedeutung des Wortes nicht, es ist auch gar keine Nöthigung vorhanden, von dem gewohnten Sinne desselben abzugehen; das Rad dem Müller, die Muelte dem Bäcker. Von der mythologischen Bedeutung der Mulde handelt Rochholz. Statt Muelte hat man anderwärts Brottrog, Brotkast, Kumbl, Döse, Döstn, Olsken u. A. m.

V.

Murggel.

An die oben S. 42 (vgl. auch 84. 93 erwähnten Bedeutungen von Murggel schließt sich die der zerknitterten, unordentlich zusammengepackten Sache. Beiden Nüancen des Begriffes entspricht das Zeitwort murggen, das theils, intransitiv, zusammenschrumpfen, theils, transitiv, eben jene unordentliche Behandlung der Sache bedeutet. In dem letztern Sinne braucht man zürcherisch das abgeleitete vermorgglen, in einigen Gegenden aber wursten (z'sämmen, inhin, ver-wursten, dem Stopfen des Wurstdarmes sich vergleichend), oder wurgen, worgen; diese beiden letztern Wörter angelehnt an die gleichlautende, auch schon alte Nebenform von würgen, wozu Verwandtschaft der Begriffe einlud. Worgen ist eine besondere Art des Würgens, nämlich die würgende Anstrengung in Kehle oder Schlund, um Etwas hinunter- oder hervorzubringen, und es konnte

auch das Zerknittern als Würgen gefaßt werden. Das mühsame Hervorbringen der Worte kann bald als eine krampfhafte Anstrengung (u s h i n - w o r g e n), bald als ein Zerquetschen, Verdrücken derselben (m u r g g e l e n) erscheinen. Dem Ursprünglichen näher geblieben sind die bernoberländischen Formen der W u r g g (ungehörige Falte), w u r g g e n, v e r w u r g g e n, welche sich in ihrer Mundart in Aussprache und in Bedeutung von w o r g e n abheben und also sich zu den für den Anlaut allerdings raren Beispielen des Wechsels zwischen m und w stellen. (S. oben S. 98 Anm. 1.) Diesen selben Vorgang zeigt auch das Niederländische, wo unser M u r g g sowohl als Krüppel u. s. w. wie als Murrkopf (denn auch diesen Sinn hat das Wort in deutschen Mundarten; eigentlich der nur in abgebrochenen Worten spricht, Einem die Worte nicht gönnen mag) in der Form wrugge (und dieß zunächst für wurgge) auftritt; und daß dieses Wort das selbe sei mit dem dieser Untersuchung zu Grunde liegenden, wird dadurch erhärtet, daß Murk im Bremischen die selben zwei Bedeutungen vereinigt. Für diese Auffassung spricht namentlich auch, daß in je einer Mundart nicht beide Formen neben einander bestehen, sondern entweder die eine oder die andere. Überhaupt hat die mit m nur ein kleines geographisches Gebiet und ist das Wort an einigen Orten ganz ausgestorben, so daß (und zwar mit Umgehung von w o r g e n) w ü r g e n, v e r - w ü r g e n die Lücke zu büßen erhielt. Doch Alles kam nicht an diesen lachenden Erben: m u r g g e n hat einen wilden Absenker hinterlassen, dem wenigstens eine seiner Funktionen zufiel. In deutschen Mundarten hat nämlich murken mit den Weiterbildungen morkeln, murksen die Grundbedeutung „verstümmeln", an welche auch das Frickthalische Adjektiv m u r g e l i g, m u r g l i g mit der Bedeutung morsch, mürbe, weich, sich anschließt, weiter entwickelt zu derjenigen von grob brechen, mit einem unvollkommenen Werkzeuge schneiden und auch morden. Nun pflegt man bei uns mit Kindern den Scherz, daß man mit beiden Händen in sägender Bewegung ihren Hals bearbeitet; das heißen wir m u g e r e n, e r m u g e r e n — nichts Anderes als eine Ableitung von m u r g g e n mit Erweichung durch Entfernung des einen r aus euphonischen Gründen —, der Appenzeller aber mörga.

Wenn der Etymologie dieser Wortfamilie weiter zurück nachgespürt werden wollte, so bieten sich im sächsischen Sprachstamme, in dessen ausgestorbenen wie in den noch lebenden Zweigen, Wörter dar, welche theils auf die Dunkelheit, theils auf die Kleinheit und Unleserlichkeit der Schrift sich beziehen; diese Bedeutungen sowie diejenigen des Ohnmächtigwerdens, welche ein lautlich übereinstimmendes Wort im Indischen trägt, lassen sich ohne Zwang mit den obigen vereinigen, um so eher als der gemeinsame

Ausgangspunkt eine Wurzel ist (von Ad. Kuhn einmal für das erwähnte Sanskritwort nachgewiesen), welche zermahlen, zermalmen ausdrückt, ja von welcher eben diese zuletzt genannten Wörter eine verwandtschaftliche Nebenlinie bilden.

VI.

Die Beile. (Vgl. S. 48. 67.)

Die Frage nach der Ableitung dieses, so viel wir wissen, unserem Vaterlande eigenthümlichen Ausdruckes, welchen Fries, Maaler und Dasypod ebenfalls aufzeichneten (die Beylen, die Brotbeylen, das Beilele: talea, crena, tessera), können wir nicht als gelöst betrachten. Die Versuche der deutschen Lexikographen sind an einer Klippe gescheitert, welche für den Alemannen, Dank der anerbornen Mundart, gar nicht besteht. Man will in unserm Worte das schriftdeutsche „Beil“ (Axt) finden. Aber wenn wir auch acceptieren könnten, daß das einschneidende Werkzeug und der eingeschnittene Gegenstand den gleichen Namen trügen, so kann die nähere Erwägung der lautlichen Beschaffenheit der beiden Wörter eine Vermischung derselben nie und nimmer zugeben, indem der Lautwerth des ei in dem einen Worte ganz verschieden ist von dem im andern. Diesen Unterschied in einer schriftlichen Abhandlung klar zu machen, durch das Auge zum Ohre zu sprechen, ist freilich so mißlich wie das umgekehrte Experiment, dem Blinden von Farben predigen. Hier nur soviel, daß das altdeutsche bi-al, biel (Axt) alemannisch im Allgemeinen noch gegenwärtig so (fast zweisilbig) lautet, „die Beile“ dagegen mit einem ächten ei, das also von jeher, also schon althochdeutsch, ja schon gothisch ai (ei) gewesen sein muß. Freilich thurgauisch heißt jenes: B e i e l, und Dasypod, auch ein Thurgauer, schreibt ebenfalls so (immerhin, was auffallen muß, alphabetisch nicht unter be-, sondern hinter bu-, d. h. an der Stelle von by- eingereiht), und das Geschlecht, das früher B y g e l hieß, nennt sich jetzt B e y e l. Es ist diese Form eine Art Verhochdeutschung, von welcher bei einigen Alemannen die langen i, u und ü befallen werden, wo sie im Auslaut stehen; aber nur eine Verhochdeutschung halbenwegs, denn auch dieses ei tönt noch ganz wesentlich verschieden von dem althergebrachten Diphthongen. (S. oben S. 75 Anm. 3.) Leider hat unsere Schrift nur ein Zeichen für beide, aber der Alemanne spricht sie dennoch durchaus ungleich aus, selbst instinktmäßig, wenn er Schriftsprache liest. Wir sind daher genöthigt, die empfohlene Identifizierung unserer Beile mit Beil abzulehnen.

Allerdings ist Tüchel die am weitesten verbreitete Form; auch das Grimm'sche Wörterbuch legt dieselbe zu Grunde, freilich in nicht weniger als sechs Variationen [1]. Dieses Tûchel hat man, veranlaßt durch die Gleichheit der Bedeutung und die nicht zu läugnende Ähnlichkeit des Wortkörpers, mit dem französischen tuyau zusammenbringen wollen, und allerdings bezeichnet, was der Franzose enter en tuyau nennt, eine gewisse Art des Propfens, der Baier mit „deuchlen". Doch müssen wir dieses Zusammentreffen für einen bloßen Zufall betrachten, denn das französische Wort ist durch die ebenfalls in romanischen Sprachen noch bestehenden Zwischenformen tuel, tudel hindurch (der Ausfall des d zwischen Vokalen ist als die Regel anzusehen. Vgl. lateinisch videre, sudare, französisch voir, suer und so in unzähligen Beispielen) unbestreitbar altnordischem túda entsprossen, dessen t und d auf deutscher Sprachstufe sich regelrecht zu z und t steigern mußten, und wirklich entdecken wir das nordische Wort in deutschem „Zaute", schweizerisch Zaugge, Zolgge, für das Ausgußröhrchen, die Nase an einem Gefäß. Das Neuhochdeutsche besitzt das selbe Wort auch in unvermittelter Form, als Lehenwort aus dem Niederdeutschen, Tüte, der röhren- oder vielmehr trichterartige Papiersack.

Wer also einen Zusammenhang des fraglichen Wortes mit der eben aufgezählten Sippe herzustellen gewillt ist, kann sich einzig an das oberitaliänische tuel anklammern; und allerdings wäre der umgelautete Vokal ein unwesentliches Item, da die Umlautung, ihrer ursprünglichen Bedingung vergessend, allmählich einem neuen Principe gefolgt ist und sich zum Charakteristikum der Vokalableitung gemacht hat; im Gebirge, wo das u sich mit Leichtigkeit noch des Umlautes erwehrt, z. B. in Uri, spricht man, wie anno 1482 allgemeiner, Tuchel. Dagegen ist die Entwicklung eines ch in dem Lehenworte unglaublich; und überdieß schwindet die verlockende Ähnlichkeit mit tuel, wenn wir sehen, daß nicht bloß baierisch neben Daichel (ai baierisch-schwäbisch für eu, dieß gleich û) die Form Daichen besteht, also offenbar die Endung auf deutschem Boden, nach Willkür geschaffen worden ist, sondern die alten Vokabularien überhaupt noch von keiner Endung mit l wissen (tücha. wasserduch).

Dem eben abgethanen etymologischen Versuche gegenüber hat derjenige

[1] Beiläufig ein Exempel für mundartliche Wörterbücher, wie mißlich es sei bei der lexikalen Anordnung dem vokalischen Elemente die gleiche Berechtigung zu ertheilen mit dem konsonantischen, sowie unter den Konsonanten weichen und harten Anlaut auseinander zu halten.

Bergmann's[1], der sich rein deutscher Quelle zuwendet, viel Anziehendes. Er sucht sie nämlich in dem alten durahhil, dürkel, durchbohrt, und wirklich ist der Ausfall von r nicht bloß in Fremdwörtern und in unbetonten Silben eine ziemlich häufige Erscheinung, sondern liegt uns unter vielen andern Beispielen in dem bekannten Worte Bechtelitag[2] nahe, und zwar ist solcher Ausfall nicht etwa bloß landschaftlich beschränkt, wie denn gewisse Gegenden den genannten Buchstaben mehr und weniger von sich abstoßen, sondern ist z. B. in dem Worte Köder allgemein deutsch. Aber wieder ist die obenerwähnte älteste Form des Wortes ein Hinderniß. Auch darf der Umstand, daß wir den Deuchel jetzt nur als durchbohrten Baumstamm oder dessen Nachbildung kennen, uns denn doch nicht zu sehr befangen. Mittelalterliche Gelehrsamkeit übersetzte das Wort etwa mit tegula, und obschon dieß an und für sich falsch ist, lernen wir doch daraus, daß es von je ein weiches ch in unserm Worte war, und daß Grimm mit Recht das mittellateinische Wort doga (auch doha, doa geschrieben) herbeizieht. Wir gehen noch einen kleinen Schritt weiter und ergänzen die Vergleichung dahin, daß wir in diesem doga geradezu die Latinisierung eben jenes alten Wortes wasser-duch erblicken. Auch noch heute gilt in Baiern Daigen sowohl als Daichen. Wenn nun dieses doga, das uns sonst in einer andern Bedeutung (es ist nämlich auch unser Dûg, Faßdaube) geläufig ist, auch für den Wassergraben gilt, und sogar für Deuchel sich die Bedeutung Brett bis auf heute erhalten hat (s. bei Grimm), so ist die Vermuthung nicht zu gewagt, daß die Leitung des Wassers ursprünglicher durch Bretterrinnen geschah. Für offene Wassergräben bedienen wir uns eines den ehemaligen Herren des Landes, den Römern, abgeborgten Namens, Akten d. i. Aquäducten. Die Versuchung liegt daher nahe, auch für Deuchel den Ursprung in lateinischem ducere zu suchen, allein wir sind in Verlegenheit, für die alte Form des Wortes duch ein entsprechendes Substantiv im Lateinischen zu finden; ductus selber nämlich fällt außer Betracht, weil der deutsche Sprachtrieb, weit entfernt t abzuschneiden, vielmehr an einer eigentlichen Sucht litt, diesen Buchstaben

[1] Wir wollen den ehrwürdigen Veteranen und gleichzeitigen Mitarbeiter auf alemannischem Sprachgebiete hiemit freundlichst begrüßt haben, gewärtigend, daß uns neben ihm und Birlinger der dritte deutsche Bundesgenoß — der rechte Mann dazu sitzt ja bereits in Freiburg — dieser für den Schwarzwald u. d. E., erstehe.

[2] Fest der Göttin Berchta; in unserer Aussprache ebenfalls zum Ersatze für den ausgefallenen Konsonanten mit gedehntem Vokale und außerdem mit Wandlung des e in den Laut æ, was durchaus als Wirkung des einst vorhandenen r zu betrachten ist, wofür wir den Beweis an einem andern Orte führen werden.

als Schnörkel anzuhängen, wo immer eine Stelle dafür sich finden ließ, und weil namentlich die Quantität des Vokales absteht.

Lassen wir unsern Tüchel für einen Augenblick liegen und wenden uns für einmal dem stärkern Stamme zu. Und was nun diesen betrifft, so ist dafür, daß in Tünkel die sämmtlichen Elemente organisch seien, schon oben der negative Beweis geleistet worden. Den positiven liefern die Keronischen Glossen, welche gurgitem durch tunculle wiedergeben, das sich dann in der Form tunkel durch das Mittelalter hindurch fortpflanzte und, mit umgelautetem Vokal, noch in den Dependenzen unseres Pilatusgebirges bis in den Aargau herunter die allein gültige geblieben ist, während sie auch in den andern Kantonen bekannt ist, hier als vornehmere Nebenform für schriftlichen Gebrauch. In diesem letztern Falle hat der Sprachinstinkt das Richtige getroffen. Tüchel ist nichts Anderes als eine phonetische Spielart von Tünkel, beruhend auf jenem durchgehenden Lautgesetze des Alemannischen, wonach n vor den Spiranten der drei Organe, f, s, sch (— k muß vorher die Erweichung in ch erfahren —) vokalisiert wird, oder mit andern Worten zwischen dem vor solcher Position verlängerten Vokale und dem Spiranten sich verflüchtigt. Nach diesem Gesetze werden fünf, uns (oder vielmehr, richtiger, üns), Kunkel zu fûf, ûs, Chûchle. Anstößig ist bei diesem Erklärungsversuche immerhin, daß in dem ebneren Theile der Schweiz, wo sonst die auf solche Weise entstandenen Längen â, î, û, ǖ sich zu au, éi, ou, öu weitergebildet haben (wonach z. B. Zyro's Zurückleitung des Namens Krauchthal auf „Krank" [die Biegung] als sehr gelungen sich erweist), Tûchel stehen geblieben wäre. Um dieß begreiflich zu finden, muß man annehmen, daß das richtige Gefühl von dem Ursprung dieses ǖ schon früher abhanden gekommen sei. Vgl. oben S. 75 die Form nǖw für neu. Vereinzelt blitzt diese Erscheinung, zumeist bei s, auch in andern Sprachen und Dialekten auf, und selbst das Neuhochdeutsche hegt, ohne dessen bewußt zu sein, einige wenige Fälle. Damit erklärt sich auch das Verhältniß von tauchen zu tunken, welches Beispiel uns schließlich an die Etymologie des von uns breit getretenen Artikels mahnt. Es läßt sich kaum bezweifeln, daß unser Substantiv mit dem eben genannten Verbum verwandt sei und Beide zusammen hinwieder mit dem alten tunc, unterirdischer Gang, Webekeller. (Wen nach weiterer Häufung der Sippe gelüstet, findet solche von Prof. Tobler zusammengestellt in der Zeitschrift f. d. D. Mundarten.)

III.

Brosmen. (Vgl. S. 11 u. 43.)

Von den beiden gleichberechtigten, weil aus ein und der selben Grundform entwickelten, allerdings von der Kunstsprache nicht gleich sanktionierten Nebenformen, ist uns die eine, Brosem (Brösemli), nur aus Baselland überliefert, und es überwiegt die Form Brosmen, da es der Volkssprache mundgerechter ist, die Liquida unmittelbar an vorausgehenden Konsonanten anzulehnen, dafür aber den zweiten Vokal der Ableitungsendung zu bewahren (vgl. die Gable u. s. f.). Eine dritte Form, aus Brosem durch Verflüchtigung des m entstanden, ist bei uns weniger geläufig, außer im Deminutiv Bröseli. Auch das Geschlecht schwankt einigermaßen, indem dasjenige der alten Literatursprache, das weibliche, zwar im Frickthale sich erhalten zu haben, aber sonst allerorten dem männlichen, dem selben, welches Bitzen und Tropfen tragen, gewichen zu sein scheint. Über Friesens und Maaler's Sprachgebrauch läßt sich in diesem Falle keine Behauptung aufstellen. Die Grundbedeutung muß die eines minimen Bruchstückes überhaupt gewesen sein. So heißt auch das abgeleitete Verbum brosmen zerbröckeln, ebenso das Deminutiv dazu, brösmelen, bröselen (und brösmelig, bröselig, leicht zerbröckelnd, die Brosmete, Unordnung von Zerbröckeltem), bei welchem sich die Grundbedeutung nach verschiedentlichen Richtungen hin weiter gesponnen hat, als Neutrum: bruchstückweise, in kleinen Abtheilungen herbei kommen, synonym mit tröpflen, z. B. Wenn's nur eso brösmelet, so git's nit wol ûs; aktiv: eine Sache nur in kleinen Quanten producieren, z. B. (Geld) füre brösmelen: nur kleine Summen je auf ein Mal hervorlangen; daher: die Abfälle zu Ehren ziehen, die Speisen haushälterisch abtheilen und gleichsam brosamweise genießen, dann besonders auch mit dem vorwiegenden Begriffe des Genusses, welcher durch Ökonomisieren an Dauer gewinnt, sich gütlich thun, sich's schmecken lassen; Bröseler, Brösmeler, ein Leckermaul; verbröslen, Finanzen aufzehren, indem man dem Gaumen fröhnt, "'s chönnt manche Mit aller G'walt die Zîsli (Zinsen) nid verbröslen, Die-n-er îzücht (einzieht) vu sîne Milliöne." Aber bei dem Grundworte Brosmen hat sich der Sprachgebrauch so gestaltet, daß, wenn nicht ausschließlich (Stalder redet von einem Brosmen Fleisch, Käse u. dgl.), doch vorwiegend an das Brot dabei gedacht wird. Die Brösmelisuppe ist aus Brotkrumen bereitet. Allerdings mag dieser Ausdruck hinwieder wie Brot auf Lebensmittel überhaupt ausgedehnt werden. Im Wallis hört man in diesem Sinne die Redensarten: schini (seine)

Brösmen brüchen oder uf schinen Brösmen lëbun, aus seinen Kapitalien leben. Schini letstun Brösmen brüchen. An magrun Brösmen zërun. Es mag verglichen werden, daß auch die in den lombardischen Dialekten übliche Verneinung minga aus mica verderbt ist, also ebenfalls eigentlich die Brotkrume bedeutet, gleichsam „kein Bröseli". Diese vorwiegende Beziehung auf das Brot mag durch das lautliche Anklingen befördert worden sein. Fischart versucht wiederholt geradezu die Umdeutung „Brotsame" unterzuschieben, wahrscheinlich ohne zu wissen, daß es eine wirkliche Sämerei gibt, welche wegen ihrer Verwendung im Gebäcke Brotsamen genannt wird. Diese Umdeutung mag auch das Geschlecht verändert haben. Als Samen faßt auch der Aberglaube jene Brosamen, welche er am Karfreitage um Mitternacht in die Erde streut, um allerlei Blumen daraus ersprießen zu lassen. Aber den wahren Ursprung des Wortes haben wir natürlich anderswo zu suchen. Zu diesem Ende müssen wir jedoch vorerst zurückweisen, was bloß dem Buchstaben nach, also bloß zufällig die Familienzüge dieser Sippe zur Schau trägt. Wenn bröselen nämlich auch in Butter backen, ein leckeres Gericht köcheln, sieden (baierisch bröseln, bruzeln, gelinde kochen, braten) heißt, so beweist, daß dieses ein Wort für sich sei, treffender noch als die Bedeutung (denn diese ließe sich zur Noth noch als diejenige des Durcheinanderkochens, was dieses Wort in der Aachener Mundart heißt, auf die des Bruchstückes zurückführen) der Laut.

Dank der Sorgfalt, welche der geniale Verfasser des Appenzeller Sprachschatzes im vortheilhaften Unterschiede gegen Stalder der Bezeichnung der Aussprache zugewendet hat, können wir deutlich zwei verschiedene Wörter, das eine mit reinem, das andre mit getrübtem ö unterscheiden. Wohl mit dem letztern Worte wird zusammenhangen der Brosel, Schmaus, jedenfalls in der Bedeutung von verrührtem Eierkuchen. Unentschieden bleiben muß, ob auch prosölen, gut leben, prassen, und Broß, Brosi, Brosli der Fettling (eigentlich der Gourmand?), angelehnt an den Namen Ambrosius, zu dieser letztern Sippe gehöre. Förderlicher ist, an das ähnlich lautende bräusen, rösten, Bräusi, geröstetes Gericht, zu erinnern. Immerhin läßt sich nicht läugnen, daß sich manche Berührungspunkte zwischen den beiden eben aufgezählten Wortfamilien finden, die im Bewußtsein der Volkssprache gewiß vielfach in einander verschwommen sind. Über die Ableitung des Wortes Brosmen nun stehen zwei Ansichten einander gegenüber. Die Ähnlichkeit der Bedeutung mit dem Worte Brocken konnte den Gedanken eingeben, für beide die Wurzel am selben Orte zu suchen, nämlich bei dem Verbum brechen. Vermittelst einer vom Partizip ausgehenden Weiterbil-

dung, für deren Existenz man aber kein direktes Zeugniß hat, broch-is-ôn, gelangt man zu einer substantivischen Ableitung Broch-s-amà, von der man dann unsere bekannte Form durch Ausstoßen des Gutturals erhält. Die Möglichkeit dieses lautlichen Vorganges ist unbestreitbar; ch fällt vor s auch in andern unbeanstandeten Beispielen. Allein auf der andern Seite kann man eben daran Anstoß nehmen, daß die Sprache mit einer Art Überschwänglichkeit aus der selben Wurzel zwei gleichbedeutende Wörter, und zwar mit dem completen Troß der Ableitungen sollte gebildet haben; auch sollte man wenigstens in der frühern Sprachperiode nach Ausfall des ch Dehnung des Vokales erwarten, wie solche bei ähnlichem Vorgange z. B. im schwäbischen Fläs für Flachs u. s. w. eintritt. In den Mundarten schwankt die Quantität des Vokals o, ö, so daß hier kein Zeugniß für die Ursprünglichkeit des Einen oder des Andern geholt werden kann. Es läßt sich aus diesen Gründen schon der entgegenstehende Versuch erwägen, welcher auf eine Wurzel zurückgeht, die allerdings für das Deutsche auch erst erschlossen werden muß aus den verwandten Dialekten. Es kann ein altes brießen oder brissen gegeben haben [1], das ebenfalls brechen hieß, so daß also die Gleichheit der Bedeutung um eine Stufe weiter zurück geht. Damit hangen zusammen die norddeutschen Wörter broß oder brosch (spröd), brosen (brechen), protzig (zerbrüchlich) u. dgl.; aus einer frühern Stufe [2] das englische brittle (spröd und noch älter das lateinische fraud —; ja frustum wäre zugleich auch synonym mit Brosam. Die Entscheidung, ob das ebenfalls synonyme lombardische brisa und das französische bris, débris, briser ebenfalls dazu gehöre, mag noch schweben [3]; ebenso die über das italiänisch-romansche brusca, welches die deutschen Bündner als Bruschge im Sinne von Abfälle, Überbleibsel und Nachfeier entlehnt haben.

IV.

Die Muelten. (Vgl. S. 23.)

Die Muelten, ein weit verbreitetes, aber an jedem Orte besonders gefärbtes Wort. Die vollste und zugleich älteste Form lautet Muelter, Mueltren (muoltra), und so noch immer in Tirol, Baiern und Kärnthen.

[1] Das »breton« des Hildebrandliedes.

[2] Vgl. ags. breotan.

[3] Doch sind die Gelehrten ziemlich einstimmig in der Ableitung von deutschem bersten (brësten).

Daneben besteht die eben genannte schweizerische Form ohne r, mit vielen Variationen theils des Vokals, theils des Bildungskonsonanten (d oder t); Letzterer fehlt auch ganz (mittel- und niederdeutsch) oder ist (hamburgisch) durch j vertreten; doch dürfte sein Fehlen auf Assimilation beruhen. Wie dem auch sei, so liegt dieser ganzen zweiten Klasse die Ableitung von dem Stamme mahlen nahe; der Diphthong (ue) wäre ganz am Platze, indem das Verbum ihn ehemals in seinem Präteritum besaß. Demnach wäre man versucht, auch in jenem „Muelter" die gleiche Wurzel zu suchen und das Ganze als ein Compositum mit -ter d. i. Baum (vgl. Hol-der; Trüe-ter d. i. der in besonderem Grade gedeihende, trüejende Baum oder Weinstock; englisch tree) aufzufassen, da ja der ausgehöhlte Baumstamm einst zur Wiege wie des Menschen, so des Brotes diente, daher man in holzarmen Gegenden statt der Muelter nur einen „Backzuber" gebraucht. (Doch darf man nicht das alte pachweiga als Schreibfehler ansehen.) Allein das Geschlecht ist ohne eine Spur des Schwankens aller Enden und zu allen Zeiten feminin. Ein andres Wort aber als zweiter Theil läßt sich kaum entdecken. Überhaupt will sich auch kein natürlicher Zusammenhang mit dem Begriffe mahlen geben. Wir folgen darum der von Weinhold aufgestellten Ableitung aus lateinischem mulctra, mit welcher wieder einmal ein Columbus-Ei aufgestellt worden ist. Zwar dem Lateiner bedeutete das Wort speziell das Melkgeschirr, aber leicht konnte sein Begriff bei einem Adoptivvolke zu demjenigen von hölzernem Geschirr überhaupt erweitert werden, der sich dann in Mittel- und Norddeutschland, auch in dem größern Theile der Schweiz neuerdings zu dem des Backtroges verengerte. Aber im Berner Gebirg bedeutet es noch so viel wie Hand-Brente, offenes Traggeschirr für Milch und für Wasser. Ähnlich im Schwäbischen; in Östreich eine Art Schaufel oder Holzschüssel mit Stiel zum Aufschöpfen von trockenen Dingen, in Kärnthen eine Holzschüssel für kleines Backzeug.

Der Backtrog, einst der Stubengenosse in jedem Haushalte, gab frühe ein beliebtes Bild nach verschiedenen Beziehungen; zunächst für Gegenstände, welche eine Aushöhlung darbieten, auch eine mehr und weniger große Vertiefung im Terrain: Im Simmenthal heißt der Spucknapf Speumuelte. Muelte muß früher auch im Kanton Zürich der Name derjenigen Art der Kinderschlitten gewesen sein, welche im Unterschiede zu der mit hörnerartig auslaufenden Kufen versehenen Geiß, einem Kasten gleicht und ein muldenartig sich vertiefendes Sitzbrett hat; aber es ist einer der heruntergekommenen Ausdrücke, denn er wird allerdings nur noch verächtlich angewendet. In einigen deutschen Mundarten gibt man diesen Namen auch der Flußmuschel

Fröschmuelte zum Unterschied zur Bach-, Bad-, Obstmuelte u. dgl. Begreiflich kann der Backtrog auch von seiner convexen Seite aufgefaßt werden, und so dient dieses unförmliche, Platz raubende Möbel zur spöttischen Bezeichnung einer korpulenten Weibsperson; e scharpfi (arge) Muelte van-am (von einem) Fräuwji, hört man im Wallis. Überhaupt liegt dem Backtrog der Begriff des kolossalen Gefäßes nahe und eignet sich derselbe daher zum Ausdrucke des übertreibenden Superlativs. Es ist ein bekannter Ausdruck: mit Mulden regnen; in ältern Schriftstellern ist die Rede von müssiggengern, die anderst nit zu schaffen hon, denn mit Molten den tag ausstragen, und vom unredlichen Müller, der Offt mit der grossen Molten gemetzdt (seinen Backlohn gemessen). Unstatthaft dagegen ist, eine neue Bedeutung anzusetzen für eine Satire aus der Reformationszeit: Als kumen wer Der recht müller Und auch der beck, Seind frech und keck, Wend (wollen) nit abstan, Das rad muoss gan, Die muold ist brait (bereitet) Und aussgesprait, wo Mulde als Beutelsieb in der Mühle erklärt werden will; allein im Thurgau, wo das Lied entstand, kennt man solche Bedeutung des Wortes nicht, es ist auch gar keine Nöthigung vorhanden, von dem gewohnten Sinne desselben abzugehen; das Rad dem Müller, die Muelte dem Bäcker. Von der mythologischen Bedeutung der Mulde handelt Rochholz. Statt Muelte hat man anderwärts Brottrog, Brotkast, Kumbl, Döfe, Döstn, Olsken u. A. m.

V.

Murggel.

An die oben S. 42 (vgl. auch 84. 93) erwähnten Bedeutungen von Murggel schließt sich die der zerknitterten, unordentlich zusammengepackten Sache. Beiden Nüancen des Begriffes entspricht das Zeitwort murggen, das theils, intransitiv, zusammenschrumpfen, theils, transitiv, eben jene unordentliche Behandlung der Sache bedeutet. In dem letztern Sinne braucht man Zürcherisch das abgeleitete vermorgglen, in einigen Gegenden aber wursten (z'sämmen, inhin, ver-wursten, dem Stopfen des Wurstdarmes sich vergleichend), oder wurgen, worgen; diese beiden letztern Wörter angelehnt an die gleichlautende, auch schon alte Nebenform von würgen, wozu Verwandtschaft der Begriffe einlud. Worgen ist eine besondere Art des Würgens, nämlich die würgende Anstrengung in Kehle oder Schlund, um Etwas hinunter- oder hervorzubringen, und es konnte

auch das Zerknittern als Würgen gefaßt werden. Das mühsame Hervorbringen der Worte kann bald als eine krampfhafte Anstrengung (ushinworgen), bald als ein Zerquetschen, Verdrücken derselben (murggelen) erscheinen. Dem Ursprünglichen näher geblieben sind die bernoberländischen Formen der Wurgg (ungehörige Falte), wurggen, verwurggen, welche sich in ihrer Mundart in Aussprache und in Bedeutung von worgen abheben und also sich zu den für den Anlaut allerdings raren Beispielen des Wechsels zwischen m und w stellen. (S. oben S. 98 Anm. 1.) Diesen selben Vorgang zeigt auch das Niederländische, wo unser Murgg sowohl als Krüppel u. s. w. wie als Murrkopf (denn auch diesen Sinn hat das Wort in deutschen Mundarten; eigentlich der nur in abgebrochenen Worten spricht, Einem die Worte nicht gönnen mag) in der Form wrugge (und dieß zunächst für wurgge) auftritt; und daß dieses Wort das selbe sei mit dem dieser Untersuchung zu Grunde liegenden, wird dadurch erhärtet, daß Murk im Bremischen die selben zwei Bedeutungen vereinigt. Für diese Auffassung spricht namentlich auch, daß in je einer Mundart nicht beide Formen neben einander bestehen, sondern entweder die eine oder die andere. Überhaupt hat die mit m nur ein kleines geographisches Gebiet und ist das Wort an einigen Orten ganz ausgestorben, so daß (und zwar mit Umgehung von worgen) würgen, verwürgen die Lücke zu büßen erhielt. Doch Alles kam nicht an diesen lachenden Erben: murggen hat einen wilden Absenker hinterlassen, dem wenigstens eine seiner Funktionen zufiel. In deutschen Mundarten hat nämlich murken mit den Weiterbildungen morkeln, murksen die Grundbedeutung „verstümmeln", an welche auch das Frickthalische Adjektiv murgelig, murglig mit der Bedeutung morsch, mürbe, weich, sich anschließt, weiter entwickelt zu derjenigen von grob brechen, mit einem unvollkommenen Werkzeuge schneiden und auch morden. Nun pflegt man bei uns mit Kindern den Scherz, daß man mit beiden Händen in sägender Bewegung ihren Hals bearbeitet; das heißen wir mugeren, ermugeren — nichts Anderes als eine Ableitung von murggen mit Erweichung durch Entfernung des einen r aus euphonischen Gründen —, der Appenzeller aber mörga.

Wenn der Etymologie dieser Wortfamilie weiter zurück nachgespürt werden wollte, so bieten sich im sächsischen Sprachstamme, in dessen ausgestorbenen wie in den noch lebenden Zweigen, Wörter dar, welche theils auf die Dunkelheit, theils auf die Kleinheit und Unleserlichkeit der Schrift sich beziehen; diese Bedeutungen sowie diejenigen des Ohnmächtigwerdens, welche ein lautlich übereinstimmendes Wort im Indischen trägt, lassen sich ohne Zwang mit den obigen vereinigen, um so eher als der gemeinsame

Ausgangspunkt eine Wurzel ist (von Ad. Kuhn einmal für das erwähnte Sanskritwort nachgewiesen), welche zermahlen, zermalmen ausdrückt, ja von welcher eben diese zuletzt genannten Wörter eine verwandtschaftliche Nebenlinie bilden.

VI.

Die Beile. (Vgl. S. 48. 67.)

Die Frage nach der Ableitung dieses, so viel wir wissen, unserem Vaterlande eigenthümlichen Ausdruckes, welchen Fries, Maaler und Dasypod ebenfalls aufzeichneten (die Beylen, die Brotbeylen, das Beilele: **talea, crena, tessera**), können wir nicht als gelöst betrachten. Die Versuche der deutschen Lexikographen sind an einer Klippe gescheitert, welche für den Alemannen, Dank der anerbornen Mundart, gar nicht besteht. Man will in unserm Worte das schriftdeutsche „Beil" (Axt) finden. Aber wenn wir auch acceptieren könnten, daß das einschneidende Werkzeug und der eingeschnittene Gegenstand den gleichen Namen trügen, so kann die nähere Erwägung der lautlichen Beschaffenheit der beiden Wörter eine Vermischung derselben nie und nimmer zugeben, indem der Lautwerth des ei in dem einen Worte ganz verschieden ist von dem im andern. Diesen Unterschied in einer schriftlichen Abhandlung klar zu machen, durch das Auge zum Ohre zu sprechen, ist freilich so mißlich wie das umgekehrte Experiment, dem Blinden von Farben predigen. Hier nur soviel, daß das altdeutsche bi-al, biel (Axt) alemannisch im Allgemeinen noch gegenwärtig so (fast zweisilbig) *lautet*, „die Beile" dagegen mit einem ächten ei, das also von jeher, also schon althochdeutsch, ja schon gothisch ai (ei) gewesen sein muß. Freilich thurgauisch heißt jenes: B e i e l, und Dasypod, auch ein Thurgauer, schreibt ebenfalls so (immerhin, was auffallen muß, alphabetisch nicht unter be-, sondern hinter bu-, d. h. an der Stelle von by- eingereiht), und das Geschlecht, das früher B y g e l hieß, nennt sich jetzt B e y e l. Es ist diese Form eine Art Verhochdeutschung, von welcher bei einigen Alemannen die langen i, u und ü befallen werden, wo sie im Auslaut stehen; aber nur eine Verhochdeutschung halbenwegs, denn auch dieses ei tönt noch ganz wesentlich verschieden von dem althergebrachten Diphthongen. (S. oben S. 75 Anm. 3.) Leider hat unsere Schrift nur ein Zeichen für beide, aber der Alemanne spricht sie dennoch durchaus ungleich aus, selbst instinktmäßig, wenn er Schriftsprache liest. Wir sind daher genöthigt, die empfohlene Identifizierung unserer Beile mit Beil abzulehnen.

Das fragliche Wort muß außer den bisher erwähnten noch eine andere Bedeutung besessen haben. Wenigstens heißt in mehreren Kantonen beilen so viel als amtlich den in einem Fasse enthaltenen Wein zum Behufe der Getränkesteuer messen, Beiler der Beamte, welcher die Polizei im Weinverkehr handhabt und die obrigkeitlichen Weingefälle einzieht; in Zürich gab es einen "Abbeiler, dessen Pflicht ist, so in der Stadt Wein ausgerüfft wird, den Wein zu versiglen, damit kein Betrug mit dem Ungelt (Weinzoll) geschehe. Wann der Wein beschlossen ist, soll er das Siegel abthun, und ordenlich abbeilen, damit das Ungelt richtig erstattet werde." Ambeiler, wie altbernerisch der Weinschätzer hieß, aus Anbeiler entstanden sich zu denken, hätte zwar lautlich eben so wenig Bedenken als die Assimilation des n in dem Worte Amboß. Allein diesen Beamten als den, der an der Beile seinen Befund anmerkt, zu fassen, geht nicht wohl, da wir uns diese Art von Beile vielmehr als fertigen Maßstab vorstellen müssen; an solchem kann man den Wein wohl abbeilen d. i. abmessen, ablesen. Pflichten wir daher der Ansicht Prof. L. Tobler's bei, der in dem ersten Theile des Wortes eine Entstellung des altdeutschen âme (woher „nachahmen" d. i. eigentlich nachmessen), schweizerisch Om, erkennt, welche um so annehmbarer wird, da ihr in dem bekannten Umgeld eine andere, weitergehende zur Seite steht. In der zuletzt besprochenen Bedeutung ist allerdings die Beile auch in weiteren Gränzen bekannt, und insoweit nicht ein spezifisch schweizerisches Wort. Bobrik erwähnt in seiner Nautik als technischen Terminus „peilen", sowohl die Höhe des Sonnenstandes als die Tiefe der See messen; und wenn es allerdings bloß ein Spiel des Zufalles ist, daß jene Nautik im Schoße der Alpen das Licht der Welt erblickte, so bleibt es doch richtig, daß die Niederländer das Wort, und zwar auch in der Bedeutung von eichen, ebenso das Substantiv peil als Maßstab für das Steigen und Fallen von Gewässer, aus dem Deutschen erhielten. Wir haben aber mit dieser neuen Betrachtung des Wortes kein wesentlich neues Ergebniß gewonnen; wir sind damit eben nicht über das Kerbholz hinausgekommen. Nur auf eine beachtenswerthe Nebenform werden wir dadurch aufmerksam: der Pegel ist den Anwohnern von Gewässern wohl bekannter als der oder das Peil. Übrigens lernten wir als ältere Form des Geschlechtsnamens Beyel (für By-el) auch Bygel kennen. Grimm nennt den oben erwähnten Beamten nicht bloß Beiler, sondern auch Beigler; in den Costenzer Satzungen wird er winpaigler genannt, die Beile heißt der paiglerstab. So in der Offnung von thurgauisch Ermatingen: Es sol och ain keller

vnd ain waibel ain baiglen nemen, wa man win schenkett. Noch in der Jetztzeit spricht der Freiburger und — man könnte sagen, sein Antipode — der Sarganser nicht von der Beile, sondern der Beigle. Wenn nun auch offenbar die Wörter ohne und die mit dem g dieselben und die Verschiedenheit nur eine scheinbare ist, so erlangen wir durch diese Nebenform doch wenigstens die Bestätigung des Stammes Bei. Wäre es „Beil", so wäre das Einschiebsel g unstatthaft und geradezu unmöglich; wohl aber ist es eine gewöhnliche Erscheinung, daß zwischen einem vokalischen Stamme und der vokalisch anlautenden Endung einer der Halbvokale j und w sich entwickelt, die sich freilich nur in wenigen alterthümlichen Mundarten (z. B. im Wallis) rein zu halten vermögen, sonst aber entweder sich zu h verdünnen und am Ende sich ganz verflüchtigen oder nach der andern Seite hin sich zu g und b vergröbern. So vermittelt sich unser „rueben" mit schriftdeutschem ruhen durch das ältere ruewen; der Conjunktiv „daß ich sei (seye)" lautet schweizerisch sigi für siji, sije. Beil aus bî–el hatte die Nebenformen Beihel und Beigel, und gerade so müssen wir uns das Feminin Beile und Beigle aus bei-ala entwickelt denken. Es mag diese lockende Parallele mitgewirkt haben zu dem Irrthume der deutschen Lexikographen. Über das Verhältniß von Beigle zu Beile und die Natur des g gehen wir einig. Wohl aber stehen wir mit einigen unserer Mitarbeiter vielleicht allein, wenn wir in der Form Beigle den Ursprung des italiänischen biglietto suchen, das dann ursprünglich die Marke bedeutet hätte, während Diez das französische billet von dem Wachssiegel, der bulla, benannt glaubt.

Eine zweite Nebenform, die im Solothurnischen etwa vernommen wird, das lexikalisch noch nirgends verwerthete Beinle, erklärt sich, immer vorausgesetzt eine vokalisch anlautende Endung, ganz analog, indem der Drang nach Euphonie die Sprache, verleitet durch die zahlreichen Fälle, wo organisches aber aufgegebenes n zur Vermeidung des Hiatus wieder erweckt wird, sich zuweilen dieses Konsonanten als Silbentrenners bedienen heißt. Vgl. so-n-ig (derartig); wie-n-ammig (wie ehedem). So Beinle aus Bei-n-ala; gerade wie auch neben obigem rueben aus ruewen, die andre Form g'ruenen aus rue-en.

Unschwer wird eine andere Bedeutung, die des Spundloches, welche „das Beil" in den Nürnberger Georgica curiosa hat, aus den bisher genannten abgeleitet, denn in östreichischer, baierischer und andern Mundarten ist es eigentlich vielmehr der Keil, Pfropf zu dem Spundloche, „peilen, verbeilen" verspunden; Beilholz ist, was dient zum Verkeilen der Lecke, beilmäßig ist ein Schiff, wenn es dessen bedürftig ist.

Auf eine neue Fährte könnten uns vielleicht die Wörter beiglen = herumrupfen (Bündnerisch), sich beiglen = seine Glieder faul recken (Wallisisch), und das freiburgische Adjektiv beilig = flink, gewandt führen, von denen wenigstens das Letztere mit unserem Worte sich zu berühren scheint, da es auch eine Nebenform mit g besitzt. Allein wir müssen gestehen, daß es uns, abgesehen davon, daß wir diese Ausdrücke nicht anders als mit Stalder's Autorität verbürgen können, nicht gelingen will, einen innern Zusammenhang zu entdecken und die Frage deshalb für die Gelehrten offen lassen müssen.

Inzwischen bleiben wir bei der Grundbedeutung von etwas Eingeschnittenem stehen und geben nun auch die Möglichkeit einer entfernten Verwandtschaft mit Beil, dem Namen des einschneidenden Werkzeuges zu, so daß dieses in seinem Stammvokale sich an den Präsens-, unsre Beile dagegen an den Präteritumsstamm sich anschlösse. Ob ein ähnlich lautender Stamm, die oder der Beien d. i. Maueröffnung, besonders Fensteröffnung und der dieselbe verschließende Laden, in der Walliser Alpenhütte die Bühne, auf welcher gebettet wird, mit unserem Worte verwandt sei, wozu sich die schweizerischen Bedeutungen wohl fügen würden, oder ob es vielmehr zu Bai, Bucht, gehöre, da es wirklich in andern Sprachen, auch im ältern Deutsch nur das erkerartig vorspringende Fenster bezeichnet, lassen wir einstweilen unerörtert. Mit größerer Sicherheit ziehen wir zu unserem Worte das schwäbische Deminutiv Baile, Schurf an der Haut, wovon Leitbailer, der Leuteschinder, und bailen, plagen, an welch letztere Bedeutung sich das Bündnerische beiglen, rupfen, vielleicht anlehnt.

Zum Schlusse sei nur noch des überraschenden Zutreffens unseres Gebrauches der Beile mit französischem gedacht, wobei wir zugleich erfahren, daß die beiden Hölzer eines Beilenpaares besondere Namen trugen. Duranton, Civilrecht, berichtet nach den Auszügen, welche Dr. R. Schauberg uns gütigst zur Verfügung gestellt hat: „Man nennt tailles ein in zwei Hälften gespaltenes Holz, welche man an einander legt, um Zeichen darauf anzubringen, mit denen man die Zahl der von den Lieferanten an die Kunden abgegebenen Waaren constatiert. Der Verkäufer behält die eine, welche taille heißt, die andre, échantillon oder auch contre-taille genannt, bleibt in den Händen des Empfängers. Dieß gilt als eine Art schriftlichen Beweises und wird namentlich von Bäckern und Metzgern geübt.“ Das selbe Wort, in der Form talley, wurde auch von der englischen Sprache angenommen für das Kerbholz, welches Jacob in seinem Law Dictionary um die Mitte des vorigen Jahrhunderts als damals noch z. B. von den

Bierbrauern gebraucht beschreibt. Sonst fehlte es dem Englischen nicht an ältern germanischen Ausdrücken. Zu Anfang unseres Jahrhunderts noch bedienten sich die schottischen Bäcker mit ihren Kunden des nick-stick (nick = Einschnitt, verwandt mit necken, niggelen, wovon oben ausführlicher); und wenn jetzt score nur mehr eine Zahl bezeichnet, wie unser Dutzend, Schock u. dgl., so bedeutet doch das gleichlautende Zeitwort einkerben und ist eben nahe verwandt mit „scheeren" u. s. w., und leicht begreiflich ist, wie aus einer Kerbenrechnung der Name für bestimmte Anzahl natürlich erwuchs, gerade wie in der oben geschilderten Kreideberechnung es sich als praktisch empfahl, eine bestimmte Zahl von Zeichen abwechselnd zu beiden Seiten des Striches anzusetzen. Die Einrichtung, wenn auch nicht der Name, wird auch von anderswoher berichtet. So pflegte in den ungrischen Bergstädten die „Bergrechnung" auf lachterlangen Stäben einer der Aufseher, der deßhalb der Aufschneider hieß, aufzuschneiden.

Neben dem Ausdruck Beile werden auch andere erwähnt. So in der Basler Gerichtsordnung von 1719, nachdem jener erstere vielleicht ausgestorben war: Als auch etwann diejenige, so Schreibens und Lesens nicht zum besten berichtet, sich mit schlecht gemachten Kerffhöltzeren oder Zedeln benügen lassen: sofern dann jemand zu Beweisung seiner Schulden einig (etwa ein) Kerffholtz oder Zedel im Rechten fürbringen, darneben die von dem andern Theil fürgezeigte Gegenzedel oder Höltzer gleichförmig erfunden wurden, solle denselben Glauben gegeben und daruff erkennt werden. In Stein sagt man von Einem, der seine Einkäufe auf Borg macht: by dem goht Alles uf's Cherbholz. Die Kerbzeddel oder Kerbbriefe dienten übrigens mehr als Vertragsurkunden, wie z. B. im Simplicissimus; sie waren in einer krummen Wendung derart zerschnitten, daß sie vollkommen in einander paßten und nicht leicht für die eine Hälfte ein gefälschtes Instrument untergeschoben werden konnte, eine Einrichtung, die noch immer bei Banknoten u. dgl. ersehen werden kann. In den Alpenrosen von 1866 läuft eine Redensart unter, welche gewiß auch auf dem Kerbholze fußt. "Diese Herren haben durch ihre Aufführung meist Unsauberes am Stecken, und sobald der Hauptmann bessern Stoff wittere, sei's um so einen aufgeblasenen Kerl bald geschehen." „Übel angeschrieben" besagt ungefähr das Selbe. Nur im Vorbeigehen sei des Einkerbens erwähnt, welches ehedem zur Bezeichnung der Marken mit bindender Kraft an Grenzbäumen, den sogenannten Lohtannen u. s. w. vorgenommen wurde.

VII.

Bitz Batz Butz.

Die Grundbedeutung ist, wie oben S. 11 (vgl. auch 88. 93. 94) schon gesagt, die des abgebissenen Stücks, Mundvolls; das Deminutiv gerne mit dem Nebenbegriff des Leckern (gûte Bitzlin frässen, sagt mit der derben Sprache der Mißgunst oder des Tadels Pfarrer Maaler), also wie Möckli, Bröckli; Bitz oder Bitzen in verallgemeinertem Sinn Abschnitt überhaupt, z. B. en Bitz Land, auch wie Brocken die Wegstrecke, noch en ordeliche Bitz, noch eine ziemliche Strecke; auch von der Zeitdauer, Weile; 's hinderst Bitzeli, durchaus Alles, bis auf's letzte Stück; z' chlînen Bitzlenen zergangen, ganz zerbröckelt; daher bitzlen in kleine Stückelchen zertheilen, und zwar zunächst wieder mit Beziehung auf den genossenen „Bissen", also von Etwas nur kosten oder, wie bröselen (s. oben S. 166), mit dem Genusse haushalten, dann überhaupt wenig auf Einmal brauchen, ökonomisieren; zerbitzlen, zerstückeln, die Bitzleten, Abfälle; Erdäpfelbitzli, ein Gericht aus zerstückelten Erdäpfeln. Und da leicht die Vorstellung des Theiles, Bruchstückes wechselt mit derjenigen des kleinen, geringen Gegenstandes, so wird en Bitz, es Bitzji, Bitzeli synonym mit ein wenig, und wie dieses vom Begriff des Quantitativen übergetragen auf den des Qualitativen, des Grades. So taugt es namentlich zur Verstärkung der Negation; ekeis (en-keinez) Bitzeli (gesteigert ekeis gotzigs Bitzeli), wie ekeis Brösemli, sowohl gar Nichts als gar nicht. Hier begegnet uns als Steigerung auch der Ausdruck kein Birenbitzen, das jedoch, wenn auch vielleicht vom Volke so verstanden, kaum ein Compositum unseres Wortes ist, vielleicht nur dem Begriffe, nicht dem Wortstoffe nach hierher gehört. Wohl ließe sich ebenfalls eine Reduplikationsform mit r denken, wie der Lockruf für die Ziege, girigitz, sich augenscheinlich aus Gitz entwickelt hat, allein da ein Wort Bitz mit der Bedeutung Griebs d. i. das Kerngehäuse und die Fruchtnarbe der Rosenblüthler vorkommt, so kann kein Zweifel über die Herleitung des Wortes Birenbitz als eines Compositums bestehen. Der verdorrte Blüthenrest aber reiht sich vortrefflich unter die mannigfaltigen Ausdrücke des Nichtigen, Werthlosen, um so passender, da auch der Birenstil und die gedörrte Birne (auch niedersächsisch die Backbirn gerade so) im Ganzen von der Sprache zu dem selben Zwecke verwendet werden. Für Biren- tritt auch das Fîgen-Bitzli ein. Die eben erwähnte Bezeichnung des Griebses, durch welche die Mittel- und Ostschweiz

von den westlichen, den sogenannten burgundischen Kantonen, welch letztere sich mit Gräubschi, Nebenform Gräutschi, an das hochdeutsche Gröbs anreihen, absteht, kommt in ihrer ursprünglichen Gestalt zwar auch dort nicht mehr vor; nur die schwäbische Mundart hat sie in dem Compositum der Äge-Bitz bewahrt, wohl das selbe, das Titus Tobler aus einem Vocabularius von 1482 notiert hat: Grubss oder ebitz; und eine andere Zusammensetzung ebenfalls aus einem alten Vokabular von Lexer aufgezeichnet urpitz. Dem einfachen Worte begegnen wir in dem holländischen pit. Der schweizerische Ausdruck ist eine Ableitung, das Bitzgi, an welcher wir i für sich als ursprünglich deminutives Zeichen (vgl. oben S. 82 Anm. 2), g dagegen als Weiterbildung des Stammes anzusehen haben, da dieser Zusatz sich besonders gerne nach tsch und dem gleichwerthigen tz entwickelt, z. B. Mützger neben Mützer (Spitzmaus), Mutschg = Mutsch, Mutz (gestutzter Gegenstand), Platzg, Gilzg und Gilz (Baumwipfel), wie baierisch nach dem einfachen ſs, sch, z. B. Fleißg, zwischgen. (Wohl aber ist in dem niederrheinischen Bitske, ke Deminutivendung.) Das thurgauische Bixi ist bloße, auf Umstellung beruhende Nebenform, deren Widerspiel uns in Letzgen für Lekzen (Lektion) geläufig ist und in der Nebenform gatzgen für gaggsen (und dieß für ursprüngliches gackzen d. i. gackern) erscheint. (Auch Blitzg, blitzgen beruhen auf Umstellung aus altem Blickze, blickzen, während die schriftdeutschen Formen vielmehr eine Vertauschung des Organs [t für k] darbieten, das Luthersche Blix aber [vgl. obiges Bixi zu Bitzgi] der ursprünglichen Gestalt am nächsten steht. Wörter wie Blitzg aber mögen der Entwicklung des g in andern durch übel verstandene Analogie gerufen haben.) Während nun Maaler eben dieses Bitzge am obs darbietet, bedient sich sein Vorgänger und Landsmann Fries der Form bütschge — interessant genug für die Geschichte der Mundart, da Jener seine ganze Amtszeit im ehemaligen Thurgau zugebracht hat, der im eigentlichen Zürichgau wirkende Fries dagegen sich der noch jetzt daselbst gäng- und gäben Vergröberung bedient; nichts Anderes nämlich ist das tsch für tz (sch für s) und das durch dessen Einwirkung bedingte ü für i. (Vgl. chnütschen, chützlen.) Auffallender Weise begegnen wir der Zürcherischen Form Bütschgen auch bei dem Erfurter Lexikographen Stieler (1691); dort als Nebenform von Bützlein; und wirklich können wir der Frage nicht aus dem Wege gehen, ob unser Bitzgi nicht auch leiblich mit Butz, Butzen in der Verwandtschaft stehe, welche zwischen den Bedeutungen der beiden Wörter besteht. Wie anderwärts, so tritt auch in einigen Schweizer Mundarten für

den Begriff Kerngehäuse der Butzen ein [1]; auch das Bitzgi, Bütschgi κατ᾽ ἐξοχήν, der am Halse des Menschen sichtbar hervortretende oberste Knorpel der Luftröhre, den sich die Volksanthropologie als ein Erbstück von unserem Urahn erklärt, welchem von jenem bekannten fatalen Apfel wie zum bleibenden Brandmahl für die übermäßige Gier die Samenkapsel im Munde stecken geblieben sei, heißt auswärts Butzen, und in diesem Sinne ist wohl auch das Wort im Pasquill bei Schade (ich muss den Butzen aussher sagen, d. i. von der Leber weg; Alles, was ich auf dem Herzen habe, ohne Rückhalt) zu verstehen. Wenn allerdings in der bei uns geläufigen Verbindung Butz und Benz, d. i. Alle, Alles ohne Auswahl (vgl. Hund und Leutsch); Alles ohne Zurücklassung eines Restes (Stübis und Rübis), welche schon altschweizerisch ist (Edlibach's Chronik läßt im Alten Zürichkrieg den Schwyzer vor Greifensee sagen butz vnd bentz töden alle mit einandren), Butz als Personenname verstanden sein will, etwa Burkhart, da Benz Bernhart ist (vgl. Heiri was Hans), so sind dagegen mit der in einigen Mundarten üblichen Gegenüberstellung Butz und Stiel (oder Stengel) offenbar die beiden Extremitäten der Birne gemeint, Butz also wieder unser Bitzgi, jene erstgenannte Verbindung aber wahrscheinlich eine sekundäre, hervorgerufen durch die Vorliebe für Alliteration. Der Engländer nennt den Griebs core (das französische coeur), und so nennen wir auch das „Herzchen" im Salat Bütschgi, und ebenso die Knöpfchen in der Mitte der runden Fensterscheibe; in Baiern aber heißen diese altmodischen Gläser Butzenscheiben, und in Tirol ist Butzen auch der Centrumnagel in der Scheibe der Schützen. Auch schweizerisch bezeichnet man mehrere Arten des Begriffes Punkt mit diesem Worte, namentlich deminutiv für Bläschen auf der Haut des Antlitzes; in den alten Übersetzungen von Geßner's Naturgeschichte die Punkte auf den Hörnern der Schnecke. Nur an den Bedeutungen verhärteter Nasenrotz, Augenzieger, Lichtkolben einerseits, und Popanz anderseits nimmt unser Wort mit stammhaftem i (ü) gar nicht Theil, obwohl diese kaum von jenen ersterwähnten sich trennen lassen. (Allerdings muß auffallen, daß gerade für Rotz und Popanz in einem großen Theile der Schweiz ein besonderer Ausdruck statt Butz gilt, nämlich Bögg, Brögg; aber der an III. Mos. 19, 23 sich anknüpfende etymologisierende Handstreich des alten Glossators, welcher prepucia [præputium, eigentlich das voran Weggesäuberte, also die Vor-

[1] In einem Baslerischen Kettenreim heißt es: Und e Kern am Butz | Und e Butz am Birli | Und e Birli am Stil.

haut, an dieser Stelle die ungenießbaren Theile am Obste] sich damit erklärte, es seien diese Theile vordem den Götzen, Butzen, "idolis" geopfert worden, beruht augenscheinlich auf der Gleichsetzung der beiden Bedeutungen.) Dagegen vermengen sich die beiden Stämme (Appenzellerisch Bitzgi[1], Wallisisch Butzji) noch einmal in der Bedeutung Knirps,' Geschöpf von verkümmertem Wachsthum[2], und berühren sich hier mit einer dritten Form, Boß, welche weiter zu verfolgen uns aber zu weit ab führen würde. Es kann uns hier gleichgültig sein, ob diese letztere Verwendung der fraglichen Wörter aus dem Begriffe Kobold, oder aus dem des Punktes (Zweck, Schuhnagel, Centrumnagel ist auch ein Name für den Knirps) erwachsen sei, oder ob eine Übertragung des Begriffes des physisch und moralisch Garstigen auf den der körperlichen Mangelhaftigkeit Statt gefunden habe — es war nur darum zu thun, die Verkettung beider Stämme nachzuweisen, welche in der That so vielfach ist, daß eine Trennung unrathsam scheint, um so unrathsamer, wenn durch Vergleichung einer bisher nicht erwähnten Nebenform die Skale der drei Grundvokale zum Vorschein kommt. Der Griebs heißt nämlich in den Vierwaldstätten und anstoßenden Gebieten das Bätzi, Bätzgi; Bätziwasser das aus den Abfällen des Obstes Gebrannte; und hier begegnen wir auch auf schweizerischem Boden der, nach der oben geäußerten Ansicht ursprünglichern Zusammenstellung: mit Bätzi und Stiel. Die übrigen für Bitzgi und Butz aufgezählten Bedeutungen haben sich hier nicht entwickelt, und kaum hängt das Wort Bätz, Batze (weicher Klumpen) deutscher Mundarten mit den unsrigen zusammen; auch ließe sich, wie einleuchtend für jenes Grimm's Ableitung von backen (backzen, batzgen, Batze; vgl. Blitz) sein muß, die Bedeutung, welche an dem schweizerischen Worte haftet, nur auf unglaublichem Umwege mit jenem Grundbegriffe vereinigen. Und doch leitet auch von dem deutschen Worte eine Brücke zu Butzen hinüber, indem das Lexikon von Frisch für klumpenweise setzt „butzenweise". Solches Zusammentreffen ist aber vielleicht ein bloß zufälliges, indem die Bedeutung Klumpe auch für Butz sich aus der von Grimm angesetzten Wurzel, welche (wie das verwandte bößen) stoßen, im vorliegenden Falle feststampfen ausdrückt, ableiten ließe, wie anderseits die des Poltergeistes und des als unbrauchbar Abgestoßenen (vgl. das latei-

[1] Hieher, nicht aber zu Bigger, gehört nach unserm Dafürhalten der von Stalder als bernerisch beigebrachte Byzger, kleines Pferd. Die Schreibung mit y darf uns nicht beirren, da die Quantitätsbezeichnungen im Idiotikon vielfach verfehlt sind.

[2] Auch der siebenbürgische Name des Kernhauses, die Grôz, bezeichnet zugleich das kleine Kind.

nische putare). Dem schweizerischen Bätzi bleibt somit freilich keine andere Rolle als die einer bloßen Spielart, veranlaßt durch gleichlautende Wörter ähnlichen Begriffes. Bitz (Birenbitz) aber, von dem diese Abschweifung ausgieng, ist am Ende, wenn wir die Ausdrücke Adamsbissen, englisch und schwedisch Adams bit erwägen, von bîßen abgeleitet, also im Grunde das selbe Wort mit Biß, der Bissen. Diese Vermuthung wird unterstützt durch das Verbum bitzgen, beißende Reden führen, das die selbe Erweiterung des Stammes zeigt wie das Substantiv Bitzgi; das einfache bitzen (häufiger deminutiv bitzeln) aber heißt schwäbisch, baierisch u. s. w. prickeln, also eigentlich beißen; unser Adjektiv bitzig, vom Geschmacke, scharf (vgl. bitter, und älter deutsch bitzer), von Insekten, zum Stechen geneigt, auf den Charakter übergetragen, wie niederländisches bits, streitsüchtig, empfindlich; das Compositum bitzelecht, bitzelachtig (und mit der unbedeutenden Afterform spitzelachtig) ebenfalls vom Geschmacke (sauersüß); auch das Grundwort Bitz selber hat, im Sinne von Stich, Hieb bei Flüssigkeiten, die Bedeutung von Beigeschmack.

Nachträge und Berichtigungen.

Zu S. 8 Z. 16.

Anständiger: Eine heirathen mit sammt dem Nutzen, welche Rede sich anlehnt an die Übernahme eines landwirthschaftlichen Gutes mit sammt dem Jahresertrag, was eben im Volksmunde der eigentliche Sinn des Wortes Nutzen ist.

Zu S. 9 Z. 20.

Der Hobel des ungenügsamen Gesellen zischt: „Käs und Brot das mag ich nicht, Wurst! Wurst!“ Da zählt unser Appenzeller freilich auf bessere Werthschätzung der goldigen Zugabe, indem er anbietet: Du hesch Brot ond ich han Käs: mer wend gad thèle (wir wollen drum theilen), wobei der Schelm freilich weiß, daß er nicht Käse, aber kès d. i. keins, kein Brot, hat.

Zu S. 9 Z. 23.

Anders und pikanter gedeutet von Birlinger: „Käs machen“ im selben Sinne, der oben in S. 24 Anm. 1 steckt.

Zu S. 10.

Es gebührt sich auch nicht, daß der Mensch, der ja um sein täglich Brot erst beten muß, sich wählerisch zu demselben verhalte: er soll die Gottesgabe nicht abwägen, ob frisch oder altbacken, ob Krume oder Kruste, ob Schwarzbrot oder Weißbrot; ernsthaft, wenn schon doppelsinnig, mahnt den Unzufriedenen die Weisheit des Volkes: Alles Brod ist guet, aber kei Brod ist nit guet.

Zu S. 11.

Wenn schon die Rede: Es ist gad wie b'bettlet und Brod g'heuschet (geheischen) ein auf die mühelosefte Art sich vollziehendes Geschäft bezeichnen soll, so weiß doch Jedermann, daß der ehrliche Broterwerb seine Schweißtropfen kostet, und die Drohnen, welche es nicht wissen, können es in den Hütten des arbeitenden Volkes vernehmen, welch' harte Zeit anhebt, wenn der Segen einer Jahresernte zur Neige geht, wenn de Rogge rīft Und de Müller pfīft — wir sehen ihn müßig aber vergnüglich, weil neuen Gewinnes gewärtig, unter der Thüre stehen — Und de Beck ka (kein) Brod mē bacht. Mit bitterer Ironie hat das Volk selber jene böse Zeit von Pfingsten bis Jacobi den Langen Brächet getauft und den selben Titel auch auf eine lange, hagere Gestalt, die an Theuerung und Hunger gemahnt, übertragen. Aber auch aus dem ersten Gezwitscher der aus der Fremde zurückgekehrten Schwalbe (Simrock,

schränkung auf das Hin- und Herschwanken in Flüssigkeiten sich ebenfalls aus der obigen Grundanschauung entwickelt zu haben (obwohl hier allerdings die Verwandtschaft mit platzen, plätschern u. s. w. in Frage kommt). Unter diesem Gesichtspunkte gruppieren sich zusammen: flederen, fletschen: im Wasser hantieren (in tadelndem Sinne); fletschen, flätschen, pflätschen: durchnässen; stark regnen; flätt-, pfletter-, pflätschnaß; Flatz: Wasserguß, Schneerutsch; Pfluder, Geflüder, Pflutterig: Schlamm, aufgethauter Schnee; Flader: Kuhmist; — dann mit Hervorhebung des vom Wasser hervorgebrachten Tones: pfluderen, pflotzen, flätschen, pflätschen: in nassen Kleidern, Schuhen, auf wassergetränktem Grunde gehen. In Anlehnung an diese speziellere Gruppe könnte allerdings der Fluder auch den Ofenwisch als den in Wasser getauchten meinen.

Zu S. 45 Z. 15.

Hinwiederum, wie der Mensch seine Künste dem Himmel und der Götterwelt andichtet, um sie (im großen Ganzen mit richtigem Gefühle) dort als Vorbild wieder abzulernen, ahmt (s. oben S. 20) die Kinderwelt als leeres Spiel die Hantierungen der Erwachsenen nach. Ja die Phantasie vermag dieselben sogar in dem Treiben der Thiere zu erkennen oder ist wenigstens keck genug sie ihnen anzudichten. Es sei erinnert an jenes alte und weitverbreitete Volkslied, auf dessen Zusammenhang W. Wackernagel aufmerksam gemacht hat. Hier die schweizerische Fassung, deren Aufzeichnung dem genannten Gelehrten zu verdanken ist. 1. I gang emôl der Berg ûf: | Hê Wunger (Wunder) grôss! | Dô g'sehne-n-i^ch^ zwê Storke | In-eme Mättli morke. | 's nimmt mi^ch^ Wunger über Wunger, | Wie die Storke könne morke; | Ungerdesse nimmt's mi Wunger. | 2. I gang emôl u. s. w. | Dô g'sehne-n-i zwô Chräie (Krähen) | In-eme Mättli mäie. | 's nimmt mi Wunger über Wunger, | Wie die Storke könne morke, | Wie die Chräie könne mäie; | Ungerdesse nimmt's mi Wunger. | 3. I gang emôl u. s. w. | Dô g'sehne-n-i zwê Frösche | In-ere Tenne drösche u. s. w. | 4. I gang u. s. w. | Dê g'sehne-n-i zwê Schnecke | In-eme Müeltli knette u. s. w. | 5. I gang u. s. w. | Dô g'sehne-n-i zwô Mucke | 's Brôt in Ofen îne schupfe u. s. w. | 6. I gang u. s. w. | Dô g'sehne-n-i zwô Brême | 's Brôt ûss-em Ofen ûsse nême u. s. w.

Zu S. 62 Z. 20.

Im Almosenamt zu Zürich fanden sich am letzten Abend des Jahres 1678 nicht weniger als 4800 fremde und einheimische Arme ein, welche je ein Stück Brot und eine namhafte Geldgabe empfiengen. Im Jahre 1692 waren deren sogar 7758.

Zu S. 63 Z. 18.

Der Zürcher Hans Schwend, Konventherr zu Einsiedeln, machte zu Anfang des 16. Jahrhunderts auf sein Haus in seiner Vaterstadt eine Stiftung, die jährlich an den vier Frohnfasten in diesem von da ab so benannten Fraufastehûs unter die Armen ausgetheilt wurde, und zwar jedesmal 30 Brote, wobei sich oft über hundert Personen einfanden, nach deren Zahl die Brote zerstückt wurden. Diese Austheilung, der jedesmal die Verlesung etlicher Gebete durch einen der Empfänger vorangieng, wiederholte sich bis zu Ende des vorigen Jahrhunderts, da sie wie so viele anderen ehrwürdigen Bräuche zu Grabe gelegt wurde.

Zu S. 63 Z. 20.

So wurde u. A. an der „Jahrzeit" der im J. 1444 hingerichteten Besatzung von Greifensee aus Veranstaltung des Rathes von Zürich ein halber Mütt Kernen an gebachnem Brodt Armen Leuthen in Spendwyss gäben.

Zu S. 66 Z. 9.

Die Unentbehrlichkeit des Pfister-Gewerkes erklärt auch die exceptionelle Berücksichtigung desselben bei gegebenem Anlasse. Als der Rath zu Glarus im Jahre 1798, beim Heranrücken der Franken, da er die mobilen Pikete den Schwyzern zu Hülfe geschickt und dadurch das eigne Land entblößt hatte, sich genöthigt sah den Landsturm aufzubieten, wurden einzig und allein die Rathsglieder und — die Pfister zu Hause gelassen. Die Regierung des selben Kantons hielt ehemals auch die Bemühungen des jeweiligen Bürgermeisters von Zürich um die Brottaxe für wichtig genug, um den Jagdbann ihrer Freiberge jährlich einmal zu brechen und je zwei Gemsthiere zu einer Verehrung dort schießen zu lassen.

Zu S. 70 Anm. 1.

Fekte hinwieder, die andere mundartliche Form dieses Substantivs, hat es bei bloßer Metathesis bewendet sein lassen, und zwar einer solchen, welche wie diejenige in Mikte aus Mittw'che, d. i. Mittwoch, den Revers zu der obigen darstellt.

Zu S. 89 Anm. 3.

Zu Schümmel vgl. Grimm. Wörterb. III, 380.

Zu S. 92 Anm. 1.

Für Molke lies Mocke.

Zu S. 96 oben.

In Mels versteht man unter Migili in Butter gekochte Mehlknöllchen, was die Nachbarn in Sargans Ribel nennen.

Zu S. 97 unten.

Hausbau und Kinder vil, offt bachen, | vertreibt manchem bidermann dass lachen. | Darum hůt Dich vor solcher not, | so issest lang ungesorgtes Brodt. (Haußradt. Basel 1591.)

Zu S. 109 unten.

In Luzern wird unterschieden höchs Brod d. i. der hochgebackene rundliche Laib, gegenüber dem Weggen, dem länglichen Doppelkeil.

Zu S. 115 Anm. 3.

Den Zürcher Text, neben andern, gibt Simrock's Kinderbuch fast gleichlautend.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.



